Per. 149 an-68

Miscell.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Ein periodisches Werk, politischen, historischen, statistischen, geographischen und literarischen Inhalts.

Von

D. Friedrich Alexander Bran.

Achtundsechzigster Band.

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1831.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des 68sten Bandes.

Seite

1. Auftritte auf dem Vendomeplatze in Paris. 1

2. Fortschritte der Entdeckungen in America. Aus dem Französischen des Herrn von Blosseville. 10

3. Geständnisse des Seeräubers Gibbs. . . 61

4. Die Inselbewohner Polynesiens. Aus dem Englischen. 79

5. Die Contemporaine in Smyrna. . . . 101

6. Anecdoten aus den Zeiten der Restauration. Von Theodore Anne, Ex-Garde-du-Corps. 118

7. Characteristiken. Aus dem Französischen. 139

- Maison. 139
- Der Graf d'Argout. 145
- Casimir Perier. 147
- Barthe. 151
- Sebastiani. 156
- Soult, Herzog von Dalmatien. 159

8. Ueber die Reform in England. Aus dem Edinburgh Review. 161

9. Ueber China. 218

10. Reise nach Terre-Neuve. Aus dem Französischen des Herrn Eugen Ney. . . 253

Digitized by Google

Seite

11. Reise nach Terre-Neuve. Aus dem Französischen des Herrn Eugen Ney. (Schluß.) 321

12. Die Schleichhändler. . . . 340

13. Abschied Carls X. von dem Schiffscapitän Dumont d'Urville. 351

14. Character und Fortschritte der Cholera-Morbus seit ihrem Ursprung im Jahre 1827 bis 1830. Aus dem Französischen. . . 356

15. Erinnerungen von den Freundschafts-Inseln im Jahre 1827. Aus dem Französischen des Herrn Sainson, Zeichner auf dem Astrolabe. 385

16. Die rothe Rose. Eine Geschichte aus dem Vendeekrieg. Aus dem Französischen des Herrn Alexander Dumas. . . . 402

17. Politischer Zustand der Indianer in Nord-America. 447

18. Ueber den Militäretat in Frankreich vor und nach der Revolution von 1830. Aus dem Französischen des Herrn Grafen von Locmarin, verabschiedeten Obristlieutenants und Ex-Unterdirectors des Personals der Armee. . 460

Digitized by Google

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Jahrgang 1831. Siebentes Heft.

Auftritte auf dem Vendomeplatze in Paris.

In einem Briefe an ihre Tochter beklagt sich Frau von Sévigné darüber, daß das Gefühl der Liebe dem Herzen aller Menschen innewohne. Ihr Wunsch wäre, daß dieß kein gemeinsames Recht sei, sondern ein ausschließliches Privilegium ausgezeichneter Personen, die fähig wären, die Zartheit zu empfinden, die Annehmlichkeit zu fühlen und die Härte ohne Klage zu ertragen. Der Wunsch der liebenswürdigen Witwe ist, man möge die Liebe durch ein Ausnahmsgesetz reguliren, und die, welche sich ihrem Cultus weihten, dürften auf ihren Altären nur vermöge eines Privilegiums opfern.

Nach dem Beispiele dieser edlen Dame wäre mein Wunsch der, daß die, welche sich zu Verfechtern der Freiheit erklären, die sich zu Kämpfern und Führern derjenigen, welche für sie fechten, aufwerfen, sie um ihrer selbst willen lieben, des Guten wegen, womit sie die Welt beglückt, und daß die Freimüthigen

Digitized by Google

auf der Tribune nicht Tyrannen würden in ihrem eignen Hause.

Wenn man von der Liebe und Politik diejenigen ausschlösse, die nur ihre persönlichen Interessen im Auge haben, wenig Menschen würden dann übrig bleiben zum Dienste der Frauen und des Vaterlandes. Die Celadons und Brutus sind jetzt sehr selten; die Einen sind lächerlich und die Andern Furcht erregend.

Es gewährt jedoch viel Vergnügen, große, von einem democratischen Geiste beseelte Versammlungen zu sehen, die der Gewalt ihrer Führer nicht unterworfen sind. Es ist eine für das menschliche Geschlecht ehrenvolle Thatsache, daß, wenn sich eine Menge vereinigt und sich selbst überlassen ist, ihre ersten Gefühle Großmuth athmen, ihre Begeisterung aus der Seele kommt, ihre Entschlüsse, ihre Reden immer das Gepräge der Wahrheit tragen. Ihre Gefühle sind bisweilen übertrieben; aber in diesen Verirrungen liegt nichts Niedriges, nichts Selbstisches; der edelste Theil ist gewöhnlich der anziehendste. Das ist der Vortheil der Freiheit. Sclaven tödten ihre Herren, Leibeigene bringen ihre Gebieter um, Freigelassene höhnen sie, freie Bürger beschränken sich darauf, ihre Tyrannen zu verjagen. Höret Männer aus dem Volke, die sich democratisch versammelt haben zur Sicherheit ihrer

Digitized by Google

Person, um die Angelegenheiten ihrer Stadt zu ordnen, oder zum Heil ihres Landes; leihet ihren Reden, ihren Gesprächen ein aufmerksames Ohr; man glaubt, irgend einen Gesang Homers zu hören, oder ein Chor aus dem Aeschylus oder Sophokles. In Griechenland war keine Academie der Vierzig, und wie man keinen Lehrstuhl der Beredsamkeit hatte, so war man auch nur ganz einfach beredt.

Von diesen Ideen erfüllt, stand ich lauernd auf dem Vendomeplatze, um das sich selbst überlassene Volk zu beobachten. Eine ungeheure Menge bedeckte schon diesen Platz. Mit ihren ersten Strahlen vergoldete die Sonne die Spitze der Säule, und da der Horizont hier und da mit Wolken bedeckt war, so verschwand sie einen Augenblick und tauchte dann wieder hervor. „Siehst du nicht, sagte Einer mit einem hölzernen Beine zu seinem Nachbar, daß die Sonne jeden Augenblick wiederkommt, um zu sehen, ob die Statue wieder an ihren Platz gestellt ward, und daß sie betrübt ist, sie nicht zu finden? — Du sprichst sehr rational, Camerad, antwortete der Nachbar; der Himmel ist nicht allein betrübt, sondern er weint sogar, denn eben fiel mir ein Tropfen auf die Nase; möchte doch so viel Wasser, als unter der Arcolebrücke wegfließt, sich über das Haupt derer ausschütten, die versprochen haben, ohne Wort zu hal-

ten. — Ja liebes Kolibri, sagte eine Dame der Halle, du hättest sie gar nicht wegnehmen lassen sollen; du hattest ja Waffen, um sie zu vertheidigen. — Liebe Sabine, ihr hättet nur über eure Halle eure Schnupftücher breiten dürfen, um die Rückkehr des Gros-Lapin zu feiern, und so die Revolution bewirkt, die man die Revolution der Schnupftücher genannt hat, um zu zeigen, wie schmutzig sie war."

Während man sich in einem Winkel des Platzes so unterhielt, beeilten sich Andere, ihre Weihgeschenke an den Fuß der Säule hinzulegen. Es war merkwürdig, zu sehen, wie Familienmütter ihren kleinen Kindern Rosensträuße gaben, damit sie sie an den Fuß der Säule werfen sollten, und wie alte Diener ehrfurchtsvoll am Fuß dieses Monuments niederknieten, und bald war der Marmor, die Basis, das Gesims mit Blumenguirlanden, Festons und Kränzen belegt; und die vier Adler trugen in ihren Krallen und Schnabel mit Crepp umwundene Kränze von Immortellen.

Ein Blinder, von seinem Hund geleitet, kam über den Platz und fragte, bin ich bald da? — Ihr seid es, antwortete man ihm; Ihr braucht nur die Hand auszustrecken. Und als er das Gitter berührt hatte, hob er die Augen nach der Spitze der Säule. „Alle Bomben! schrie er, ich sehe das Oberste zu

unterſt. — O Wunder, Wunder! rief die Menge, der Blinde kann wieder ſehen.“ Und unſer Blinder, der die Wahrheit dieſes Wunders beurkunden wollte, fing an, um das Gitter herumzugehen, ſtieß mit dem Fuß an, und fiel derb hin. Hierauf lief ſein Hund, den er zurückgeſchickt hatte, herbei, leckte und liebkoſte ihn, und die Umſtehenden gaben dieſem treuen, liebenswürdigen Thiere Backwerk.

Jetzt kam ein kleiner, von Invaliden gezogener Wagen, auf dem ein lebendiger torsus lag, deſſen Augen auf der Säule herumrollten, und der ſeinen Stummel und den Reſt ſeiner verkrüppelten Glieder bewegte. „Beim Teufel! rief er, da haben ſie mich auf die Säule eingehauen, wie der kleine Corporal mich aufzuheben verſuchte, als eine Kanonenkugel mir beide Schenkel weggeriſſen hatte! — Das hat nichts zu bedeuten, ſagte er zu mir; hier iſt das Kreuz, eine Penſion, eine Dotation und ich rufe dich zum Tapferſten unter allen Tapfern aus.“ Und alle die Verwundeten und Verſtümmelten, die bei dieſer Ovation zugegen waren, ſchienen alles das zu genießen, was ihnen fehlte, und ſich über ihre Verſtümmelungen Glück zu wünſchen. Einen ſolchen Einfluß äußern Tapferkeit und die Erinnerung an Siege auf die Franzöſiſchen Soldaten.

Ein in der Rednerſchule des Chateletplatzes ge-

bildeter Redner stieg auf einen der Eckſteine vor der Säule, und begann mit einer Stentorſtimme eine Lobrede auf den Helden; er hatte ſich ſchon auf den Gipfel der höchſten Beredſamkeit geſchwungen, als er um ſich herum rufen hörte: „Baba, baba, baba Händler; hier iſt Limonade, Eis!“ Dieß machte den Redner ſo zu Eis, daß er aus dem Text fiel, und von einem ſo ſymptomatiſchen Huſten befallen wurde, daß er ſich nur durch ein halbes Mäßchen Anis von demſelben befreite. Um dieſe Gruppe herum ſtanden ein Dutzend Cocos, mit großen ſilbernen Glocken an den Schultern, deren Geläute mit dem tauſendfach verſchiedenen Geſchrei verhallte, wie: „Ratafia von Neuilly! — Guignolets von Pantin! — Reinetten! — Kuchen von Nauterre! — Käſekuchen von Saint-Denis! ſie ſind noch ganz warm, ganz warm!“

Ein höchſt elegant gekleideter, wie der königliche Vogel coiffirter Mann kam zu Fuß mit zwei Dienern, welche ein großes Vogelhaus voll Vögel trugen. Am Fuß der Säule angekommen, entblößte er ſein Haupt, grüßte, öffnete das Vogelhaus, und alle ſeine Vögel, die auf der Säule Blumen und Blätter ſahen, flogen nach den Blumen, niſteten ſich in die Sträußer, und ein Staar ſprach ſehr deutlich die Worte aus: „Dem großen Napoleon Heil und Segen!“ Ein anderer Vogel faßte eine Blume

in seinen Schnabel, flatterte einige Augenblicke über dem Gipfel der Säule, und da er nicht fand, was er suchte, brachte er seinem Herrn, wie ein treuer Courier, den Strauß, dessen Bestimmung er nicht hatte finden können.

Mit aller Kraft schrie nun Einer: „Warum den Helden auf dem Gipfel dieser Säule suchen? Da ist er ja nicht, und ich will ihn euch zeigen, nicht aus Bronze, sondern aus Fleisch und Knochen, lebend, ja tanzend. Seht, seht! das ist er, der da in den Saal der Diana tritt, mit seiner geliebten Josephine tanzend und walzend beim Klang der Instrumente. — Seht, wie er im Tact tanzt, und mit welcher Grazie! Und ihr erstaunt nicht, ihr Herren und Damen? denn der Held von Austerlitz war ein Zögling von Vestris. — Seht ihn dort im Carrousel auf seinem Arabischen Hengst, wie er Revue über die alten Schnauzbärte seiner Garde hält; seht, wie er vor dem alten einarmigen Grenadier stehen bleibt; er zupft ihn am Barte, nimmt sich das Ehrenkreuz ab, um es ins Knopfloch des Tapfern zu knüpfen. — Verschwinde. — Jetzt ist er im Thronsaale, umgeben von seinen Räthen und dem diplomatischen Corps, Audienz ertheilend, nachdem er erst gefrühstückt hat. — Im Vordergrund seht ihr den Cardinal Caprara, dem er ganz laut den Titel Eminenz

ertheilt, und ganz leiſe coq..., indem er ein ſchlechtes Italieniſch wälſcht, um zu beweiſen, daß er Franzoſe war; ein wenig weiterhin kriecht M.....ch auf der Erde, und wartet auf einen Blick oder ein günſtiges Wort; empfängt aber aus dem kaiſerlichen Munde nichts, als das Wort falſch; ein wenig weiter ſteht Fürſt K.....n, glänzend von Gold und Diamanten, wie eine mit Steinen beſetzte Goldbarre; leidenſchaftlich ſpricht er mit ihm, und ſagt: „Sagt Eurem Herrn, er möge ſich an Friedland erinnern, damit er mit mir das Reich der Welt theile.“ — Vier Schritte weiter vor ſteht ihr Lucchezini, der dieſe Stellung eingenommen hat, um ſeinen Collegen und der Welt zu zeigen, daß er große Gunſt genießt; rings herum ſtehen die Geſandten, zu denen er kein Wort ſagt, und die ungefähr eine Rolle ſpielen, wie die Figuren des Curtius in den Gewölben des Tempels. — Eben ſpricht er mit ſeinem klumpfüßigen Miniſter, der ſich immer um ihn herumdreht, mit einem Auge lacht und mit dem andern weint. — Jetzt macht unſer Held eine Bewegung mit dem Haupte, was ſo viel ſagen will, als: „Gehe nun Jeder nach Hauſe.“ Und rückwärts ziehen ſich Alle bis an die Thür, durch die ſie ſich mit gewaltigen Bücklingen ſchleichen. — Jetzt, meine Herren und Damen, will ich Ihnen den Helden der Pyramiden in ſeinem Bette

zeigen, neben der Kaiserin, nicht weiter und nicht näher, als wir selbst liegen; aber dieß Gemälde kann ich Ihnen nur zeigen, wenn Sie mir einige Zeichen Ihrer Zufriedenheit geben..."

Das war also das Fest der Säule, wo man das nicht fand, was man suchte, und was einem versprochen worden war. Es dauerte drei Tage lang unter Spiel, Gesang und Tänzen, und die Menge war zu lustig, um unglückliche Pläne zu fassen. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Unzufriedene die Huldigung, die man Bonaparte erwies, benutzten, um, was man so zu sagen pflegt, eine journée zu machen. Die Männer des Juli mischten sich nicht in den Haufen, und schienen zu sich zu sagen: „Wenn aus unsern Reihen ein Mann hervortreten wird, werdet ihr sehen, daß Napoleon nur noch als ein Kind erscheinen wird." Da dieses Fest bloß un service du bout de l'an war, wurde es Abends mit einer tüchtigen Besprengung beschlossen; und nicht unser gnädiger Herr, der Erzbischof von Paris, officiirte, sondern die Spritzenleute, die den Schlauch über das Haupt des souveränen Volks hinführten, und dieses machte sich ganz durchweicht auf und davon, und sagte: „Helles Wasser, helles Wasser, das sind die Consequenzen vom Juli!"

Fortschritte der Entdeckungen in America.

Aus dem Französischen des Herrn von Blosseville.

Die Entdeckung von America rührt aus zwei völlig unterschiedenen Epochen her. Die erstere, welche die zufällige Folge der abenteuerlichen Fahrten der Scandinaven war, bietet nur ein folgeloses, historisches Factum dar, welches gelehrte Forschungen der Vergessenheit entrissen haben; die zweite dagegen, als Resultat eines hohen Calculs, welches das civilisirte Europa enthusiastisch aufnahm, hat die Gestalt des Erdbodens dadurch verändert, daß sie auf alle Völker einen wunderbaren Einfluß hatte. Um solche verschiedene Wirkungen gehörig aufzufassen, um den ungeheuern Zwischenraum zu erklären, der die beinah unbekannten Namen Gun-Biurn und Erich-Rauda von dem universellen Ruhm eines Christoph Columbus trennt, wird es ohne Zweifel ausreichen, wenn man die Zeiten beachtet, die relative Entfernung Europas von den verschiedenen Gegenden jenes Continents untersucht, und das Eis und die Unfruchtbarkeit Grönlands und New-Foundlands mit dem Clima und den Reichthümern der Antillen und Mexicos vergleicht.

Die Piraten des Nordens, welche im Mittel-

alter Irland und England verwüsteten, hatten schon öfters die Küsten Islands besucht und Spuren ihres Daseins zurückgelassen, bevor noch Naddodd's Andeutungen im Jahre 860 eine Colonie Normänner dahinzog. Die unternehmenden Männer, die nach dieser Insel ausgewandert waren, dehnten ihre Fahrten noch weiter aus. Gun-Biurn entdeckte 970 Grönland. Auch er hatte das den ersten Entdeckern Americas vorbehaltene Mißgeschick; sein Prioritätsrecht wurde ihm von dem Norweger Erich-Rauda streitig gemacht. Dieser entzog sich der Strafe wegen begangener Verbrechen, und landete erst zwölf Jahre später am Cap Farewell. Bald nachher, im Jahre 1001, sah der Isländer Biurn[1]) nach Südwesten hin ein hohes, waldiges Land, kehrte nach Grönland zurück, und fuhr mit Leif, dem Sohne Erichs, wieder ab. Diese zwei Reisenden gelangten in demselben Jahre an die Ufer des Continents, wo man die von ihnen bezeichneten Länder, Helleland, Markland und Winland, in Labrador, New-Foundland wieder zu erkennen glauben durfte. Im Jahre 1006 endlich setzte Thorwald, ein Bruder von Leif, die Untersuchung in Winland fort. Seine Landsleute hatten dort Verkehr

1) Dieser muß nicht mit dem früher erwähnten Gun-Biurn verwechselt werden.

angeknüpft, und die Chroniken erzählen, daß im Jahre 1121 der Bischof Erich von Grönland gekommen sei, um dort den noch heidnischen Ansiedlern den christlichen Glauben zu predigen. Später veranlaßte die Erzählung eines schiffbrüchigen Friesländers aus den Ferroer-Inseln, welcher New-Foundland und Neu-England unter den Namen Estotiland und Drogeo besucht zu haben scheint, die etwas zweifelhaften Fahrten der Brüder Seni und des Prinzen Zichmi von Friesland, welche im Jahre 1380 diesen Entdeckungen Glauben verschafften; aber ihre geringe Wichtigkeit in jenen entfernten Zeiten konnte keine allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Grönland wurde Isländischen und Norwegischen Colonieen überlassen, die bald durch das Eis isolirt, oder durch das Schwert, Clima und Krankheiten gänzlich vernichtet wurden. Noch in unsern Zeiten war der Ort ihrer Ansiedelung ein Punct historischer Critik; es ist aber nunmehr erwiesen, daß er jenseits des Caps Farewell lag. Bei der Ungewißheit, die seit mehr denn vierhundert Jahren ihr Schicksal im Dunkeln läßt, hat man nunmehr den Beweis erlangt, daß sie sich im Jahre 1133 bis zu den Weiber-Inseln und in die Baffins-Bai hinzogen. Diese Erfahrung macht Epoche in dem großen Zeitraum, welcher zwischen den Reisen Gun-Biurns und Columbus verflossen sind. Die Aufmerksamkeit kann

auch noch dabei verweilen, um den Ursprung der neuerlich in New-Foundland gefundenen Mauern und Münzen zu untersuchen; Manche wollen darin die Ruinen eines im vierzehnten Jahrhundert von Prinz Zichmi erbauten Forts finden. Auch die Authenticität einer Portugiesischen Expedition unter Juan Vas Costa Cortereal und Alvaro Martens Hornen im J. 1463, um eine nördliche Durchfahrt nach den östlichen Ländern aufzusuchen, wodurch sie an die Küsten von Baccalaos kam, verdient in dieser Hinsicht berücksichtigt zu werden. Nicht geringere Mühe dürfte es kosten, die Dunkelheit aufzuhellen, welche die Ansprüche der Basken und des Capitäns Jean de Echaide, die bis New-Foundland gekommen seyn wollen, veranlassen.

Wenn wir noch eine classische Ehrfurcht hegen für die Fahrten der Arnauten und die Irrungen des Ulysses, wenn wir täglich durch das Wunderbare einer Menge zufälliger Entdeckungen hingerissen werden, welche Bewunderung gebührt dann nicht dem kühnen Schiffer, dessen Geist die Hälfte des Erdbodens ahnete, und dessen Muth, den Menschen und den Elementen zum Trotz, die Wirklichkeit dieses großen Gedankens zu beweisen verstand. Genua und Lissabon schlugen jedoch die ihnen angebotene Welt aus; das vergessene Frankreich wurde schon damals dafür bestraft, seine

Marine vernachlässigt zu haben. Der Londoner Hof hatte nicht Zeit, sich zu entscheiden; Ferdinand fürchtete anfänglich, durch Begünstigung solcher Chimären den Titel eines Königs von Arragonien zu compromittiren; und als endlich die großmüthige Isabelle zu Gunsten der Castilianer ihre Juwelen gegen die Schätze Americas austauschte, ließ sie sich mehr hinreißen, als daß sie der Hoffnung Raum gegeben hätte. So viele Hindernisse, so viele Ungläubigkeit hätten einen minder erhabenen Geist entmuthigt; Columbus aber zeigte gleiche Beharrlichkeit, gleiche Ueberzeugung in Behauptung seiner Entwürfe, als da er gegen die Irrthümer des Compasses und die Drohungen seiner Gefährten ankämpfte.

Vergeblich würde man sich bemühen, Columbus Verdienst zu schmälern; denn, wenn man Odins Kindern auch nicht einige kleine Verzierungen der ruhmvollen Krone des Genuesischen Schiffers verweigern kann, so können doch die eifersüchtigen Ansprüche der andern Völker nicht mit gleichem Vortheil der Critik unterworfen werden. Die Engländer, die Portugiesen und die Franzosen haben Madoc-Ap-Owen, Alonzo Sanchez und Cousin vorgeschoben, deren Fahrten nach Virginien, Florida, Mexico, St. Domingo und dem Amazonenfluß, alten Archiven zufolge, in den Jahren 1170, 1480 und 1488 Statt

gehabt haben ſollen. In dieſem auf obſcure Traditionen gegründeten Streit über den Vorrang haben die Deutſchen auch repräſentirt ſeyn wollen durch Martin Behem, dem vorgeblichen Entdecker Braſiliens, der Magellaniſchen Straße und der Patagonen. Ferner die Venetianer durch einen ihrer Landsleute, und unter gleichem Titel könnten es auch die Araber durch die Brüder Almagrurim, vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Es ſcheint, die Natur ſelbſt habe ſich auch gegen Columbus verſchwören wollen, durch atmoſphäriſche Täuſchungen, dieſe Quellen vieler Fabeln, über die Inſeln Antilla, St. Brandon und der ſieben Städte, welche auf den alten Charten ſtatt der ſchwarzen Hand aufgeführt ſind, wodurch die Schiffer auf dem Ocean in Schrekken geſetzt wurden. Europa ſelbſt, als es dem neuen Feſtlande einen Namen gab, ſchien ſich des Neides ſchuldig zu machen, der ſich immer an ein großes Verdienſt hängt.

Wie es nun aber auch mit den Anſprüchen einiger nebenbuhleriſchen Völker und den Anſtrengungen, Charten zu entwerfen, ſeyn möge, ſo iſt es doch gewiß, daß die große Entdeckung Americas, welcher die berühmte Reiſe Marco Polo bis an die Grenzen von China voranging, die Frucht eines ungeheuern geographiſchen Irrthums über den kleinen

Umfang der Erde und die Ausdehnung Asiens, sowie gelehrter Reflectionen über die alte Theorie der Antipoden, das Gleichgewicht der Länder, die Masse der Gewässer, die Richtung der Winde und die Anlangung fremder Erzeugnisse an den Strand der Azoren war.

Wir müssen auch in diesem großen Ereigniß eine Folge der Bewegung der Gemüther wahrnehmen, welche die allgemeine Anwendung des Compasses, der Buchdruckerei und des Schießpulvers herbeiführte. Die Völker, die in dem Besitz der Kraft und der Civilisation gelangt waren, bewohnten nicht mehr die Ränder eines großen Sees, ihre entwickelte Einbildungskraft überschritt alle Grenzen, es wurde ihnen das große Gefühl, daß vor diesen Gaben des Genies die Welt sich ausdehnen müsse.

Unter andern Umständen hätten die Erfolge des Columbus nicht die ungeheueren Resultate herbeigeführt, die ihnen folgten, Resultate, die so schnell, so verwickelt, zuweilen so ungeahnet, so unabhängig waren, daß wir gleich anfänglich die Form allgemeiner Betrachtungen verlassen müssen, um, ohne uns zu verirren, allen Spuren des Columbus und seiner Wetteifrer zu folgen. Die Geschichte der Fortschritte der Geographie von America ist auch die Geschichte der neuern Civilisation dieses Welttheils.

Als der Gesandte Europas Spanien verließ,

nahm er seine Richtung nach den Morgenländischen Regionen von Cathay (China), wo er nach einer kürzern Fahrt, als die der Portugiesen, zu landen hoffte; allein er sollte in seinem Lauf durch ein glückliches Hinderniß [1]) gehemmt werden, und am 11. October 1492 stieß er auf das berühmte Guanahim, welches in der Nacht sich durch ein Feuer andeutete. Die Entdeckung der Lucayen, Cubas und St. Domingos schloß diese erste wundervolle Reise auf eine ruhmwürdige Art. Welcher berühmte und mit großen Kosten gebauete Leuchtthurm leistete je größere Dienste, als das bescheidene Licht, welches die erste Fahrt der Europäer nach der neuen Welt leitete!

Europa hatte sich America kundgethan; America mußte sich nun auch Europa kundthun. Columbus hatte den Ruhm verdient, konnte seiner aber nur dadurch genießen, daß er seine Titel in Spanien

---

1) Ganz richtig hat Chateaubriand gesagt: „America sperrt den Weg nach Indien wie ein großer Damm zwischen zwei Meeren. Herr von Humboldt drückt denselben Gedanken auf eine andere Weise aus: „Diese Erdzunge, an welcher die Wellen des Atlantischen Oceans zerschellen, ist seit Jahrhunderten das Bollwerk der Unabhängigkeit Chinas und Japans."

geltend machte. Der schreckliche Sturm, der ihn auf seiner Rückfahrt bei den Azoren befiel, konnte die kaum angeknüpften Bande zwischen den zwei Welten zerreißen. Die mit seinem Schicksale beladenen zerbrechlichen Barken widerstanden diesen Wogen, welche in der Folge so viele edle Schiffe verschlingen sollten; aber die andern Monumente seiner Reise wurden vernichtet. Das Meer hat uns das seinen erzürnten Wellen anvertrauete köstliche Tagebuch nicht wieder zurückgegeben, und die Waffen der Indianer hatten der auf Hispaniola zurückgelassenen kleinen Colonie nur eine kurze Dauer gegönnt.

Während Columbus abwesend war, war die Erwartung sehr gespannt gewesen; allein nach neun Monaten setzte der Enthusiasmus auch die Ungläubigsten in Entzücken. Der Tag möge nie vergessen werden, wo Americaner ihre ersten Schritte auf den Boden Europas thaten, wo der Entdecker Americas Isabellen die Mysterien desselben kund that.

Der Admiral des Oceanischen Meeres eilte, seine groſse Mission fortzusetzen, und bald in Folge einer Ermächtigung des Papstes Alexander VI. eine zweite Fahrt unternehmend, entdeckte er einen Theil der kleinen Antillen, Portorico und Jamaica; allein sein Andenken erinnert auf eine traurige Weise an die Excesse der fürchterlichen Tyrannei, welche auf den

furchtsamen Bewohnern von St. Domingo zu lasten begann. Bis dahin hatte Columbus noch Nichts als Inseln gesehen. Im Jahre 1498, nachdem er darauf verzichtete, unter dem Aequator herumzuschiffen, und die Insel Trinidad entdeckt hatte, sah er die Küste des Festlandes bei den Mündungen des Dragons, und folgte ihr bis an die Spitze von Araya. Die isolirte Ansicht der Spitze von Paria, die er anfänglich Isla Santa nannte, hätte ihn abermals zu einem Irrthum verleitet, wenn die schnelle Strömung des Oronoco ihm nicht die Gegenwart eines großen Continents kund gethan hätte.

Der Impuls war nun einmal gegeben. Im Jahre 1495 hörte das Monopol der Entdeckungen auf; die Laufbahn wurde frei, die Beziehungen zwischen Europa und diesen neuen Regionen fingen an thätig zu werden. Das funfzehnte Jahrhundert neigte sich seinem Ende entgegen, als Alonso de Ojeda, der sich mit eifersüchtiger Hand das letzte Tagebuch von Columbus zu verschaffen gewußt hatte, zu Maracapana an den Ufern des Guyane landete, Venezuela, den Maracaibo-See entdeckte, und seine Forschungen am Cap de la Vela endigte. Ihn begleitete America Vespucius, dessen Obscurität damals nicht die glückliche Usurpation andeutete, die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Bald erschienen in

diesen Gegenden auch Alonzo Nino und Christoval Guerra, welche sie zu einem Handelszweck besuchten.

Die Ungerechtigkeit hatte für die Europäer noch keinen so natürlichen Character, daß sie ohne alle Gewissensangst sich die Besitzungen der Americaner zugeeignet hätten; allein Alexander VI. beruhigte das Gewissen der Beherrscher Spaniens, welche ihre militärische Unternehmung als eine Art Kreuzzüge darstellten. Eine neue Aera begann dann für die nicht minder merkwürdigen Unternehmungen, als die, wodurch die vorhergegangen Jahre berühmt geworden waren. Nach Ruhm strebende Seefahrer schwangen sich in die Laufbahn, in welcher es schwer wird, ihren vielen und schnellen Fahrten zu folgen. Im Jahre 1500 entdeckte Vincenz Yanez Pinzon, der erste Spanische Capitän, der über die Aequinoctial-Linie hinauskam, das Cap St. Augustin, den Amazonenfluß, und beschiffte 600 Lieues Küsten, bevor er nach Hispaniola kam. Beinah ebenso bald folgten Diego de Lepe und Alonzo Velez de Mendoza denselben Spuren, und entwarfen Charten. Unbekannt mit dem Erfolg dieser Fahrten wurde Pedro Alvarez Cabral durch den Zufall und die Elemente an die Küste von Brasilien geführt, längs der er hinfuhr, vom 10. Parallel an bis nach Pörto securo, und so den Beweis führte, daß die Entdeckung Americas spät oder früh eine Folge

der Entdeckung des von Gama umschifften Vorgebirges der Stürme werden mußte. Ein Jahr nachher landete America Vespucius bei dem Vorgebirge St. Rochus, gründete dort eine schwache Colonie, fuhr 750 Lieues Küsten entlang, bis an den 32. Parallel, entfernte sich noch weiter gegen Süden hin, und entdeckte ein neues Land, welches das Georgien von Cook seyn muß. Die Strenge des Australischen Winters raubten ihm vielleicht allein den doppelten Ruhm, der später Balboa und Magellan auf dem westlichen Ocean zu Theil werden sollte. Zwei Portugiesische Escadren unter Commando von Goncalo Coelho und Christovao Jacquez untersuchten die südlichen Theile von Brasilien, und kamen bis an das Vorgebirge der Jungfrau. Roderigo de Bastidas und Juan de la Casa besuchten die von ihren Vorgängern gesehenen Länder, und fuhren dann 100 Lieues an einem unbekannten Strande hin, da, wo später Santa Martha, Carthagena und Nombre de Dios erbauet wurden.

Endlich, im Jahre 1502, beschloß Columbus, immer noch die Straße nach Indien aufsuchend, und schon Bastidas Reise kennend, sein Seeleben mit der Entdeckung von Martinique, der Küste von Honduras, der Insel Guyana, des Vorgebirges Gracias a Dios, des reichen Landes Veragua und mit der Grün-

dung einer Colonie auf Jamaica. Kein menschlicher Ruhm vermag gegen den seinigen anzukämpfen, und doch war sein Leben mit bitterer Galle getränkt, und doch mußte er gegen die schwärzesten Intriguen ankämpfen. Bei seiner ersten Reise hatte sich die Ungewißheit in Bewunderung verändert; bei der zweiten trat aber schon der Neid ein. Später, o ewige Schande! mußte er in Fesseln vor Isabella erscheinen; auf seiner letzten Fahrt endlich verweigerten die Häfen von St. Domingo dem, der sie entdeckt hatte, ein Obdach. Den grausamsten Prüfungen ausgesetzt, wurde das Schreckliche seiner Lage durch die Eifersucht seiner Nebenbuhler noch erschwert. Die gedrückte Seele hielt den Körper nicht mehr aufrecht, und der berühmte Admiral starb, nachdem er das Mysterium seines Jahrhunderts aufgedeckt hatte, aber ohne zu ahnen, welche glänzende Wirklichkeit einst seine schönsten Visionen übersteigen würde. In seiner letzten Stunde, der so tröstenden, seiner großen Seele so angenehmen Gewißheit beraubt, dem alten Continent ein neues beigefügt zu haben, verließ er diese uns von ihm geschenkte Welt, ohne sie gekannt zu haben. Der Tag der Erkenntlichkeit war der seines Begräbnisses; allein seine Ketten waren die einzigen Reichthümer, die ihm ins Grab begleiteten.

Wenn wir in dieser Zeit, d. h., zehn Jahre nach

Columbus ersten Reisen, die Unternehmung der Spanier, der Portugiesen und der Engländer zusammenfassen, blieb auf der östlichen Küste Americas, von der Hudsons-Straße an bis zur Magellanischen, nur noch die Strecke zwischen dem Golf von Hunduras und der Chesapeak-Bai, nebst einigen Puncten, welche den Schiffern auf ihren Fahrten fern geblieben waren, zu untersuchen übrig. Alle Ungewißheiten waren jedoch noch nicht vernichtet. Die ersten Unternehmungen waren nicht alle bekannt gemacht worden; jeder Entdecker sagte, er habe nur eine Insel gesehen, und die sonderbarsten Meinungen, wenn wir sie nämlich gegenwärtig in Betracht ziehen, walteten ob. So glaubte Columbus, der, als er in die heiße Zone gelangte, zuerst auf die Idee der Verflächung der Pole kam, sich dem Himmel genähert zu haben, und hielt lange St. Domingo für das Land Cipangu, und die östliche Spitze von Cuba für das äußerste Ende Asiens. Den Oronoco hielt er für einen der vier Ströme des irdischen Paradieses, und war überzeugt, die Minen von Hayna hätten Salomon das Gold zu dem Tempel von Jerusalem geliefert. In seltsamer Zusammenstellung bestimmte er die neuere Ausbeute desselben zur Befreiung des heiligen Grabes; an diese geträumten Reichthümer knüpfte sich der Gedanke eines Kreuzzuges; aber nicht er allein verfiel in solche

Irrthümer, sie gehörten seinem Jahrhundert an. So war Pinzon überzeugt, er sei an die Halbinsel jenseits des Ganges und über die Stadt Cambalu hinaus gelangt. Die ersten Capitäne, die nach America segelten, hegten die Hoffnung, am Hofe des Groß-Chans zu erscheinen, und führten Arabische Dollmetscher mit. Man hat auch wohl noch nicht die Episode des Hebräisch und Chäldäisch sprechenden Bevollmächtigten vergessen, dessen Mission bei einem armen Häuptling der Insel Cuba die erste Entdeckung des Tabaks zur Folge hatte.

Die vorzüglichsten, in ganz Europa bekannten Entdeckungen der Castilianer vermehrten noch den bereits so lebhaften Enthusiasmus der Portugiesen, und spornten die Engländer an, ein so schönes Erbtheil mit diesen Völkern zu theilen. Diese Nation, welche funfzig Jahre früher noch nicht über die Säulen des Hercules hinaus gekommen war, war die zweite, welche an den Küsten der neuen Welt erschien. Sie bedurfte aber eines fremden Piloten, um ihre Schiffe dahin zu führen. Heinrich VII., dem die Entwürfe von Christoph Columbus durch seinen Bruder Barthelemi vorgelegt worden waren, als Spanien seine Dienste ausschlug, wollte einen Theil des ihm entschlüpften Ruhmes wieder erfassen. Er begünstigte daher die Unternehmung der Venetianer

Johann und Sebastian Cabota, die, eine Fahrt nördlich der von Columbus gesehenen Länder nach dem Reiche Cathay suchend, New-Foundland oder Primavista sahen, und im Jahre 1497 auf die Küsten des nördlichen Americas stießen, längs welcher sie vom 56. bis zum 38. Grad hinfuhren, ohne an irgend einem Punct zu landen. [1]) Die Schottischen Kriege und der Wunsch, den Spanischen Hof zu schonen, der eifersüchtig auf die durch die famose Bulle begründeten Rechte hielt, veranlaßten, daß die Entdeckung der Cabotas vernachlässigt wurden, und die Länder, welche sie gesehen hatten, wurden damals nur in Bezug auf die Schwierigkeiten, die sie der Fahrt nach Indien entgegensetzten, in Betracht gezogen.

Der König von Portugal wollte diese Hindernisse besiegen, und schickte im Jahre 1500 eine Expedition unter Gaspar de Cortereal aus. Dieser sah einen Theil der von den Scandinaviern und den Engländern entdeckten Küsten, fuhr durch die Meerenge Belle-Isle, fand Labrador, die Mündung

---

1) Seltsam ist, zu bemerken, daß Cabotas Patente, um zu entdecken und zu colonisiren, in Hinsicht der Ausdrücke und der ihm übertragenen Gewalt mit dem Styl der famosen Bulle Alexander VI. wetteiferte.

des Lorenzflusses und die Meerenge Anian, welche später den Namen Hudson erhielt. Die Unfälle, welche Cortereal und seinen Bruder auf ihren spätern Reisen befielen, verbunden mit dem geringen Erfolg der erstern, in Hinsicht auf das einzige Resultat, worauf man ausging, bewirkten einen Stillstand in den Expeditionen nach dem Norden Americas. Die hier erwähnten, welche wegen ihres edeln und großen Zweckes bemerkt zu werden verdienen, waren vielleicht nicht die ersten. Bekanntlich zog der Fischfang im Jahre 1500 viele Portugiesische, Baskische und Normännische Schiffer in diese Gegenden, wo das Meer nicht sehr tief ist; der Ursprung desselben ist aber viel älter. Von dieser Zeit an besuchten die Diepper häufig die Länder Baccalaos oder die Küsten von Acadien und Canada, und im Jahre 1506 entwarfen zwei Rouenner die ersten Charten von Terre-neuve (New-Foundland). Der erste Versuch einer Colonisation in dieser Gegend wurde im Jahre 1518 gemacht, und ohne Erfolg von Baron de Lery auf Ile de Sable unternommen.

Ungeachtet dieser isolirten Versuche hatten die Franzosen noch nicht den Antheil an den Entdekkungen genommen, die einem großen Seestaat geziemt hätten. Der unternehmende Geist der Nation

hatte sich nur erst in Privatunternehmungen ausgezeichnet, von denen wenige Erinnerungen aufbewahrt worden sind. Erst im Jahre 1523 verschaffte der König seinem Volke neue Ansprüche auf Ruhm. Ein Italiener that für Frankreich, was drei seiner Landsleute für Spanien und England gethan haben. Verazzano segelte von Dieppe ab, und den Instructionen Franz I. gemäß, 700 Lieues an den Küsten des nördlichen Americas hin, von der 31. bis zur 50. Parallele; man gab diesen Gegenden den Namen Neu-Frankreich. Zehn Jahre nachher machte Cartier zwei Reisen, bewerkstelligte die authentische Entdeckung von Canada, des Flusses Saguenai, der Insel Hochelaga, und man erhielt auch dadurch wichtige Andeutungen über die Länder am Lorenzfluß. Sogleich führte eine natürliche Rivalität auch die Engländer in dieselben Gewässer, und sie besuchten 1528 die Meerenge Belle-Isle, das Cap Breton und die Küste von Arambec. Zu gleicher Zeit machte eines ihrer Schiffe, der Dominus vobiscum, eine unglückliche Fahrt nach dem Nordpol.

Nach einer kurzen Unterbrechung setzten die mit Eroberungen und Colonisirung beschäftigten Castilianer ihre Entdeckungen gegen Norden und gegen Süden mit ihrer frühern Thätigkeit fort. Im J. 1505 vollendete der schreckliche Ovando, der es in Grau-

samkeit Bovadilla noch zuvorthat, die Unterwerfung der Insel St. Domingo. Er zuerst ließ Neger aus Africa holen, die anfänglich bestimmt waren, die Stelle der ausgerotteten Caraiben zu ersetzen und später die Mörder ihrer Herren zu werden. Im folgenden Jahre untersuchten Juan Diaz de Solis und Yanez-Pinzon die ganze Küstenstrecke des Festlands, den Golf von Hunduras und den östlichen Theil der Halbinsel Yucatan. Auf einer andern Reise sahen dieselben Capitäne die Küste von Brasilien, vom Cap St. Augustin an bis zum 40. Grad. Die Entdeckung des Rio de la Plata entging ihnen, und erst 1516 kam Solis, als er eine Meerenge vor sich zu haben glaubte, in diesen breiten Fluß, wo er von den fürchterlichen Charruas umgebracht wurde, nachdem er, zuerst von Allen, die prächtige Bai von Rio Janeiro besucht hatte. Im Jahre 1507 wurde die Form der Insel Cuba von Sebastian Ocampo genau bestimmt; er umschiffte sie ganz, und 1512 wurde auch Portorico von Juan Ponze de Leon unterwürfig gemacht, der bald nachher in seinen Forschungen nach der Jugendquelle, den Traditionen der Indianer gemäß, die Lucayen besuchte, Florida entdeckte, welches er für eine Insel hielt, und den wichtigen Bahama-Canal beschiffte, bis über den 30. Breitengrad hinaus; dorthin folgte ihm bald Vasquez de Aillon. Endlich verheerten

Alonzo de Ojeda und Diego de Nicuessa die Terra Firma. Es gelang ihnen nicht einmal, blutige Lorbeeren zu ernten; aber in ihrer Schule lernten Balboa und Pizarro den Sieg zu fesseln.

Mit Vergnügen verweilt die durch die Erinnerung dieser Räubereien und Metzeleien getrübte Einbildungskraft bei der Wohlfahrt einer Ansiedelung auf Jamaica, welche seit 1509 der großmüthige Juan d'Esquibel den Gesetzen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit gemäß verwaltete. Eine ehrenvolle und einzige Ausnahme in der Barbarei der Eroberung.

Die ersten Jahre der Regierung Carl V. zeichneten sich durch den wunderbaren Erfolg einer Unternehmung aus, welche dazu beitrug, die Verlegenheiten des Mutterlandes dadurch zu verhindern, daß der Spanischen Macht in America eine feste Grundlage gegeben wurde. Diego Velasquez, Gouverneur von Cuba, hatte diese Insel mit leichter Mühe erobert, und der Habsucht der Spanier fehlte es schon an Boden. Im Jahre 1517 schickte er Fernandez von Cordua mit mehrern Schiffen aus, um das benachbarte Festland kennen zu lernen, von welchem die Insulaner Wunderdinge erzählten. Die Entdeckung des Vorgebirges Catoche und der Küste von Campeche sind die Früchte dieser Unternehmung, der bald eine neue Ausrüstung folgte. Juan de Grijalva lan-

dete an der Insel Cozumel, fuhr weiter nach Norden hinauf und dann längs dem Ufer hin, wo er die Flüsse Tabasco, Tonala, Alvarado und Banderas, die Provinz Panuco und die Insel San Juan de Ulua entdeckte, welche letztere drei Jahrhunderte später eines der letzten Bollwerke des Spanischen Americas gegen die Söhne seiner kühnen Conquistadores werden sollte. Alonzo Alvarez de Pineta vollendete sogleich die Recognoscirung des Golfs von Mexico. Velasquez wählte, um diese reichen Länder, denen man den Namen Neu-Spanien beigelegt hatte, unterwürfig zu machen, den jungen Hernan Cortez. Dieser begann die unsterbliche Unternehmung 1519, und im Laufe von drei Jahren brachte er durch die Ueberlegenheit seines Geistes und die unwiderstehliche Gewalt seines schönen Characters das reiche, prächtige Reich Montezumas, mit einem großen Theile der Provinzen Mechoacan, Tututepec, Panuco, Guascaco und Soconusco zur Unterwürfigkeit. Wenn die Nachwelt ihm einst ihre Bewunderung verweigert, so wäre es, weil er mit schwachen Mitteln zu viel that, als daß sein Werk nicht fabelhaft erscheinen müßte.

Nach der Entdeckung von America dachten viele gelehrte Cosmographen noch eine Weile, die Spanier seien an den östlichen Küsten des alten Continents gelandet, und gaben ihm einen unpaßlichen Namen.

Ein für uns dem Anschein nach so grober Irrthum mußte bald zerstreut werden, und man kam nun auf die natürliche Idee, daß, wenn noch keine andere zwischenliegende Länder vorhanden wären, derselbe Ocean, welcher die Küste von China bespüle, die westlichen Ufer der neuen Welt begrenzen müsse. Die erste Kenntniß von diesem Meere wurde den Eroberern durch die Eingebornen Dariens zu Theil. Nunez de Balboa wollte diese Angabe sogleich verificiren, und am 25. September 1513 wurde ihm oben auf den Bergen von Pancas, wohin Pizarro ihn begleitete, zu gleicher Zeit der Anblick beider Meere, des einen im Norden, des andern im Süden. Dieß ist der Ursprung der lächerlichen Namen, welche sie so lange führten. An diesem neuen Strande hinabsteigend, nahm er im Namen seines Königs Besitz von einem Meere, welches die Hälfte des Erdbodens bedeckt. Zwei Jahre nachher entdeckte Tello de Guzmann Panama, und bald gründete Pedrarias Davila das goldene Castilien.

Carl V. hatte die Sclaverei der Indianer gesetzlich gemacht; allein die Religion wollte eine Milderung eintreten lassen. Schon auf Columbus zweiter Reise hatten sich Missionäre den Eroberern beigesellt, wodurch der Despotismus der letztern etwas gemildert wurde. Der Belästigungen überdrüssig, die sie

zu erleiden hatten, wollten sie den noch freien Indianern den Glauben predigen. Im Jahre 1512 wurde Cumana der Schauplatz evangelischer Eroberungen; allein nach einigen wunderbaren Erfolgen wurde eine grauenvolle Treulosigkeit Ursache, daß die Priester nur noch sich zeigen durften, um Märtyrer zu werden. Gonzalo Ocampo übte Rache wegen des Todes mehrerer derselben. Es gelang jedoch erst im Jahre 1523 dem Yago Castellos, die erste dauernde Ansiedelung zu bewerkstelligen. Die Spanischen Abenteurer hatten auf der ganzen Strecke der Terra Firma sich abscheuliche Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. Juan Ampues erhielt Befehl, diesen ein Ziel zu setzen. Die Verwaltung dieses rechtlichen Mannes, die 1527 in Coro begann, wirkte nur vorübergehend, denn die Provinz Venezuela, welche der Compagnie der Welser abgetreten wurde, um die Schulden des Kaisers zu bezahlen, hatte bald alle Abscheulichkeiten einer grauenvollen Räuberei zu erleiden. Die Einwohner wurden wie wilde Thiere bis in die Wälder verfolgt; Juan Spirra lag fünf Jahre gegen sie zu Felde, und brachte 1539 die erste Nachricht von dem Lande El Dorado nach Coro zurück. Die Regierung ging nachher in die Hände eines Bischofs über, und doch dauerten die Grausamkeiten fort. Den bestimmtesten Befehlen zum Trotz blieb der Mensch fort-

dauernd eine Waare. Es wurden Streifzüge nach dem Maracaybo-See gemacht; Philipp von Hutten trieb die Verheerung weit hinaus, zog neue Nachrichten über El Dorado ein, und versuchte, dahin zu gelangen. Im Jahre 1545 wurde die Stadt Tocuyo erbaut. Bald nachher nahm die Spanische Krone ihre Rechte wieder an sich, und nun wurde den Abscheulichkeiten ein Ziel gesetzt. Die Minen von Philippe de Buria wurden entdeckt. Von 1552 bis 1572 wurden die Städte Barquisimeto, Nirgua, Valence, Caravalleda, Truxillo und Carora angelegt. Zu gleicher Zeit wurde die von Faxardo, Mirando und dem grausamen Aguirre versuchte Eroberung der Provinz Caraccas von Don Diego Losada vollbracht, der auch ihre Hauptstadt baute, und Alonzo Pacheco machte mit vieler Mühe die Eingebornen von Maracaybo unterwürfig. Die Provinz Venezuela erlitt mehr, als alle andere, die Abscheulichkeiten des Kriegs; die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit der Spanier hatte jede Verbindung mit den Einwohnern unmöglich gemacht. Aus der Nothwendigkeit des Besitzes entstand die des Sieges und der Metzeleien.

Sobald man erfuhr, daß das Indische Meer die östlichen Grenzen Africas bildet, stieg die Hoffnung des Gelingens, und kurz nachher befuhren Emmanuels Schiffe den Golf von Oncan, jenseits des berühmten

Vorgebirges, wo Vasco de Gamas Erfolge die Hoffnungen von Barthelemi Diaz krönte. Ebenso erweckte die Entdeckung des großen Oceans den lebhaftesten Eifer der Spanier; sie hatten bereits aus der Richtung der Küsten günstige Folgerungen für das Dasein eines freien Meeres oder einer Fahrt nach dem Süden Americas gezogen. Von einer Welt gehemmt, konnte Columbus nicht bis in die Regionen Indiens vordringen; ebenso hatten auch geschickte Schiffer vergeblich eine lange, nicht unterbrochene Küstenstrecke entdeckt. Magellan ließ sich durch den geringen Erfolg der ersten Versuche nicht abschrecken; er schwor, es müsse ihm gelingen, und Spanien vertraute ihm seine Schiffe. Er segelte ab, landete in Brasilien, untersuchte sorgfältig den Rio de la Plata, sah Patagonien, entdeckte die berühmte Meerenge, die ihn unsterblich macht, und kam schnell hindurch. Am 27. October 1520 endlich fuhr er auf dem neuen Ocean, den man den stillen (friedlichen) nannte, und entfernte sich triumphirend von dem stürmenden Strande des Continents, über den er hinausgekommen war. Magellans Fahrt ist eine Kette, die den Erdboden umschlingt, und die heldenthümliche Unternehmungen von Columbus und von Gama vereinigt.

Die Entdeckung Balboas hatte ein weites Feld zu Unternehmungen eröffnet, von welchen Panama

der Mittelpunct wurde. Cortez, dessen erste Boten nicht wieder erschienen waren, schickte Franzisco Chico nach dem Südmeer, und dieser fand es bei Tehuantepec und Zacatula. Schon im Jahre 1516 hatte Hernan Ponce de Leon den Golf von Nicoya erreicht; im Jahre 1522 gelangten Gonzales Davila und Andres Nino an denselben Punct, machten Eroberungen in der Provinz Nicaragua, und kamen bis zur Bai Fonseca. Sie beendigten ihren schönen Feldzug in diesem Paradiese Mahomeds, ohne die Meerenge gefunden zu haben, die sie in das Nordmeer führen sollte; aber sie entdeckten den großen See und den Rio de San Juan. Zu gleicher Zeit, und um seinem König dadurch zu gehorchen, daß er das Geheimniß einer Meerenge auffinde, um gerade nach den Regionen der Especeria zu fahren, ließ Cortez, den seine Siege nach den westlichen Küsten von Mexico geführt hatten, in Zacatula mehrere Schiffe ausrüsten, deren Untersuchungen, in Verbindung mit denen einer Flotille von Davila, bestimmte Nachrichten über die Gegenden, welche Colima von dem Golf San Miguel trennen, verschafften. Von einer andern Seite ließ er die entgegengesetzten Ufer von Panama nach Florida von Christophe de Olide und andern Capitänen untersuchen. Bald ging der Eroberer selbst in die Provinzen, welche Mexico

von Honduras und Ybueras trennen, wo er eine Meerenge bei dem Hafen Terminos zu finden hoffte, und kam längs den Küsten zurück. Endlich wurde im Jahre 1524 das Königreich Guatimala von Pedro von Alvarado erobert. Dieser gründete daselbst diese Hauptstadt und Ciudad Vieya, und entdeckte 1534 den Hafen Acajutla bei Zonzonate. Es brachen Zwistigkeiten zwischen mehrern Castilianischen Anführern aus (Fernandez de Cordova, Olid, Davila), und sie wurden dadurch nach wenig bekannten Gegenden geführt, wo sie die Städte Leon, Granada, Nueva Segovia, Bruselas, Gil de Buena Vista und Truxillo bauten; dann machte Juan Perez Dardon, welcher unter Alvarado diente, die Provinz Chiquimula de la Sierra unterwürfig. Francisco de Montejo bemächtigte sich Honduras, und legte in gleicher Entfernung von den zwei Oceanen die Colonie Santa Maria de Concayagua an, während Las Cases das Evangelium in Vera Paz predigte, welches nunmehr den Namen Tierra de Guerra erhielt. In diese Epoche fällt die Expedition von Estevan Gomez, der erste Spanier, der, weit nach Norden hinauffahrend, mit Cabota und Verrazzano wetteiferte, deren Entdeckungen er an die des Columbus und seiner Gefährten knüpfte. Auch die barbarische Unternehmung von Vasquez de Ayllon ist in Erinnerung geblieben; er fuhr

im darauffolgenden Jahre längs der Küste von Florida bis zur 34. Parallele hin, und führte Indianer fort, die in den Minen von Hispaniola ihren Tod finden sollten.

Die ersten See-Expeditionen der Spanier im grosen Ocean zeigten, daß sie das Schwierige zu überwinden wußten. Bei Hindernissen bewunderte man ihre großen Geisteskräfte, ihre Verachtung der Gefahren und die Unwissenheit des Unmöglichen, welche diesen Eroberern der neuen Welt, die eben so erstaunenswürdig, als ihre Abenteuer waren, characterisiren. Aus der Geschichte wissen wir, daß die dreizehn von Cortez zur Belagerung von Mexico angewandten Brigantinen 14 Lieues weit von 8000 Tlascalanern getragen wurden, denen noch 32,000 andere als Escorte dienten. Als Balboa zwei Schiffe in Panama bauen lassen wollte, wurde das dazu nothwendige Holz bei Ada im Golf von Mexico gehauen; Europäer, Eingeborene und Neger transportirten alle zugehauene Stücke, das Eisen und das Takelwerk über den Isthmus von Darien bis an den Strand des großen Oceans. Nicht weniger überraschte es, daß bei der ersten von Cortez vier Jahre nach seiner ersten Landung unternommenen Ausrüstung das Eisen, die Segel und das nothwendige Takelwerk durch Menschen von Ve-

racruz nach Sacatula getragen wurden, welches mehr als 150 Lieues davon entfernt ist.

Wichtige Entdeckungen und unerhörte Erfolge nehmen nunmehr die lebhafteste Bewunderung in Anspruch. Seit zwölf Jahren wußte Balboa, daß Peru existire, und Pasqual de Andagoya hatte die Grenzen desselben gesehen, als 1524 Pizarro und Almagro auf die Eroberung desselben ausgingen. Die Schwäche ihrer isolirten Mittel verzögerte den Erfolg ihrer Waffen; allein im Jahre 1531 wurde diese Eroberung mit neuem Eifer und besser berechneten Hülfsmitteln ernstlich betrieben. Da folgten einander die merkwürdigen Ereignisse, die glänzenden Thaten einer grausamen und kühnen Tapferkeit, welche das alterthümliche Reich der Yncas dem Spanischen Joch dadurch unterwarfen, daß ein einziger Castilianer sich kräftiger zeigte, als 4000 Indianer. Anfänglich erstreckten sich die Entdeckungen als Früchte des Krieges nur von Tumbez bis Cusco; aber im Jahre 1596 gelangte Belalcazar, nachdem er als Sieger Quito, Pasto, Popayan, Cauca und die Provinz Esmeraldas besucht hatte, in das Nordmeer, indem er dem Laufe des Magdalena-Flusses folgte, der kurz vorher Ximenes de Quesada zu dem Mittelpunct des Königreichs Cundinamarca in den Ebenen von Bogota und Ebate geführt hatte. Gon-

zalo Dias de Pineda kam durch die Länder Quixos, Macas und Canelos, welche Gonzalo Pizarro in einem denkwürdigen Zug nach dem Lande El Dorado bezwingen wollte, dessen Resultat durch die berühmte Schiffahrt auf dem Amazonenfluß in dem Jahre 1541 gekrönt wurde. Zu gleicher Zeit befestigte sich das Spanische Joch, und, den Fortschritten eines andern Anführers folgend, lastete es bald auf den Regionen des Südens. Lima, wo die Stadt der Könige gegründet ist, die Städte Truxillo, Puerto Viejo und Guayaquil entstanden am großen Ocean. Alonzo de Alvarado drang in das Land Chiachapayas, und ihm verdankt die Stadt San Juan de la Frontera ihren Ursprung. Almagro zog über die Thäler von Capiapo und Coquimbo, und rückte in Chili oder Neu-Toledo bis zur großen Stadt Concomicagua vor. Er kam nach Peru zurück, ohne eine Ansiedelung gestiftet zu haben; allein auf seinen Befehl wurde die Stadt Parias in der Provinz Charcas erbaut, welche letztere bald colonisirt wurde, und la Plata zur Hauptstadt bekam. Nach den Bürgerkriegen und dem Tode Almagros ließ Pizarro Arequipa bauen, schickte Streitkräfte nach Chili, und Pedro de Valdivia, der sie commandirte, wurde 1541 der Gründer von San Yago. Die Eroberung der Länder Jaen, Pacamoros, Tu-

cuman, Cuyo, Quixos, der Provinz Mullubamba und die Entdeckung von Potosi schließen diese Epoche der großen Expeditionen, die in Peru entstanden, und sich mit denen von den Ufern des la Plata vereinigten.

Während mehrerer Jahre schien man vergessen zu haben, daß der kühne Magellan die zwei Meere vereinigt habe, und erst 1525 vertraute Carl V., weil er die Vortheile der Meerenge benutzen wollte, Joffre de Loaysa das Commando über eine Flotte, welche die Welt auf diesem Wege umsegeln sollte. Diese Fahrt hatte nicht den davon erwarteten Erfolg; aber das Schiff von Francisco de Hozes entdeckte Staatenland, und vielleicht sogar das Cap Horn; und ein anderes, in Mexico landend, wurde Ursache der wiederholten Versuche von Cortez, um regelmäßige Verbindungen mit den Gewürzinseln anzuknüpfen. Andere noch unglücklichere Versuche, z. B. die von Aleazaba, und die Abtretung der Molucken an Portugal mußten natürlich den Eifer der Spanier schwächen, die Uebelstände der Meerenge andeuten, und so wurden alle Absichten des Vaterlandes auf den schmalsten Theil des Continents zuzückgeführt. Es wurden Comunicationen in Vorschlag gebracht, mittels der Fahrt über den See Nicaragua, des Flusses Chagres und auf Wegen von Veracrux bis zum

Golf von Tehuantepec und Nombre de Dios nach Panama. Dieser letztere Weg erhielt den Vorzug, und hat ihn auch bis auf unsere Zeiten behalten.

Während Pizarro Peru eroberte, bemächtigten sich die neuen Herren von Mexico, immer nach Ruhm und Schätzen strebend, des Landes Xalisco, und diese Länder mit denen, die ihnen bereits am großen Ocean, von Havre de Navidad an, gehörten, vereinigend, errichteten sie aus denselben die Provinz Neu-Gallizien. Falsche Berichte und thörichte Mährchen von dem wunderbaren Reichthum der im Norden liegenden Länder und dem Glanz ihrer sieben Städte hatten die Spanier veranlaßt, ihre Forschungen noch weiter auszudehnen. Im Jahre 1531 waren Nunez de Guzman an der Spitze eines kleinen Heeres ausgezogen, hatte die Provinz Mechoacan ganz unterwürfig gemacht, war weiter in die Provinzen Culiacan und Cinaloa vorgedrungen, und da er die wundervollen Städte, die er suchte, nicht fand, so legte er den Grund zu Compostella und San Miguel. Die Städte Guatalaxara, San Luis und Puebla de las Angeles erhoben sich kurz nachher, und von da an bemüheten sich die Spanier, Ansiedelungen in den Ländern nahe an Mexico zu gründen; von dem letzten waren denn nun auch auf Befehl der Obrigkeiten Charten entworfen worden. In 1554 oder 1559

bauete Alonzo Tacheco die Stadt Durango im Guadiana-Thal, um die Einbrüche der Chichimeches-Indianer abzuwehren, und Francisco de Ibarra gründete die Colonieen von Topia, Santa-Barbara, San Juan, San Sebastian und Chiametlan in der Nachbarschaft reicher Silberminen. Zur selben Zeit vereinigte Philipp II. die Manillen mit seiner Krone, und die berühmten Gallionen begründeten bald dauernde Verhältnisse zwischen diesem großen Archipel und den Küsten von Neu-Spanien.

Um dieselbe Epoche strebte der berühmte Hernan Cortez nach andern Unternehmungen. Da er in Mexico keine Feinde mehr zu bekämpfen hatte, und das Land ihm keinen Ruhm mehr darbot, glaubte der Marquis[1]) noch in See-Unternehmungen auf den beiden Meeren das einzige Mittel zu finden, der Thätigkeit seines Geistes zu genügen, ohne die Besorgnisse eines mißtrauischen Souveräns zu erregen. Im Jahre 1532 übertrug er an Diego Hurtado de Mendoza das Commando über zwei Schiffe, welche die östlichen Küsten des röthlichen Meeres (Mer de Cortez) untersuchten. Eine zweite Rüstung unter Befehl von Diego Becerra und Hernando de Grijalva führte im darauffolgenden Jahre zur Entdeckung des

1) So ward nunmehr in Mexico Hernan Cortez genannt, Marques de el Valle de Oaxaca.

südlichen Californiens, der Insel Socorro und zu einer sorgfältigern Untersuchung der Küste von Mexico bis zum Golf von Tehuantepec. Die Charten auf Leinewand, auf denen die Mexicaner selbst ihre geographischen Kenntnisse abzeichneten, vernichteten nicht jede Hoffnung einer Mittheilung. Ordaz erhielt Befehl, in dem Meer der Antillen Untersuchungen anzustellen; er kam zuletzt auf dem Orenoco, fuhr diesen Fluß 1535, nach einigen Unglücksfällen, hinauf, bis zur Mündung des Meta.

Da die Absendung dieser verschiedenen Flottillen den erwünschten Zweck nicht erfüllten, nämlich eine Meerenge aufzufinden, wollte Cortez persönlich eine anführen; er vertrauete sich seinem Glück, und landete, nach einer stürmischen Fahrt, in Californien. Diese wichtige Fahrt, die hinreichend gewesen wäre, jeden andern Capitän berühmt zu machen, konnte den Ruf des Helden von Mexico nicht vergrößern.

Bis dahin hatten sich die Eroberer der neuen Welt, weil sie ihre Siege durch abscheuliche Verbrechen befleckten, durch ihre kalte Unmenschlichkeit verhaßt gemacht; aber im Jahre 1538 unter dem Gouvernement Antonios von Mendoca bewirkte Las Casas, die Indianer durch gute Behandlung und aufrichtige Versprechungen zum Gehorsam zu bringen. Heilige Männer erhielten die schöne Mission, fried-

liche Gefühle dadurch einzuflößen, daß sie die Wahrheiten des Christenthums verbreiteten. Mehrere dieser Apostel unseres Glaubens unternahmen, nachdem sie bereits leichte Erfolge erlangt hatten, gefährliche und mühsame Reisen in Gegenden, die bis dahin den Europäern versperrt waren. Ohne Waffen, ohne andern Schutz, als ein Kreuz, machten sie wichtige Entdekkungen dadurch, daß sie bei den unbekannten Nationen des Nordens die Grundsätze einer menschenliebenden Religion verbreiteten. Die merkwürdigste dieser frommen Missionen war die von Marcos de Niza, dessen abenteuerliche Reise mit mehreren andern Versuchen in Verbindung steht. Dieser Franciscaner-Mönch reiste 1539 von Culiacan nach Petallan, ging durch eine Wüste, untersuchte das Land mit Verkündigung des Namens Gottes und dem des Kaisers, gelangte zu der Region der sieben Städte, glaubte, die prächtige Stadt Cibola gesehen zu haben, und kam zurück, den Erfolg seiner Forschungen anzuzeigen. Man wollte nun wissen, welches Vertrauen die wunderbaren Berichte des Marcos verdienten; sehnte sich, nach diesem Mexicanischen Temboctu zu gelangen, und so umschiffte bald eine kleine Flottille unter Anführung des Francisco de Ulloa, das röthliche Meer, umsegelte das Cap Saint Lucas, und fuhr nach Norden hinauf, bis zur 38. Parallele. Das war die letzte

Unternehmung, an welcher Cortez Theil nahm. Sein Eifer für Entdeckungen, den hauptsächlich Ideen von Eroberung und Gewinn belebten, hätte erstaunliche Resultate hervorgebracht, wenn seine begrenzte Macht und die Gegenwart eines Nebenbuhlers solche nicht gehindert hätten. Seine Pläne waren eines großen Genies würdig; und wenn man die Schwierigkeiten, auf die er stieß, berücksichtigt, so waren seine Anstrengungen außerordentlicher Art.

Ulloas Fahrt hatte keine Beziehung mit Marcos Reisen; aber bei seiner Rückkunft waren Mendocas, des geschickten Nebenbuhlers des Cortez, Anstalten vollendet. Francisco Vasquez Caronado rückte mit einer Streitmacht in das Land Cibola, eroberte fünf große Dörfer, diese Quelle so vieler Fabeln, und drang bis zur 40. Parallele in die Provinz Quivira vor. Zu gleicher Zeit und in Folge einer combinirten Maßregel gelangte Hernando de Alarcon bis zur Einfahrt des Coronado, fuhr diesen Fluß 85 Lieues von seiner Mündung hinauf, und bewerkstelligte hier durch Austausch mit den Indianern das erste Beispiel des Pelzhandels in diesem Theil von America. Die Recognoscirung der äußern Küsten von Californien fortsetzend, fuhr Juan Rodriguez Cabrillo 1522 von la Navidad ab, untersuchte alle Vorgebirge und Einfahrten, entdeckte den Hafen

von Monterey oder Los Pinos, ging ungeachtet des schlechten Wetters weiter hinauf bis zum Cap Mendocino unter dem 37′ 10″, und bewies durch den Erfolg, daß er noch größere Entdeckungen gemacht hätte, wenn man in dem ihm ertheilten Befehle Rücksichten auf die Jahreszeiten genommen hätte. Bei dem Canal Santa Barbara verlor er das Leben, und sein Steuermann, Bartolome Ferrela, gelangte bis zum 43. Grad an den Küsten des Cap-Blanc. Zur selben Zeit sah Rui Lopez de Villalobos, auf einer Fahrt nach den Molucken, zuerst die unbewohnten Inseln Roca-Partida, Santo-Tomas und Nublada.

Während eines halben Jahrhunderts, in welchem die Spanische Macht sich so schnell in den vom stillen Ocean begrenzten Regionen ausbreitete, wurden die Untersuchungen und die Eroberungen mit nicht geringerem Eifer auf der Seite des Atlantischen Meeres betrieben. Im Jahre 1516 machten Thomas Pert und Sebastian Cabota für Englische Kaufleute eine Reise nach Brasilien und den Antillen. Durch die Eifersucht Spaniens wurde Cabota bald hernach ausgeschickt, um das Land Tarsis, Ophir, Cathay und Cipangu jenseits America aufzusuchen, gelangte so in den Platafluß, und fuhr den Parana in großer Ferne von seiner Mündung hin-

auf. Hier stieß Yago Garcia zu ihm, der die Abrolhos an der Brasilischen Küste gesehen hatte, zur selben Zeit, wo die Franzosen in die Allerheiligen-Bai eingesegelt waren. Garcia überschritt 1525 die Grenzen von Peru.

Im Jahre 1528 unternahm es Francisco de Montejo, Yucadan unterwürfig zu machen. Kurz nachher scheiterten Panfilo de Narvaez, und später noch Fernando de Soto, einer der zwölf Helden von Peru, in ihren Projecten, Florida anzusiedeln; allein als glücklicher Eroberer durchzog der letztere als Sieger den westlichen Theil dieser Provinz bis an das Ufer des Missisippi, und kam dabei durch die Länder Apalache, Achusi, Chisca und Anilco. Man macht auch für denselben Anspruch auf den Ruhm, bis an den Susquehannah gelangt zu seyn. Er verlor das Leben, und sein Nachfolger, Luys Moscoso de Alvarado kam wieder nach Mexico zurück. Alvaro Nunez Cabeca de Vaca und drei andere Gefährten des Navarez kamen auf die Küste von Culiacan, nachdem sie mehrere Jahre in Louisiana und dem nördlichen Theil von Mexico in der Irre umhergezogen waren. Im Jahre 1549 erlangte eine religiöse Mission, und zehn Jahre später eine Eroberungsexpedition nicht mehr Erfolg in denselben Gegenden. Im Jahre 1530 fuhr der berühmte Martin

Affonso de Souza nach den Brasilischen Küstenländern, die damals schon in Capitänerieen getheilt waren, mit Befehl, sie von Bahia bis zum Rio de la Plata zu untersuchen. Die frühern Fahrten, die nicht genau bekannt waren, veranlaßten ihn, zu glauben, er sei zuerst in die Bai von Rio Janeiro gekommen. In der Bai von Santos errichtete er eine Colonie. Portugal fing an, seine Herrschaft über Brasilien zu verbreiten, und Thome de Sousa, den Erfolg einiger Juden benutzend, ordnete dort die Regierungsverhältnisse, und bauete San Salvador. Nachdem man sich vierzig Jahre mit der Eroberung der Provinzen Cumana, Venezuela und Maracaybo beschäftigt hatte, dachte man darauf, den Lauf des Orenoco zu benutzen, und dieser Fluß wurde weit hinauf von seiner Mündung befahren.

Im Jahre 1535 legte Mendoza den ersten Grund zu Buenos-Ayres. Gleich nachher folgten Ayolas und Irala dem Lauf des Paraguay bis an die Seen von Xarayes, und es wurde Assumcion erbauet, um in der Geschichte der Europäischen Ansiedlungen in den beiden Indien das einzige Phänomen einer innern Anlage zu Colonisation und Entdeckungen darzubieten. Diese Hauptstadt von Paraguay wurde der Mittelpunct der Verbindungen mit Peru, Brasilien und Tucuman. Nach den Unruhen

in Peru erhob sich die Stadt la Paz; die Chiquitos, die Moxas wurden von Chaves besucht, der die Stadt Santa Cruz de la Sierra bauete. Einer seiner Gefährten fuhr den Rio Madeira und den Amazonenfluß hinab. Alonzo de Mercadillo bauete Zamora; im Lande Quixos entstand die Spanische Stadt Baeza. Von denselben Tagen wird die Erbauung von Santa Fé de la Vera Cruz, und von Cordua in Tucuman datirt. Manso untersuchte die Llanos, die auch seinen Namen behalten haben. Diese Entdeckungen und Arbeiten, sowie die von Belalcazar, Quesada, Marcos, Cabrillo und Orellana fallen in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Damals wurde der Lorenzfluß aufwärts befahren. Soto und sein Gefährte Moscoso de Alvarado waren an die Mündung des Missisippi gelangt. Nach der berühmten Epoche in den Annalen der Welt, wo die Zusammenkunft der Bewohner der zwei Hemisphären zum ersten Mal erfolgte, giebt es keine merkwürdigere, als die, wo gleichzeitig der Peruaner und der Araucano die Existenz der Irokesen und der Californier erfuhren, als durch Vermittelung der Völker Europas plötzliche Beziehungen zwischen Paraguay, Chili, Louisiana, Californien, Peru, Canada, dem Atlantischen Ocean und dem Caraibischen Meere entstanden.

Im Jahre 1541 hatte Alonzo de Camargo versucht, drei Schiffe in den großen Ocean zu führen. Ein einziges hatte die Fahrt vollbracht und Arequipa erreicht, längs der ganzen Küste von Chili und Peru hinsegelnd. Die Unglücksfälle dieser Flotte, die bis an die Straße Lemaire gelangte, veranlaßten, daß man auf diese Fahrt verzichtete, und es wurde Nombre de Dios befestigt, um mittels des Isthmus von Darien die Verbindung zwischen den zwei Oceanen zu sichern. So vergingen mehrere Jahre, ohne daß ein Schiff durch die Magellanische Meerenge kam, von der man behauptete, sie sei gesperrt, und es war gegen die Untersuchungen selbst ein lächerliches Vorurtheil entstanden, gegründet auf den tragischen Tod von Balbao, Magellan, Almagro und Pizarro, von denen die merkwürdigsten Entdeckungen herrührten. Da jedoch die Spanische Herrschaft in Chili nunmehr fest begründet war, so dachte man abermals darauf, die Meerenge zu benutzen, um directe Beziehungen mit dem Mutterlande zu unterhalten. Im Jahre 1543 bekam der Genuesische Capitän Juan Bautista de Pastene, der in Handelsgeschäften aus Europa gekommen war, von Valdivia den Auftrag, die Küste bis zur berühmten Durchfahrt zu untersuchen, und es waren nützliche Nachrichten von ihm eingegangen. Neun Jahre später, nachdem Valdivia

die Städte Coquimbo, Ciudad-Rica, Imperiale, Villa-Rica, die endlich, die seinen Namen führt, gegründet, und reiche Goldminen bei Conception entdeckt hatte, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, seine unermeßlichen Schätze bald nach Spanien zu führen; er ließ daher die Fahrt dahin untersuchen, und Francisco de Ulloa erhielt einen hierauf Bezug habenden Auftrag. Der Tod hinderte ihn an der Ausführung seiner Entwürfe; diese wurden aber von seinem Nachfolger, Don Garcia Hurtado de Mendoza wieder aufgefaßt. Im Jahre 1557 vertraute dieser den Juan Ladrilleros das Commando über eine neue Expedition, der man eine ausführliche Kenntniß der Insel Chiloe und der benachbarten Archipele zu verdanken hat; sie gab auch das erste Beispiel der Durchfahrt von einem Meere zum andern, von West nach Ost. Andere Ausrüstungen wurden zu einem beinah gleichen Zweck bewerkstelligt; allein die Geschichte hat uns nur den unglücklichen Ausgang derselben aufbewahrt. Der neue Adelantado zeichnete sich durch andere Handlungen aus. Er trieb seine Eroberungen bis in das Land der Araucanos, und gründete die Stadt seines Namens in der Provinz Cuyo, welche Pedro Castillo, der Nachfolger Franciscus de Aguirre, völlig unterwürfig gemacht hatte. Der endlose, von Valdivia gegen die Araucanos unternommene Krieg, der auch

seine Laufbahn abkürzte, wurde ein Gegenstand berühmter Dichtung; er bot endlich den Spaniern Feinde dar, die ihres Muthes würdig waren. Mit den größten Schwierigkeiten drangen sie mehreremal in das Gebiet dieses tapfern Volks, welches seine Unabhängigkeit zu erhalten wußte. Mendozas letzter Zug führte ihn bis zum Archipel Amud oder die Chili-Inseln, und der berühmte Ercilla, noch weiter vorrückend, als seine Gefährten, beschrieb in Versen auf einer Baumrinde die Geschichte der Entdeckung am 31. Januar 1559.

Die Vervollkommnung der Schiffahrt führte um diese Zeit zur Entdeckung einiger Inseln. Antonio Urdaneta, nach Norden hinaufsegelnd, führte 1565 zur Kenntniß des Weges von Westen nach Osten über das stille Meer, und zwei Jahre früher hatte Juan Fernandez bewiesen, daß man ohne Zauberwerk die Fahrt von Peru nach Chili abkürzen könne, wenn man sich von den Küsten entferne. Diese neuen Richtungen, denen die Schiffe nunmehr folgten, führten sie zu isolirten Ländern. Juan Fernandez entdeckte 1563 die Inseln Mas-a-Fuera und Mas-a-Tierra, und man war auch schon der Malpelo- und Cocos-Inseln ansichtig geworden. Endlich wurde auch der Archipel der Gallapagos bekannt, und vier Jahre später fand man die Inseln San-Felix und San-

Ambos. Es wird hier nicht am unrechten Ort erwähnt, daß in unsern Tagen Don Joseph Arosbide das einzige Beispiel einer kurzen und directen Fahrt von Manilla nach Lima gab, allen Hindernissen zum Trotz, die ihm eigentlich hätten entgegen seyn müssen.

Die Ereignisse der Regierung Philipp II. und der Königin Elisabeth brachten eine große Animosität zwischen der Spanischen und der Englischen Nation zuwege, und gaben Anlaß zur Entstehung der Flibustiers, der Boucaniers und zu Privatunternehmungen, welche die Regierung zu dulden schien, wenn sie sie wirklich nicht in Geheim unterstützte. Der Schauplatz der ersten Großthaten dieser Abenteurer war das Meer der Antillen, und Einer von ihnen, der unverzagte Oxnam, war im Jahre 1572 so kühn, über den Isthmus von Darien zu gehen, und seinen Kreuzzug in den Golf von Panama, mit einem Schiffe, welches er selbst baute, zu bewerkstelligen. Mehreremal war der Continent gegen die Angriffe der Piraten ohne Schutz; sie ranzionirten, in Nachahmung des famosen Morgan (1571), die wichtigsten Städte des Isthmus, oder plünderten sie. Auf einer Expedition dieser Art erblickte der berühmte Sir Francis Drake den großen Ocean, und betete zu Gott, ihm die Gunst zu bewilligen, einst auf einem Englischen

Schiffe ihn zu befahren. Er wagte es auch wirklich bald, mit kleinen Schiffen, von denen das größte nicht über hundert Tonnen trug, eine Fahrt zu übernehmen, deren Schwierigkeiten und Gefahren auch die kühnsten Spanier abgeschreckt hätte. Er landete im Jahre 1578 an der Küste von Brasilien, fuhr in den Platafluß ein, besuchte mehrere Häfen in Patagonien, und kam durch die Meerenge. Ein Sturm führte ihn, ohne daß er es wußte, zum äußersten Ende Americas, ohne daß er es umschifft hätte, und nach großen Verheerungen an den Küsten von Chili, Peru und Mexico fuhr er immer weiter nach Norden hin, um eine Durchfahrt nach Europa aufzusuchen. Die weiten Ufer hielten ihn einige Grade nördlich der Entdeckungen des Cabrillo auf; allein er verzichtete nur auf sein großes Project, um ein noch gigantischeres auszuführen, indem er seinen Namen neben den des Magellan stellte, als den zweiten Weltumsegler. Sein Beispiel wurde bald von berühmten Seeleuten befolgt, unter denen Thomas Cavendish, Richard Hawkins, Chidley und John Davis, der Entdecker der Malouinen im Jahre 1592, sich auszeichneten; der Letztere machte sich später durch die Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt bemerkbar.

Die unglückliche Erscheinung jener berühmten Flibustiers, die Existenz der Pichilingues und später

die Kriegsfahrten der Holländischen Admirale Cordes, Mahn, Olivier, Van-Noort, Spilbergen und l'Hermite an diesen Küsten, deren ausschließlichen Besitz die Spanier in Anspruch nahmen, hätte diese wieder zu ihrer ersten Thätigkeit erwecken und wieder dahin führen müssen, sich durch Entdeckungen, Besitznehmungen und Comptoirs das Eigenthum der Länder zu sichern, wo unternehmende Nebenbuhler sich ansiedeln konnten. Wenn indeß die Besitzer Americas damals merkwürdige Fahrten nach dem Norden hin unternahmen, so hat doch die Regierung die Masse der von ihnen erlangten Kenntnisse der Welt entzogen. Man weiß bloß, daß F. Galli im Jahre 1582 versuchte, von Japan nach Europa auf dem Wege von America zurückzukommen, und bei 57′ 30″ die Küsten des Prinz von Wales- oder König Georgs-Archipel in Neu-Cornwallis erreichte. In einem sehr langen Zeitraum stößt man kaum auf einige Unternehmungen, über welche die, wahrscheinlich durch eifrige Beförderer der Auffindung einer Durchfahrt verschönerte, Berichte den unparteilichen Critiker zwingen, hier die Wahrheit von der Dichtung zu trennen. Mit vollem Vertrauen kann die Reise des großen Seefahrers Viscaino berücksichtigt werden, deren Hauptresultate eine sorgfältige Untersuchung Californiens waren, vom Vorgebirge San Lucar an bis

zum Cap Mendocino; ferner die erste Ansicht der Häfen von San Francisco, San Diego und Monterey, die er im Jahre 1602 besuchte; es ist aber schwer zu glauben, daß Juan de Fuca den Eingang beschifft habe, der seinen Namen führt, oder den Canal von Georgien. Mit nicht mehr Vertrauen wird angenommen, daß Bartolomeo de Fuente im Jahre 1640 den Archipel San Lazar besucht habe, und es ist anerkannt, daß, wenn die Erzählungen Martins d'Aguilar, des Gefährten Viscainos, einigen Grund haben, ihre Unsicherheit schon hinreicht, sie der Vergessenheit zu übergeben. Zu derselben Periode der Entdeckung im Nordwesten von America und zu derselben Classe apocryphischer, auf einem mehr oder minder wahren Grund aufgestutzten Darstellungen gehört auch der nautische Roman, in welchem Ferrer Maldonado die Beschreibung von America mit der von Japan vermengte, und die Reise des Engländers, Thomas Peche, der, im Aufsuchen der westlichen Mündung der Meerenge von Anian, die Aleoutiennischen Inseln im Jahre 1672 erreicht zu haben scheint. Die etwas ältern Fabeln von Chaque und Urdanietta verdienen ebenfalls nicht, auseinandergesetzt zu werden.

Die Religion und der Handel machten zum Theil in Hinsicht einer einzigen Provinz die Nach-

lässigkeiten der Politik minder fühlbar. Einträgliche Perlenfischereien an der innern Küste von Californien führten im J. 1615 und 1632 zu den interessanten Expeditionen der Capitäne Yturbi, Castillo, Vicuna, Ortega, Carboneli und Barriga. Im Jahre 1642 untersuchten der Gouverneur von Cinaloa und der Pater Jacinto Cortez dieselben Ufer, und nach vierzig Jahren, wo noch andere Expeditionen scheiterten, unter denen die von Luzenilla die merkwürdigste war, gründeten der Admiral Isidro de Atondo y Antillon und mehrere Jesuiten die vorübergehenden Ansiedelungen von La Paz und San-Bruno. Diese unfruchtbare Provinz wurde jedoch erst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, nach zwei Jahrhunderten vergeblicher Versuche, wirklich der Spanischen Herrschaft unterworfen; dann erst entstanden die Presides von San Loreto und San Xavier, unter der Leitung der Jesuiten Salvatierra, Piccolo, Ugarte und Khün oder Kino, deren Reisen an die Mündung des Colorado den Irrthum vernichteten, daß Californien eine Insel und sogar ein Archipel sei. Ugartes unermüdlicher Eifer brachte es dahin, daß bald in der Halbinsel auf ihren zwei untersuchten Seiten und bei den Indianern von der Pimeria Alta Missionen gegründet wurden, während der Pater Clement Guillen mühsame Reisen im Innern und im Westen ausführte. Außer dem evange-

lischen Zweck strebten diese unermüdlichen Menschen, einen Hafen aufzufinden für die Gallionen aus den Philippinen. Im Jahre 1644 machten die Paters Consay und Sedelmaier Reisen; der Erstere nach dem Meere des Cortez, und der Zweite nach dem Lande Moqui, durch welches der Gila, der Colorado und der Yaquesila fließen. Ungefähr zwanzig Jahre nachher machte der Visitador Don Jose de Galvez die Provinzen Cinaloa, Sonora unterwürfig, und kam nach Californien, wo seine irre geleitete Vernunft die Reichthümer nicht fand, die er aufsuchte. Man nahm Besitz von Monterey, San Diego und San Francisco, und es wurden Verbindungen mit diesen Presides eröffnet. Im Jahre 1773 kamen die Paters Garces und Font von der Pimeria Alta dahin, ohne das Cortez-Meer zu berühren, bei welcher Gelegenheit sie auch die berühmte Casa grande am Chila besuchten. Vier Jahre später drangen die zwei Franciscaner-Mönche Escalante und Antonio weiter östlich in Neu-Californien vor, untersuchten auch die Länder, durch welche der Zaguananos und der Rio de Nabajoa fließen, bis an den so lange zweifelhaft gebliebenen See Teguays, der neuerlich von den Caravanen des Missouri wiedergefunden wurde.

Wenn eine bedrohende Rivalität das Streben nach Entdeckungen bei den Spaniern eben nicht rege hielt, so

waren ihnen doch Drakes Erfolge nicht weniger furchtbar erschienen. Sie wollten neue Unternehmungen verhindern, und Pedro Sarmiento de Gamboa, der von Peru nach Spanien reiste, und auf seiner Fahrt die Archipele von Chonos und Madre de Dios und die Magellanische Straße untersuchte, erhielt in Verbindung mit Diego Flores Valdez den Auftrag, der Fahrt mittels einer Colonie, die im Jahre 1584 nicht weit vom Cap Forward, in der Bahia de la Gente, angelegt wurde, Hindernisse entgegenzusetzen. Der letztere Name wurde bald in Puerto de la Hambre [1]) umgeändert, um das traurige Schicksal der ersten Europäer anzudeuten, die auf den Magellanischen Ländern zurückgelassen wurden. Diese Position, welche die Meerenge beherrschte, hätte wahrscheinlich mehreren verbotenen Unternehmungen hinderlich seyn können; allein sie hätte ihre Wichtigkeit durch die baldige Entdeckung eines vortheilhaftern Weges verloren. Schon lange ahnete man, daß die Gewässer der beiden Oceane sich im Süden des Continents, dessen Grenzen man sogar schon abstecken wollte, vereinigten, als die Nothwendigkeit, nach Indien auf einem freien Wege zu gelangen, dem die Privilegien der Compagnieen nicht hinderlich seyn konnten, die

---

1) Hunger-Hafen.

große und berühmte Expedition von Lemaire und Shouten veranlaßte. Diese vereinigten die unbekannten oder schlecht angedeuteten Entdeckungen von Drake und d'Hozes mit denen der Südwest-Küste und des Feuerlandes, und steckten die südliche Contoure Americas ab. Hierdurch wurden die Beziehungen aller Länder erleichtert. Diese denkwürdige Reise der Holländer erregte in Spanien ein weit unangenehmeres Gefühl, als alle frühere Feindseligkeiten. Man wollte jedoch ihre Resultate benutzen, und der Wunsch, genaue Kenntniß davon zu erlangen, führte die Unternehmung der Gebrüder Nodal herbei, welche die Küsten von Patagonien und Feuerland genau untersuchten, und die Inseln Diego Ramirez entdeckten, die ein Jahrhundert lang auf allen Charten als die südlichsten Länder des Erdbodens angedeutet wurden.

Der Bruch eines Waffenstillstandes hätte beinah die Spanisch-Portugiesische Macht in dem südlichen America vernichtet; sie wurde von den Holländern mit verschiedenem Erfolg in Peru, in Brasilien und in Chili im Jahre 1643 angegriffen. Die Flotte von Peru unter l'Hermite und Shapenham machte einige Entdeckungen an den südlichen Küsten vom Feuerland, welches man schon damals anfing, als einen großen Archipel zu betrachten, und die Flotte von

Chili, unter Anführung von Hendrick Brouwer belehrte, daß das Staatenland, ſtatt, bis ſich gegen Africa hin zu erſtrecken, wie man anfänglich glaubte, nur eine unbedeutende Inſel ſei, vom Continent getrennt, mittels einer engen Fahrt, die nun ihre Wichtigkeit verlor.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſtändniſſe des Seeräubers Gibbs.

Lange Zeit hindurch wurden die Seeſtriche bei der Inſel Cuba, und die weite, unter dem Namen des Meerbuſens von Mexico bekannte Strecke durch Handlungen der empörendſten Wildheit beunruhigt, deren Urheber man unter den unerſättlichen Piraten ſuchen mußte, die dieſe Meere beunruhigten, und der Schrecken der Schiffer waren. Vergebens hatten die iſolirten oder vereinigten Anſtrengungen der drei Marinen von Frankreich, England und America zum Zweck, dieſe ſchändliche Wunde zu heilen, aber noch iſt kein vollendeter Erfolg das Reſultat ihrer muthigen Wachſamkeit.

Das Bekenntniß eines dieſer großen Verbrecher, deſſen Mittheilung wir einem unſerer Correſpondenten in New-York verdanken, wird auf die Exceſſe, wo-

mit das Leben dieser Verbrecher besudelt ist, ein schreckliches Licht werfen.

Der Name dieses Seeräubers ist Carl Gibbs. Er wurde des Mordes an Williams Robert überführt, des Officiers der Americanischen Brigg Vineyard, den er am 25. November 1830 auf dem hohen Meere begangen hatte, und zum Tode verurtheilt. Die Execution des Urtheils sollte den 22. April dieses Jahres vollzogen werden, in einer der Hauptstädte der Vereinigten-Staaten.

Wenige Tage nach seiner Festsetzung äußerte Gibbs, der von der Insel Rhodes gebürtig ist, gegen einen der Polizei-Beamten, deren Obhut er anvertraut war, den Wunsch, der Obrigkeit Aufschluß über sein Leben zu geben, und über die Grausamkeiten, die er sich habe zu Schulden kommen lassen. Herr James Hopson ward gewählt, seine Geständnisse anzuhören, und glaubte, daß eine Enthüllung von Thatsachen, die an diese Seeräubereien geknüpft wären, von hoher Wichtigkeit für alle diejenigen seyn würden, die Interesse nehmen an allen den auf den Handel und die Schiffahrt Bezug habenden Gegenständen. Demgemäß begab er sich ins Gefängniß Bellevue, wo Gibbs eingeschlossen war, und Folgendes ist das Resultat der interessanten Mission.

Einige dieser Details stehen mit den Umständen

in so genauer Beziehung, daß sie selbst dem skeptischsten Geiste alle Zweifel entziehen müssen.

Gibbs begann seine Rolle in der Americanischen Marine, wo sein Vater im letzten Kriege mit England für ihn eine Stelle auf der vom Capitän Lawrence befehligten Kriegssloop Hornet ausgewirkt hatte. Auf diesem Fahrzeuge machte er zwei Fahrten mit, und auf der zweiten nahm man die feindliche Kriegssloop Peacock, an der Küste von Fernambuco, nach einem 20 Minuten langen Gefecht.

Bei seiner Rückkehr auf dem Hornet nach den Vereinigten-Staaten ward Capitän Lawrence vom Gouvernement zum Befehlshaber der Fregatte Chesapeake befördert, welche damals im Hafen von Baston lag, und Gibbs begleitete ihn dahin im Monat April des Jahres 1813.

„Anfangs Mai, sagt er, erhielten wir eine Herausforderung vom Capitän Broke, Befehlshaber der Fregatte Shannon, und wir begannen sogleich uns vorzubereiten, um in See zu stechen und das Gefecht zu wagen; um 11 Uhr fuhren wir aus dem Hafen und begannen den Kampf ungefähr 3 Uhr Nachmittags, beim Vorgebirge Ann. Das Gefecht dauerte fast eine halbe Stunde mit der größten Erbitterung, hauptsächlich am Bord des Chesapeake. Ich erhielt einen Säbelhieb über die Nase, und dieß ist

wunderbarer Weise der einzige, den ich in meinem Leben erhalten habe. Der Verlust des Chesapeake belief sich auf 65 Todte und 100 Verwundete, wovon die Hälfte tödtlich war; man brachte uns nach Halifax, wo ich ungefähr vier Monate blieb."

Nach seiner Auswechselung entsagte Gibbs jeder Idee, auf dem Meere seinen Unterhalt zu suchen, und begab sich nach seinem Heimathsort auf der Insel Rhodes, wo er einige Monate verweilte; aber er konnte seinen Hang zu einem abenteuerlichen Leben nicht überwinden, und schiffte sich auf einem Schiffe ein, das nach Neu-Orleans segeln sollte, und dann nach Stockholm. Während dieser Fahrt zwang ein Sturm den Capitän, bei Bristol in England Anker zu werfen, wo man sich des Schiffes bemächtigte. Gibbs begab sich nach Liverpool, und von da kehrte er wieder nach den Vereinigten-Staaten zurück auf der Amitié unter Capitän Maxwell. Kurze Zeit nach seiner Zurückkunft machte ihn der Tod eines Onkels zum Eigenthümer von 2000 Dollars, die ihn in den Stand setzten zu Boston eine Gewürzkrämerei zu betreiben. Diese Unternehmung lief jedoch nicht günstig ab, und er sah sich oft genöthigt, Hülfe bei seinem Vater zu suchen, und diese Zuschüsse waren immer mit gutem Rath und seinen Segnungen begleitet. Ungeachtet dieser

Beihülfe wurde seine Handlung doch ungefähr für 900 Dollars versteigert, die Gibbs bald in Schwelgerei verschleuderte. Sein Vater, von seiner Aufführung benachrichtigt, bat ihn liebevoll und flehend, unter das väterliche Dach zurückzukehren; aber er weigerte sich hartnäckig und ging wieder auf dem Schiff Jean unter Capitän Brown zur See, welches nach der Insel Sainte-Marguerite bestimmt war. Bei seiner Ankunft daselbst verließ er dieses Schiff und ging an Bord des Columbischen Corsaren Maria, unter Capitän Bell. Fast zwei Monate kreuzten sie im Meerbusen von Mexico in den Gewässern von Buba. Aber die Mannschaft unzufrieden, kein Geld von ihren Prisen zu erhalten, empörte sich, bemächtigte sich der Galeasse, und setzte die Officiere bei Pensacola ans Land. Mehrere Tage vergingen, bevor man gänzlich entschlossen war, welchen Weg man nehmen sollte; die Einen waren der Meinung, nach wie vor unter Columbischer Flagge zu segeln; die Andern schlugen vor, die schwarze Flagge aufzustecken. Eine Zeitlang kreuzten sie ohne einen Erfolg; hierauf beschloß man einmüthig, die schwarze Flagge aufzustecken und allen Nationen den Krieg zu erklären. Ihre blutgierigen Plane kamen jedoch nicht sogleich zur Ausführung; sie untersuchten mehrere Schiffe, ließen sie aber ungehindert

weiter fahren, weil sie kein Geld an Bord fanden, und ihre Ladung ihnen von keinem Nutzen seyn konnte. Endlich brachte einer aus der Mannschaft, Antonio, den Gedanken in Vorschlag, und bot auch die Mittel dazu dar, sich mit einem Einwohner von Havanna in Verbindung zu setzen, der für einen Antheil an ihrem Raube alle ihre Waaren annehmen, sie verkaufen und den Werth vertheilen sollte. Dieser Vorschlag ward gern angenommen; sie zogen die Segel auf, kamen zwei Meilen von Morne-Castre und schickten Antonio ans Land, um zu einem Kaufmann zu gehen, und sich mit ihm zu verständigen. Der deputirte Seemann vollführte den Auftrag ganz nach ihrem Wunsche, und das Cap Antonio ward zum Rendezvous auserwählt. Der Kaufmann mußte Mittel schaffen, die Waaren nach Havanna zu transportiren, was er drei Jahre lang that.

Die Maria konnte nun Fahrten machen; sie war mit ungefähr funfzig Mann besetzt, von denen der größte Theil aus Spaniern und Americanern bestand, die alle die Hoffnung auf einen schändlichen Erfolg hegten. Das erste Fahrzeug, dem sie begegneten, war der Indispensable, ein Englisches Schiff, das nach Havanna bestimmt war. Es ward genommen und nach dem Cap Antonio gebracht, die Mannschaft auf der Stelle ermordet

und ins Meer geworfen; so machten sie es in der Folge mit allen ihren Prisen. Der Unglückliche, welcher um Gnade flehte, in der Hoffnung, noch ein Fünkchen Menschlichkeit in der Brust dieser wilden Menschen zu finden, hatte gleiches Schicksal mit dem, der sein Leben theuer verkaufte.

Kurze Zeit nach der Prise des Indispensable ward eine Französische Brigg mit einer reichen Ladung von Wein und Seide genommen, das Schiff verbrannt, und die Mannschaft mitleidslos niedergemetzelt.

Diese blutigen Scenen, in denen Gibbs eine der ersten Rollen gespielt hatte, steigerten seinen Ruf bis auf den höchsten Grad, und da er sich ebensowohl durch sein kaltes Blut, als durch seine Unerschrockenheit und Geschicklichkeit in Leitung des Schiffes auszeichnete, ward er von seinen Mitverbrechern einstimmig zum Führer ihrer künftigen Unternehmungen erwählt. Um das Geld zu sammeln, ohne Gefahr zu laufen, lebende Zeugen ihrer Verbrechen zu haben, wurde einstimmig der Entschluß gefaßt, Niemand zu schonen, und alles mit Feuer und Blut zu vernichten. Sie kannten den alten Spurch: „Die Todten sprechen nicht.“ Sie nahmen es ihrer persönlichen Sicherheit wegen an, und befolgten es beständig. Gibbs sagte aus, er habe nie nöthig gehabt, zu befehlen, daß das Blutbad nun

beginnen solle; hauptsächlich zeigten die Spanier einen wilden Eifer bei diesen Executionen, und die Schlachtopfer verschwanden, sobald man das Verdeck eines Schiffes erreicht hatte.

Sie richteten nun ihren Lauf nach den Sandbänken von Bahama, und nahmen dort eine Brigg, wahrscheinlich den Williams von New-York, der mit einer Ladung Möbeln nach einem der Häfen Mexicos fuhr. Die Mannschaft ward ermordet, das Schiff nach dem Cap Antonio gebracht, und die Möbeln, sowie die andern, sich am Bord befindenden Waaren an ihren Correspondenten in Havanna geschickt. Bei diesen Fahrten wurde die Maria einen ganzen Tag lang von einem Schiffe der Vereinigten Staaten, dem John-Adams, gejagt. Gibbs steckte die Nationalflagge auf und entkam.

Im Anfang des Sommers von 1817 nahmen diese Seeräuber den Count of Morla, ein Englisches Schiff von London, mit einer Ladung feiner Handelswaaren. Die Mannschaft ward getödtet, das Schiff verbrannt und die Waaren nach dem Cap geschafft, wo die Räuber ausstiegen, um ihre Rechnungen mit ihrem Associé in Havanna zu reguliren; sie theilten den Gewinn der Prisen zu aller Befriedigung. Nach dieser Theilung begab sich Gibbs nach Havanna, wo er mit einem Englischen und einem

Americaniſchen Marine-Officier Bekanntſchaft machte. Er unterhielt ſich mit ihnen über den Erfolg ihrer verſchiedenen Expeditionen bei Unterdrückung der Seeräuberei, über den Lauf ihrer Schiffe und über die Unternehmungen, welche ſie beabſichtigten.

Bei ſeiner Rückkehr nach dem Cap Antonio waren ſeine Gefährten in völliger Empörung, und mehrere von ihnen waren getödtet worden. Durch ſeine Energie führte er die Ordnung zurück, und hemmte die Verwirrung, ſo daß alle ſeine Räubergefährten von neuem ſich ſeinem Befehl unterwarfen, und jeden tödten wollten, der ſich ihm zu entziehen verſuchen ſollte.

Während der letzten Kreuzfahrt im Jahr 1817 nahmen ſie ein Holländiſches Schiff von Curaçao, mit einer Ladung Weſtindiſcher Waaren und einer Menge ſilbernen Tafelgeſchirrs; die Reiſenden und übrige Mannſchaft, dreißig an der Zahl, wurden getödtet, mit Ausnahme einer jungen ſiebzehnjährigen Frau, die Gibbs auf den Knieen anflehte, ihr das Leben zu laſſen; er willigte ein, obgleich er wußte, daß dieſe Handlung gefährliche Folgen für ihn haben könnte; ſie ward nach Cap Antonio gebracht, wo ſie ungefähr zwei Monate blieb; aber die Eiferſucht ſtreute einen ſolchen Geiſt der Zwietracht und offenbaren Empörung unter die Piraten, daß einer von ihnen,

um derselben ein Ziel zu setzen, es wagte, sich der jungen Person zu bemächtigen, um ihr das Gehirn zu zerschmettern; aber in dem Augenblick ward er selbst von Gibbs getödtet.

Nach dieser Handlung ward sogleich ein Kriegsgericht zusammenberufen, vor dem Gibbs erscheinen mußte; einstimmig ward beschlossen, daß diese Frau, die durch die Leidenschaften, welche sie erregte, die Existenz der Mannschaft in Gefahr bringe, augenblicklich geopfert werden solle. Giebbs gab Befehle, sie durch Gift zu tödten, was auch auf der Stelle in Ausführung gebracht wurde.

Bald nachher ward die Galeasse der Piraten so ans Land geschleudert, und litt solchen Schaden, daß man es für nothwendig erachtete, sie zu zerstören. Ihr treuer Freund und Correspondent zu Havanna verschaffte ihnen eine neue, sehr schön gebaute Galeasse, die Picciana genannt und an den bestimmten Ort geschickt ward. Mit dieser segelten sie vier Jahre lang. Unter den von der Mannschaft genommenen und zerstörten Schiffen zählt man den Belvedère, die Dido, eine Holländische Brigg, und mehrere andere, die auf der dem Richter Hopson zugeschickten Liste aufgezeichnet waren. Einmal waren die Seeräuber in Gefahr, von der Brigg Coronation genommen zu werden, die lange Jagd auf sie machte,

der sie aber doch endlich entwischten. Anfangs October 1821 nahmen sie den Lucius von Charleston; sie waren eben noch mit dem Ausladen beschäftigt, als die Brigg Entrepriſe unter Capitän Kearney erschien, und da er ihre Galeaſſe vor Anker liegen sah, seine Schaluppen schickte, um sie anzugreifen. Es entspann sich ein ernsthafter Kampf; sie vertheidigten sich eine Zeit lang, unter dem Schutz einer Batterie von vier Kanonen, unterlagen aber endlich mit beträchtlichem Verluſt. Sie waren gezwungen, das Raubschiff, das Geraubte und ihre Beute zu verlaſſen und in die Berge zu fliehen. Auf der Liſte der zerstörten und in dem von Gibbs an Hopson gemachten Bekenntniſſe specificirten Schiffe spricht dieſer Verbrecher, dieß Schiff wäre die Caroline von Charleston gewesen; aber er erinnerte sich in der Folge, daß es der Lucius war, und erwähnte verschiedene Umstände, um die Wahrheit seiner Behauptung darzuthun. Bei Nachforschung in den Journälen dieſes Zeitraums findet man, daß dieß nämliche Schiff, der Lucius, von den Seeräubern beim Cap Antonio genommen ward, im October 1821, und daß es bald nachher von der Brigg Entrepriſe, unter Capitän Kearney wiedergenommen wurde, als die Seeräuber gerade abladen wollten. Gibbs erzählt und verſichert, daß nur ein Einziger von der Mannschaft in

dieſer Affaire getödtet ward, in dem Augenblick, wo ſie das Schiff verließen.

Aus dem nämlichen Bericht geht hervor, daß die Brigg Larch-of-Saint-Andrews von Kingston in Havanna von den Seeräubern genommen und von der Entrepriſe ſogleich wieder genommen ward. Dieß ſtimmt auch mit dem Bekenntniß von Gibbs an Hopſon überein.

Er erzählt, daß bei einer andern Gelegenheit er drei Wochen lang an den Caps von Delaware herumgeſchifft habe, in der Hoffnung, ſich des Rebecca-Sims zu bemächtigen, eines Schiffs von Philadelphia, das nach Canton beſtimmt war. Er wußte, daß viel Gold am Bord war; aber die Seeräuber wurden in ihrer Erwartung getäuſcht, da ihnen das Schiff in der Nacht entſchlüpfte.

Gibbs verließ Havanna im Jahr 1819, und kam in die Vereinigten-Staaten; er war Beſitzer von 30,000 Piaſter. Er blieb mehrere Wochen in New-York, und begab ſich darauf nach Boſton, von wo er ſich auf der Emeraude nach Liverpool einſchiffte. Vor ſeiner Abreiſe hatte er ſchon einen großen Theil ſeines Vermögens in Schwelgerei und Spiel verſchleudert.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten zu Liverpool kehrte er nach Boſton zurück, auf der

Topaze unter Capitän Lewis. Während seines Aufenthaltes in Liverpool führte er sich sehr gut auf. Eine Dame erzählt, ihn in dieser Stadt gesehen zu haben, wo er als vornehmer Herr lebte, ein Gefolge hatte, wie ein Gentelman, und gewaltigen Luxus machte. Als man diesen Zeugen erwähnte, sagte Gibbs: „ich war in eine Frau verliebt, die ich für die Tugend selbst hielt; aber sie hat mich betrogen, und ich muß bekennen, daß ein Herz, das nie betäubt wurde unter den blutigsten Scenen, schwach wurde, wie das eines Kindes, und ich sah mich genöthigt, Zerstreuung zu suchen, um meinen Kummer zu dämpfen. Ach, wie oft habe ich, selbst mitten in der Schlämmerei, wenn der Weingeist anfing zu verfliegen, an meine guten Eltern gedacht, und an ihren weisen Rath! Aber nur kurz war immer diese Rückkehr in mich selbst, und wenn das Toben eines von Gewissensbissen zerfleischten Bewußtseins zu laut ertönte, da griff ich mit Wuth nach dem Becher und trank, bis vollkommene Trunkenheit mich fesselte. Meine Freunde, die mein früheres Leben nicht kannten, gaben mir herrlichen Rath; aber ein böser Geist trieb mich fort zum Bösen, ich mußte meinem Schicksal gehorchen.“

Gibbs kehrte hierauf nach Boston zurück, von wo er nach Havanna segelte, und bald fing er sein

seeräuberisches Leben wieder an. Im Jahre 1825 kam er wieder in die Vereinigten Staaten, und da er erfuhr, daß zwischen Brasilien und der Republik Buenos-Ayres Krieg ausgebrochen war, reiste er von Boston ab, auf der Brigg Hitty von Portsmouth, fest entschlossen, wie er erzählt, sein Glück in der Vertheidigung einer republicanischen Regierung zu suchen. Bei seiner Ankunft ließ er sich dem Admiral Brown vorstellen, und gab ihm den Wunsch zu erkennen, in seiner Seemacht zu dienen. Der Admiral begleitete ihn zum Gouverneur, und er erhielt ein Lieutenantspatent und Anstellung auf einem Schiff von 84 Kanonen, das der 25. Mai hieß. „Hier, sagt Gibbs, traf ich den Lieutenant Dodge, eine alte Bekanntschaft, und eine Menge anderer Leute, mit denen ich zusammen gefahren hatte. Als der Gouverneur mir das Patent gab, sagte er zu mir, feige Memmen könne er in seiner Marine nicht brauchen; ich antwortete ihm, daß, wenn er mich erst besser habe kennen lernen, er sich gewiß überzeugen werde, daß er von mir weder Feigheit noch Ungeschicklichkeit zu fürchten habe. Er dankte mir und sagte, er hoffe, daß ich die Meinung nicht täuschen werde, die er von mir hege; ich trank auf seine Gesundheit und auf das Waffenglück der Republik. Hierauf überreichte er mir einen Degen, und sagte, ich sollte mich

desselben glücklich bedienen, wie meine Cameraden, in dem gefährlichen Kampfe, in welchen die Republik verwickelt sei. Ich antwortete, so lange noch eine Muskel zuckt in diesem Arm, werde ich ihn nie entehren. Vier Monate blieb ich am Bord des Schiffs als Lieutenant; wir hatten während dieser Zeit mehrere Scharmützel mit dem Feind. Es war mir gelungen, das Vertrauen des Admirals Brown zu gewinnen, und er übertrug mir das Commando über ein Corsarenschiff von 24 zehnpfündigen Kanonen mit 46 Mann.

„Ich segelte von Buenos-Ayres ab, machte zwei gute Fahrten und kehrte ohne Unglück in den Hafen zurück; ich kaufte dann die Hälfte einer neuen Galeasse von Baltimore, fuhr wieder ab, wurde aber wenige Tage nachher gefangen und nach Rio-Janeiro gebracht, wo ich von den Brasilianern ausgewechselt wurde. Ich blieb unter ihnen bis zum Frieden, dann kehrte ich nach Buenos-Ayres zurück, und schiffte mich von da nach New-York ein.“ Nach Verlauf eines Jahres, das er auf verschiedenen Reisen hinbrachte, erzählt Gibbs, daß der Krieg zwischen den Franzosen und Algierern seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Da er wußte, daß der Französische Handel eine gute Gelegenheit zu plündern darbot, so entschloß er sich, nach Algier zu reisen, und dem Dey seine Dienste

anzutragen. Er schiffte sich dahin ein, auf dem Sally=Ann, welches Schiff nach dem Hafen von Bath gehörte. Er landete in Barcelona, kam nach Mahon und versuchte, Algier zu gewinnen. Die Wachsamkeit der Französischen Flotte hinderte ihn an der Erfüllung seines Plans, und er verfolgte seine Fahrt bis nach Tunis. Da er dort fand, daß es gefährlich sei, durch die Wüste seinen Weg nach Algier fortzusetzen, so begnügte er sich, die Ruinen von Carthago zu besehen, und sich das, was er in seiner Kindheit von den Kriegen gehört hatte, die diese alte Stadt gegen die Römer führen mußte, ins Gedächtniß zu rufen. Hierauf ging er nach Marseille, und von da nach Boston. Von hier aus segelte er nach Neu=Orleans, wo er als gemeiner Matrose auf der Brigg Vinegard diente. Als man ihn fragte, warum er, der gewohnt gewesen sei, zu befehlen, am Bord des Vinegard einen so untergeordneten Posten eingenommen habe, antwortete er, er habe durch Beschäftigung die schreckliche Stimme seines Gewissens übertäuben wollen.

Er erklärte feierlich, er sei nicht mit in das Complott verflochten gewesen, das den Mord des zweiten Befehlshabers dieses Schiffes bezweckte, eines Mordes, dessen er jedoch angeklagt und überführt wurde; er konnte nicht begreifen, wie man ihm dieß Verbre=

chen zuschreiben könne, da er doch nur einen Zuschauer abgegeben habe bei der ganzen Zerstörungsscene. Ohne Zaudern gestand er aber seinen Antheil an der Empörung, am Diebstahl und Mord des Capitän Thornby.

Er fragte oft, ob auf den Fall, daß er seine Freiheit wieder erhielte, er nicht Gefahr liefe, in den Straßen ermordet zu werden. Oft auch rief er aus: „O! wäre ich doch nach Algier gekommen! Dann wäre ich doch jetzt nicht in diesem Gefängniß. Wer weiß, welche Bestimmung mir noch vorbehalten war, wenn ich diesen Hafen hätte erreichen können!"

Ob er gleich keine Reue in Hinsicht der Verbrechen zeigte, die er begangen zu haben bekannte, so schien er doch von Gewissensbissen gepeinigt zu werden; wenn man ihn fragte, was für Mannschaft auf den Schiffen gewesen sei, die er zerstört habe, antwortete er barsch, sprang gleich auf einen andern Gegenstand über und leitete die Unterhaltung auf die Umstände seiner Untersuchung, oder auf seine Thaten in Buenos-Ayres. Seit seiner Verurtheilung hat seine Gesundheit sehr gelitten; sein Aussehen ist blaß, seine Augen liegen hohl; aber noch hat er den kühnen Blick und unternehmenden Geist. In seinem engen Gewahrsam flößt er mehr Mitleid, als Haß ein; er ist freundlich und gesprächig, und wenn er lächelt

ist sein Blick so sanft und angenehm, daß Niemand diese trügerische Gestalt für die eines Verbrechers halten würde. Seine Unterhaltung ist gedrängt und durchdacht, seine Ausdrücke tragen ganz das Gepräge der Originalität.

Um den Eindruck zu vermindern, den einige unserer Journalisten haben erzeugen wollen, indem sie geäußert haben, daß Gibbs, wie andere Verbrecher, seine Verbrechen noch vergrößere und vermehre, wird es wohl passend seyn, hinzuzufügen, daß Herrn Hopson aus Westindien eine geschriebene Note zugefertigt ward, auf der die Namen von neunzig Schiffen waren, die von den Seeräubern in den Jahren 1817 bis 1825 genommen und geplündert worden sind. Dieser Note war die Bitte angehängt, Gibbs zu vermögen, die Räubereien zu bezeichnen, die auf diese Schiffe Bezug hatten, und deren er sich noch erinnern könne. Die Note ward von ihm zurückgeschickt mit einem einzigen Zeichen, welches das Schiff Lucius von Charleston betraf.

Wenn es sein Wunsch gewesen wäre, die Zahl seiner Verbrechen zu vermehren, so wäre dieß eine gute Gelegenheit gewesen, die er hätte benutzen können. Er beharrt dabei, vierzig Schiffe geplündert und zur Vernichtung von mehr, als zwanzig Schiffsmannschaften beigetragen zu haben. Es ist ausge-

macht, daß Gibbs wenigstens 400 Menschen getödtet hat.

Dieser kühne Seeräuber hatte sich zu Buenos-Ayres verheirathet, wo er einen noch lebenden Sohn zurückgelassen hat. Seine Frau ist todt. Durch einen sonderbaren Umstand ist die Frau, deren Bekanntschaft er in Liverpool gemacht und die, wie man sagt, sich damals sehr gut betragen haben soll, jetzt in dem Gefängniß eingeschlossen, welches die letzte irdische Wohnung des berüchtigten Gibbs seyn wird.

Die Inselbewohner Polynesiens.

Aus dem Englischen.[1])

Die großen Seefahrer des letzten Jahrhunderts, und besonders der Unverzagteste derselben, der wackere, unglückliche Cook, haben den Untersuchungen ihrer Nachfolger eine minder große Welt, als das eigentliche Australien,[2]) hinterlassen, wo die lebendige Na-

---

1) Westminster-Review.

2) Wir haben bereits früher in dieser Zeitschrift bemerkt, daß die neuern Englischen Geographen den Namen Australien ausschließlich Neu-Holland und

tur sich minder malerisch darstellt, doch aber mit Liebe ihre anmuthigsten Schätze zur Schau stellt, bis einst die Civilisation die isolirten Völkchen auf den verschiedenen Archipelen Polynesiens einander näher rückt, und sie mit den Völkern in Verbindung bringt, die sie sich an den Küsten des friedlichen Oceans zugeeignet hat. Der Name „Neue Welt" scheint zuvörderst zu vornehm für die Inseln Polynesiens; wenn man aber den unermeßlichen Archipel ins Auge faßt, der sich zwischen Mexico und Japan, Peru und Cochin-China, an den Küsten von Chili und Australien hinzieht, so wird dieser Name höchst paßlich erscheinen, um die ungeheure Länderstrecke anzudeuten. Es ist auch leicht zu erachten, welchen Vortheil der Handel einst daraus ziehen dürfte, und besonders die Europäische Schiffahrt, wenn die Regierungen vom Central-America das Project, einen großen Canal durch den Isthmus von Panama zu führen, bewerkstelligen.

Die bedeutendsten Inseln Polynesiens entschlüpften den Nachforschungen des Admiral Anson. Capitän Wallis, und nach ihm Bougainville und Cook, haben sie auf ihren Fahrten um die Welt sorgfältig

---

Van Diemensland beilegen, alle andere Inseln zwischen America und Asien aber Polynesien, benennen wollen. A. d. H.

untersucht. Ihre Beschreibungen sind höchst interessant, in Bezug auf eine der wichtigsten dieser Inseln, nämlich Otaïti; wohlgefällig schildern sie ihre Gegenden, ihre verschiedenen Producte, die Sanftmuth ihrer Bewohner und die wollüstige Ungezwungenheit eines Geschlechts, welches noch in so ungemeiner Einfalt lebte, daß ihm die Gesetze der Keuschheit unbekannt waren. Die Seefahrer des neunzehnten Jahrhunderts faßten den Einfluß unserer Beziehungen auf die Sitten der Insulaner ins Auge, und machten große Entdeckungen in diesem Theile des Erdbodens, den sie unter allen Breiten sorgfältig untersuchten. Der letztere derselben ist der Sohn des berühmten Kotzebue; er leistete dem Russischen Kaiser bessere Dienste in seiner Marine, als sein Vater in dem Gewerbe eines besoldeten Pamphleteurs; der Letztere, nachdem er im Jahre 1813 Napoleons Zorn durch seinen Aufruf an die Unabhängigkeit Deutschlands erregt hatte, fiel durch den Dolch eines Fanatikers, und büßte so seine Apostasie.

In seiner Reise um die Welt, von 1823 bis 1826, besuchte Capitän Kotzebue sorgfältig mehrere Inseln dieses Archipels, und auch die dazu gehörenden Sandwichs-Inseln. Seine Untersuchungen schienen anzudeuten, daß er nicht bloß seine Neugierde befriedigen, sondern auch die Absichten der Russischen

Regierung unterstützen wollte, welche, nachdem sie einen Theil der westlichen Küsten Nordamericas idealisch in Besitz genommen hat, es ihrem Interesse angemessen hält, Handelsverbindungen mit diesen neuen Colonieen und den Inseln des Südmeeres anzuknüpfen. Welche Bewandtniß es nun auch haben möge mit solchen heutzutage illusorischen Projecten, dum proximus ardet Ucalegon, so wird die Reisebeschreibung des Herrn von Kotzebue nicht nur die Geographen befriedigen, sondern auch allen denen Unterricht gewähren, die mit Sorgfalt die ersten Spuren der Civilisation bei Völkern, die bisher im wilden Zustand lebten, zu erforschen streben. Ihre thätige Sorgfalt kann nirgends besser als auf die Inseln des Südmeeres angewandt werden. Der Reiz des Climas, der malerische Effect der Gegenden, die Unschuld und die Einfalt der Einwohner, mit geringen Ausnahmen, geben ihnen einen romantischen Anstrich. Das Telescop des Schiffers scheint sie zu schaffen, sowie er sie entdeckt; und die Insel, die er zuerst erblickt, die der übrigen Welt bis dahin unbekannt blieb, deren Existenz auch sie nicht kennt, verwirklicht seinem bezauberten Auge die Fabel von Delos, wie es aus dem Schooß der Wellen mit seinen grünen Hügeln und seinen balsamduftenden Gebüschen hervorstieg. „Einmal an einem Abend, sagt Capitän Kotzebue, befan-

den wir uns unter 15° 15′ Breite und 139° 40′ Länge, als bei Sonnenuntergang der Ruf: Land! Land! vom Maſt herab erſcholl. Das Vergnügen, eine Entdeckung zu machen, ſetzte alle unſere Telescope in Bewegung, und noch vor Einbruch der Nacht hatten wir eine niedrige, ſehr beholzte Inſel vollkommen wahrgenommen. Da uns kein Seefahrer bekannt war, der ſich unter derſelben Breite befunden hätte, und die neuern Charten dort keine Inſel andeuteten, ſo glaubte ich, die Ehre der Entdeckung in Anſpruch nehmen, und dieſer hier den Namen unſeres Schiffes, Perdpriatie, beilegen zu können. Wir legten die ganze Nacht über bei, und erwarteten mit Ungeduld, daß der Tag wieder anbreche. Schon in der Morgenröthe wurden unſere Telescope wieder zur Hand genommen, und jeder von uns theilte dem ſeinigen das Prisma ſeiner Täuſchungen mit. Dieſe verſchwanden nach Maßgabe, wie wir näher kamen. Rauchſäulen überzeugten uns, die Inſel ſei bewohnt, und bald konnten wir vom Maſtkorb herab ihre Ausdehnung mit dem Auge meſſen. Blendendweiße Corallenbänke waren gleichſam die Franſen eines grünen Gürtels, den ein Palmwald krönte, und ſeinen Schatten über einen großen See im Mittelpunct der Inſel hinwarf; ſchmale Canäle durchſchnitten dieſe azurne Ebene. Als es uns geſtattet war, die Gegenſtände

mit bloßem Auge deutlich wahrzunehmen, sahen wir eine Menge Menschen von brauner Farbe, athletischen Formen, nach dem Strande zulaufen, deren Nacktheit uns ihren wilden Zustand kundthat. Ihre Bewegungen beim Anblick des Schiffes deuteten Erstaunen und Unruhe an. Mehrere waren mit Speeren und Keulen bewaffnet; andere trugen brennende Pfähle, und wahrscheinlich hatten sie darum große Feuer am Strande angezündet, um von den benachbarten Inseln Hülfe gegen das Ungeheuer anzurufen, welches sie auf den Wellen schwimmen sahen. Aus ihren bescheidenen, von Gruppen Brodbäumen umschatteten Hütten sprangen eiligst Frauen hervor, von denen mehrere ihre Kinder in ihren Armen trugen, um eine Zuflucht im nahen Gehölze zu suchen. Die unverzagtesten unter den Männern wagten sich furchtsam auf den Strand hinab; keine der an der Küste liegenden Piroggen kam uns entgegen, obgleich sie durch ihre Größe und die Einrichtung der Segel sie zu Verbindungen mit den benachbarten Inseln, selbst in großer Entfernung, geeignet zu seyn schienen. Wir fuhren eine Weile an der Insel hin, ohne einen leichten und sichern Landungspunct finden zu können. Mittlerweile zwangen uns ein hohles Meer und der Ungestüm der Brandungen, auf die Absicht zu verzichten, nähere Bekanntschaft mit den Perdpriatianern

zu machen. Der heitere Himmel gestattete uns jedoch, die Breite und die Länge der Insel genau zu bestimmen; sie hat höchstens vier Meilen Länge von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West, und liegt unter 15° 58′ 18″ S. B. und 140° 11′ 30″ Länge.

Die Insel Otaïti, unter 17° 50′ S. B. und 151 bis 152° Länge ist die ausgedehnteste dieses Archipels. Das Innere krönt ein Amphitheater beholzter Berge, deren Kette sich zum Meer hinabdacht, besonders auf der nördlichen Seite, so, daß sie mehrere gute Ankerplätze gewährt. In Osten und Westen ist die Küste höher und voller Klippen, deren Zwischenräume mit beweglichem Sand und außerordentlich harten Corallen ausgefüllt sind. Aus diesen Bergen strömen eine Menge Bäche, die den Boden fruchtbar machen und die Landschaft verschönern. Vom Strande bis an die Berge ist das Land gleichsam ein großer Baumgarten, in welchem Kokos, Bananen, der Brodbaum, Ingramen, u. s. w. wachsen. Neben diesen inländischen Gewächsen haben die Seefahrer eine Menge Europäischer Früchte und Gemüse und auch einige tropische Pflanzen naturalisirt, die dieser Insel, wo im Allgemeinen die Flora beider Indien herrscht, noch fehlten. Nutzholz findet sich nur in den obern Regionen der Berge, besonders die Ceder, die zu den großen Piroggen verwendet wird, und ein

ſchwarzes, hartes, ſchweres Holz, deſſen die Einwohner ſich bedienen, um Speere und Streitkolben daraus zu verfertigen. Das Thierreich zeigt ſich in Otaïti nicht ſo mannichfaltig, als auf den andern Inſeln des Südmeers; man ſieht dort bloß Schweine, Hunde und Ratten. Zahmes Geflügel ſind Tauben und Hühner. Uebrigens ſind die Wälder von einer Menge Papageien, Kuckuke, Fliegenvögel ꝛc. belebt. Metalle enthält die Inſel nicht. Corallen finden ſich in Fülle, und die Perlenfiſcherei bietet dem Handel auch noch bedeutende Hülfsmittel dar. Der Gewerbfleiß, die Gebräuche und die Sitten der Otaïter ſind durch die Berichte des Capitän Cook genugſam bekannt geworden. Seit einigen Jahren haben ſich die ausgezeichneten Züge ihres Characters verändert, und ſie haben eben nicht dadurch gewonnen.

Die Eigenſchaften und Fehler der Otaïter, wie ſie urſprünglich wahrgenommen wurden, waren ihnen mit den andern Inſulanern des Südmeers gemein. Sie zeigten ſich höchſt gutmüthig gegen Fremde, und trieben das Gaſtrecht ſo weit, daß ſie ihnen ſogar ſolche Familienrechte zugeſtanden, auf welche die civiliſirten Völker am eiferſüchtigſten ſind. Dagegen verletzten ſie gern gegen ſie das Eigenthumsrecht. Von dem milden Clima und dem Ueberfluß der Früchte jeder Art, welche die Natur ihnen ſpen-

det, werden sie verleitet, den Sinnen nichts zu versagen, und sich der Indolenz zu ergeben. Außerhalb ihrer immer offenen Hütte und der sie beschattenden Bananen kennen sie kein anderes Recht, als das der ersten Besitznahme. Sie haben nichts, als ein unentbehrliches Kleidungsstück von dünner Baumrinde, und betrachten es, selbst bei den Weibern, mehr als einen einfachen Putz, denn als einen zum Schutz der Keuschheit nöthigen Gegenstand. Sie sind reinlich aus Gefallsucht, und baden sich mehreremal des Tages; gefühlvoll, aber leichtsinnig, gehen sie in einem Augenblick vom Schmerz zur Freude über. Das Nachdenken vermeiden sie gleich einer Arbeit, fürchten mehr die Ermüdung des Geistes, als die des Körpers, und doch sind sie gewerbfleißig, und zeigen in den für ihre Bedürfnisse nothwendigen Arbeiten viel Geschicklichkeit, z. B. in dem Bau ihrer Häuser, in den Werkzeugen der Fischerei, ihrer Piroggen von verschiedener Größe, Arbeiten, die um so mehr zu bewundern sind, als sie keine andere Werkzeuge haben, als scharfe Steine und spitzige Muscheln. Sie leben auf einem freundschaftlichen Fuß mit einem König und untergeordneten Häuptlingen, deren Gewalt so wenig Gelegenheit hat, sich fühlbar zu machen, daß man zweifeln könnte, ob sie überhaupt eine Regierung haben. Sie sind abergläubisch, ohne äußer-

lichen Gottesdienst, beten, unter dem Namen Eri-era einen König des Lichts an, glauben auch an zwei Arten geistiger Wesen untergeordneten Ranges (Eatoua), als wohlthätige und schädliche, und opfern ihren Gottheiten nicht nur Thiere, sondern auch Menschen, die von ihren Oberpriestern als böse verklagt werden, in feierlichen Versammlungen, die aber zum Glück nur selten sind. So zeigten sich der Character und die primitiven Sitten von Otaïti und den bedeutendsten Inselgruppen in seiner Nähe, und mit einigen Ausnahmen auch in den Archipeln der Marquesen, der Freunde ꝛc.

Man weiß nicht, ob den Völkern Glück zu wünschen ist, daß sie die Anglicanischen Missionäre aufgenommen haben, welche mit großem Eifer ihrem winzigen, von alterthümlichen Vorurtheilen befangenen Verstand ihre Lehren einprägen. Es ist nur zu wahr, daß die Einführung des Christenthums in Otaïti dort viel Blutvergießen herbeigeführt hat. Der König Tajo, der zum Christenthum bekehrt wurde, d. h. wenigstens im Aeußern, denn es ist noch zweifelhaft, ob er die Lehren desselben begriffen hat, decretirte die Abschaffung der alten Religion und die Annahme der von den Missionären gepredigten. Das Volk empörte sich; es wurden ganze Stämme ausgerottet und der übrige Theil ward bekehrt, oder für be-

kehrt erklärt. Nach diesem ersten Versuch bemächtigte sich der Eifer des Proselytismus Sr. Majestät, und es wurde beschlossen, daß die Einwohner der benachbarten Inseln gleichen Glauben annehmen sollten. Da mußte wieder Krieg geführt werden; der Kampf war fürchterlich und erstreckte sich weithin. Tajo fand endlich einen furchtbaren Gegner in dem König der Insel Taboua. Er fiel in dessen Hand nach einer blutigen Schlacht, und wurde den von ihm beleidigten Göttern geopfert. Pomar I., sein Nachfolger, blieb einige Zeit dem Glauben seiner Väter getreu; allein die unermüdlichen Missionäre, denen es übrigens nicht am Herzen lag, die Fortschritte der Civilisation zu befördern, und dabei seine religiösen Vorurtheile zu schonen, waren bloß darauf bedacht, ihn zu bekehren. Einer derselben, Herr Nott, machte Gebrauch von dem compelle intrare des Evangeliums, und erwarb sich den Ruhm, ihn und seine Famile in den Schooß der Kirche zu treiben; er ließ sich taufen, und kurz nach diesem großen Ereigniß starb er in der Blüthe des Alters, ein Opfer der ätzenden Getränke, die seine Brüder in Christo ihm in Fülle darboten.

Als im Jahre 1824 Herr von Kotzebue Otaïti besuchte, wurde er dort mit großen Freudenbezeigungen empfangen, wie die liebenswürdigen Einwohner

dieſes Archipels immer bei Ankunft der Europäer an den Tag legen. „Die gaſtfreundlichen Ceremonieen, der Austauſch der Namen, die Wahl eines Freundes, erzählt er, erfolgten gleich bei unſerer Landung; das Schiffsverdeck wurde in einen Bazar verwandelt, Scherz und Lachen begleiteten jeden Handel, und verbreiteten ſich ſchnell unter den Kindern der Natur und denen des Meers. Am andern Morgen verwandelte ſich der Schauplatz. Die Sonne, über einen wolkenleeren Horizont emporſteigend, warf eine prächtige Beleuchtung auf die Landſchaft. Ihre Strahlen, anfänglich über den Kamm der Berge hingleitend, bevor ſie ſich unſerm Horizont zeigten, färbten nach und nach das Grün an ihren Abhängen mit Purpur und Gold, und bald wurde auch der ganze Schauplatz, auf welchem die Natur ihren Zauber vor uns aufdeckte, mit einem Lichtſtrom getränkt. Unter dem Schatten der Palmbäume und der Bananen erhoben ſich mitten in Gärten die beſcheidenen, aus Bambus gebauten, mit Blättern bedeckten Hütten der glücklichen Bewohner dieſes herrlichen Landes. Allein zu unſerm großen Erſtaunen herrſchte überall die größte Stille, und noch lange wurden wir keinen einzigen Inſulaner gewahr. Unſere geſtrigen Freunde ſchienen uns vergeſſen zu haben, als endlich einer von ihnen, der in einem Canot mit Lebensmitteln an das

Schiff kam, uns das Räthsel löste; die Otaïtier feierten den Sonntag, zurückgezogen in ihren Häusern, wo sie den Tag über die Bibel buchstabirten.

Die Insel besitzt mehrere Missionaire. Drei von ihnen, Wilson, Bennet und Tyrmann, wohnen in dem Hafenort Matarai; sie gehören zu der Londoner Missions-Gesellschaft. Ihr Vorgesetzter, Herr Nott, hält sich in der Hauptstadt auf. Er hat eine Otaïtische Grammatik geschrieben, und die Bibel (oder vielmehr Fragmente derselben) in diese Sprache übersetzt, als auch ein Gebetbuch und einige Gesänge. Wir haben oben bereits erwähnt, welches Ansehen und welchen Einfluß sich dieser Greis auf die Einwohner verschafft hat. Wilson, früher ein Matrose, hat zwanzig Jahre unter ihnen gelebt; er ist ein vortrefflicher Mensch. Capitän Kotzebue besuchte ihn, als gerade der Gottesdienst beginnen sollte, und wurde eingeladen, demselben beizuwohnen. „Eine große Allee von Kokos- und Brodbäumen, erzählt dieser, führt von seinem Hause zur Kirche. Zuvörderst fällt der Blick auf den Kirchhof mit seinen schwarzen Kreuzen, und erweckt Andacht. Die Kirche ist ein hübsches, hölzernes Gebäude, zwanzig Klafter lang und zehn breit, von leichter Bauart, und von Außen geweißt, welches unter dem es umschattenden grünen Dom eine schöne Wirkung macht. Die großen Fenster ohne

Scheiben gewähren zu jeder Jahreszeit einen Luftzug. Das Dach aus vortrefflich geflochtenem Rohr und mit großen Bananenblättern bedeckt, gewährt sichern Schutz gegen Regen und Ungewitter. Glocken oder Uhr sind nicht vorhanden. Das Innere ist mit Bänken besetzt, die in einem Halbkreis der Kanzel gegenüberstehen. Die Männer und Weiber haben abgesonderte Plätze. Die Kirche war voll, als wir hineintraten, und in tiefer Stille hefteten die Gläubigen die Augen auf ihren Prediger. Am Fuße der Kanzel, auf welcher Herr Wilson stand, war eine Bank mit einer Lehne für die Herren Bennet, Tyrmann und mich. Beim Anblick dieser Pfarrkinder in festlicher Kleidung kann man nicht wohl ernsthaft bleiben. Bekanntlich schätzen sie unsere Stoffe gar sehr. Sie sind ebenso stolz, solche zu besitzen, als unsere vornehmen Damen auf Diamanten und einem Persischen Shawl, oder unsere Hofleute auf ihre Sterne und Bänder. Völlig unbekannt mit unsern Moden liegt ihnen Nichts an Eleganz oder den frischen Farben ihrer Kleidung. Die Europäer verhandeln dort mit ungeheuerm Gewinn ganze Ballen alter Kleidungsstücke und Lumpen. Der Otaïtier, dem eine vollständige Kleidung zu theuer ist, begnügt sich auch wohl mit einem einzelnen Stück. Wenn er so glücklich ist, sich eine Englische Uniformweste oder

auch nur eine andere zu verſchaffen, zieht er ſie ſtolz über die bloße Haut, und ſchützt ſich übrigens gegen gänzliche Nacktheit nur mittels eines Gürtels, den er nie ablegt. Einige tragen nur ein Hemde; Andere verharren aus Eitelkeit, mit edlem Schweiß bedeckt, unter der Laſt einer Decke, welche gleich einem Ruſſiſchen Bade auf ſie wirkt. Nie paſſen die Kleider recht zu der Taille; ſie ſind oft ſo eng, daß die Aermel die Arme foltern, weßhalb ſie oft dieſe ſo ſteif halten, wie die Flügel einer Windmühle. Man denke ſich nun dieſe ſo aufgeſtutzte Verſammlung höchſt ernſthaft ſitzend, und man wird dann wohl erachten, daß es mir unmöglich wurde, mich des Lachens zu enthalten. Die Bekleidung der Frauen war, wenn auch nicht ſo lächerlich, doch nicht minder maleriſch. Einige trugen Mannshemden, welche das Kniee bloß ließen, andere waren in ein Betttuch gewickelt. Sie hatten geſchornes Haar, wie die Miſſionäre eingeführt hatten, und der Kopf war mit einem kleinen, höchſt widrig geformten Hut bedeckt, mit Bändern und Blumen verziert. Der ſchönſte Putz, den wir ſahen, beſtand in einem Kleide von großblumigem Cattun, in welchem der ſtolze Reichthum einer vornehmen Otaïterin ſich hervorthat.

„Nachdem Herr Wilſon die Kanzel beſtiegen hatte, knieete er nieder, mit dem Geſicht gegen

seine Bibel, um leise zu beten; die Versammlung that dasselbe. Dann wurden die angedeuteten Psalmen gesungen, und Gott weiß, welch verwirrter Lärm da entstand. Jeder schrie durch die Fistel, wie es nur seine Lunge auszuhalten vermochte, ohne auf Tact und Harmonie zu halten. Wilson las dann einige Capitel der Bibel ab, und die Versammlung knieete in jeder Pause nieder. Sie schien sehr aufmerksam, mit Ausnahme einiger jungen Mädchen, die hinter mir lachten und leise schwatzten. Bennet und Tyrmann mochten ihnen immerhin Schweigen gebieten, sie fingen bald wieder an, und die Blicke, welche sie dem jungen Fremden (ohne Eitelkeit gesagt,) zuwarfen, deuteten ihren Wunsch an, innigere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Nach der Predigt schloß der Gottesdienst mit einem Psalm, der eben so richtig gesungen wurde, wie der frühere. Die Gläubigen gingen hernach hinaus, nach Quartieren gruppirt und in zwei Reihen. Ihr ernsthafter, abgemessener Gang kam mir noch spaßhafter vor, als ihr Benehmen in der Kirche."

Die Missionäre, deren Einfluß auf Otaïti allmächtig ist, haben sich nicht darauf beschränkt, den Anglicanischen Gottesdienst daselbst einzuführen. Sie haben diese Insel auch mit einer Constitution ausgestattet, deren Hauptverfasser Herr Nott ist. Sie

enthält im Wesentlichen folgende Bestimmungen: Das Gebiet von Otaïti ist in neunzehn Districte getheilt, und das davon abhängende Enneo in acht. Jeder District hat einen Gouverneur und einen Richter; der Erstere wird vom Parlament, der Letztere vom Volke ernannt. Sie bleiben nur ein Jahr im Amte, können aber wieder erwählt werden. Die gesetzgebende Macht gehört dem Parlament, welches aus Deputirten von allen Districten zusammengesetzt ist; dem König ist die ausführende Gewalt vorbehalten. An einen blinden Respect für die Missionäre gewöhnt, fragen die Otaïtier sie wegen aller ihrer Handlungen um Rath, und die Constitution sichert diesen unverzagten Reformatoren eine so große Gewalt als Priester und obrigkeitliche Behörden, daß ein Gouverneur, ein Richter, ein Deputirter nicht im Amte bleiben können, wenn sie sich ihre Ungenade zugezogen haben. Sie wendeten all ihr diplomatisches Talent in der Wahl des Vormundes des jungen Königs an (eines vierjährigen Kindes, dem das Volk auf ihr Antragen die Krone übertragen hat). Dieses Amt ist dem Häuptling der von Otaïti abhängigen Insel Bolabola übertragen. Er ist ein sieben Fuß hoher Coloß, ungeheuer dick, dessen Verstand von seinem Gewicht erdrückt ist, und ebenso seine Glieder gelähmt sind. Dieser Berg von Men-

schenfleisch, den man aus der Ferne für ein Seeungeheuer halten könnte, findet es sehr gemächlich, der Namensträger der Missionäre zu seyn. Herr Nott ist ausschließlich mit der Erziehung des jungen Monarchen beauftragt, und er versteht es, ihn zum Gehorsam anzuhalten.

Die Otaïtische Charte war 1825 noch nicht erschienen. Die Missionäre beeilten sich nicht, sie zu beendigen, weil sie in Voraus überzeugt waren, daß alle Anordnungen derselben gut aufgenommen werden würden.

Als die Russen wieder zu Schiffe gingen, wurde die Ceromonie der Krönung Sr. Majestät, Pomar II., vorbereitet, zu welcher die Häuptlinge und Vicekönige der benachbarten Inseln feierlich eingeladen worden waren. Die Missionäre waren die Oberaufseher des Festes, und einer von ihnen theilte dem Capitän Kotzebue das Programm desselben mit. Die Königin und ihre Familie baten ihn bei dieser Gelegenheit um ein Paar Stiefeln. Dießmal nahm, in Betracht der bedeutenden Verhältnisse, der Schiffsschuster das Maß am Fuß J. M., um die Würde des Thrones nicht dadurch zu gefährden, daß der Souverän der Freundschafts-Inseln barfuß oder schlecht beschuhet gekrönt würde. Die Großen des Staats benutzten diese Gelegenheit, um

ihr Costüm zu vervollständigen. Der Ceremonienmeister der Königin, ein Mann von colossalem Wuchs, hatte kein anderes Kleid als ein Matrosencamisol, dessen Aermel ihm kaum die Ellbogen bedeckten. Seine Schönheit wurde aber dadurch sehr gehoben, daß seine Tatuirung einen offnen Cirkel vorstellte, dessen Stangen majestätisch zu dem Theil des Individuums hinabstiegen, den ein Ceremonienmeister, wenn er nicht rücklings geht, denen, die ihm folgen, zur Schau stellt. Die Wuth nach Pantalons wird so weit getrieben, daß ein armer Teufel, der nicht so viel Vermögen hat, sich einen anzuschaffen, das Bild dieser köstlichen Kleidungsstücke in seine Haut eingräbt. Die Missionäre haben die Keuschheit der Frauen einer sehr strengen Disciplin unterworfen; allein keine Tugend vermag der Versuchung eines Betttuchs zu wiederstehen. Der kostbarste Shawl erregt die Lust gewisser Europäischer Schönheiten in keinem so hohen Grad.

Seitdem die Missionäre in Otaïti zu einer absoluten Gewalt gelangt sind, ist der Gewerbfleiß, den frühere Seefahrer bei diesen glücklichen Naturkindern bewunderten, bedeutend gesunken. Sie vernachlässigen jede mechanische Beschäftigung; sie haben die Kunst vergessen, ihre Zeuge so vortrefflich wie ehemals aus Baumrinde zu verfertigen. Ihre Ge-

schicklichkeit, Piroggen zu verfertigen und auszurüsten, ist nur noch in der Erinnerung vorhanden; ihre einzige Beschäftigung ist beten, und dieß auch nur ein für sie unverständliches Gemurmel des Vaterunsers, wobei sie die Hand gegen den Brodbaum ausstrecken, der sie das ganze Jahr über nährt. Eine Gruppe dieser Bäume beschattet jede Hütte, und die Natur allein sorgt für ihre Pflege.

Funfzehn Grade westlicher Länge von Otaïti, und unter derselben Breite, behaupten die Schifferinseln, von Bougainville im Jahre 1766 so benannt, wegen der Geschicklichkeit ihrer Bewohner im Bau und in der Führung der Piroggen ihren alten Ruf. Die vornehmste, Olajava genannt, ist noch freundlicher wie Otaïti. Diese auf Corallenbänke liegenden Inseln haben nur eine einzige Rhede für die Europäischen Schiffe, nämlich eine Bai mit einer geräumigen Einfahrt, an der Insel Maouna; den Reisenden ist sie unter dem Namen Gemetzel-Bai bekannt, seitdem man mit Gewißheit weiß, daß der Capitän Langle, der zweite Befehlshaber der Expedition La Perouse, dort mit einem Theile seiner Mannschaft erschlagen wurde. Die Bewohner von Maouna sind Menschenfresser wie viele Insulaner des Südmeers. Einer von ihnen kam an die Schiffe des Capitän Kotzebue, sah einen Matrosen mit blo-

ßen Armen, und ſtürzte gleich auf ihn zu, um hineinzubeißen. Die Bewohner der andern Inſeln des Schiffer-Archipels ſcheinen menſchlicher geſinnt. Herr von Kotzebue erhielt davon einen Beweis. „Eines Abends, erzählt er, nachdem wir im Angeſicht der Inſel Olajava vorübergefahren waren, ſahen wir ſechs Meilen weit von einer benachbarten Inſel mehrere Canots; auf jedem waren zwei bis drei Männer, die auf uns zufuhren, ohne die Entfernung oder die Annäherung der Nacht zu ſcheuen; es waren Fiſcher. Ihre kleinen mit Kränzen aus Muſchelſchalen verzierten Böte waren mit Angeln aus Perlmutter und anderm Fiſchergeräthe verſehn. Sie hatten bereits viele Fiſche von der Gattung der Makrellen gefangen. Das Weſen und die Phyſiognomie dieſer Inſulaner deuteten Freimüthigkeit und Zutrauen an. Unſer Tauſchhandel ging munter von Statten; ſie gaben uns ihre Fiſche für einige Kleinigkeiten, mit denen ſie ſehr zufrieden ſchienen. Unſer Schiff und ſein Takelwerk ſchienen beſonders ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie unterſuchten Alles, vom Raum bis zur Spitze des großen Maſtes, und theilten ſich ihre Bemerkungen mit. Mit dem Auge und dem Finger folgten ſie auch der Behandlung des Takelwerks und der Segel, und ſchienen die Wirkungen mit großer Neugierde

zu erforschen. Sobald die Nacht einbrach, entfernten sie sich, und noch lange, als wir sie schon aus dem Gesicht verloren hatten, hörten wir ihren eintönigen Gesang. Am andern Morgen früh fuhren wir über die Insel Olajava hinaus, zum großen Leidwesen der Einwohner, die mit ihren Böten zu uns herankamen. Als später Windstille eintrat, ruderten sie, und bald sahen wir uns von einer ungeheuern Menge Canots umgeben, die gleichsam eine Schiffsbrücke um uns her machten, die mit Obst, Geflügel, Schweinen und einem Gewimmel von Menschen bedeckt war.

„In einiger Entfernung von Olajava erhielt ich den Besuch eines Häuptlings, der schon einige Beziehungen mit den Engländern gehabt hatte. Wir schenkten ihm etwas Glaswerk; er fing an zu tanzen und schrie mehrere Male in dem Rausch seiner Freude: Very good. Dieser Ausdruck und God dam sind die zwei Wurzeln der Sprache, welche die Engländer überall auf dem Erdboden verpflanzt haben."

Die Sandwichs-Inseln sind in England besser bekannt, als sonstwo in Europa. Zur Zeit, als Cook sie entdeckte, erachtete er sie für civilisirter, als alle andere Inseln des Südmeeres. Die Männer, ohne eben sehr groß gewachsen zu seyn, sind robust, gelenkig, und haben kräftigere Züge. Bei ihrem Ak-

kerbau und der Anlage ihrer Häuser gehen sie mit mehr Kunst zu Werke, ihre Nahrung ist weniger grob, und wird besser und reinlicher zubereitet. Auch die Frauen sind züchtiger, als auf den andern Inseln; stehlen thun sie aber ebenso gern. Diese Hintansezzung der Eigenthums-Gesetze zog ihnen den Zorn des Capitän Cook zu, und führte den Tod dieses berühmten Seefahrers herbei.

Die Contemporaine in Smyrna. [1])

Nachdem wir uns mühsam durch die gräßlichen Straßen von Smyrna hingeschleppt hatten, deutete uns das Schild mit den Lilien das Französische Consulat an. Zwei Janitscharen, unvermeidliche Satelliten der Consuln, obgleich sehr erstaunt über unsere Erscheinung und unser Verlangen, sogleich zum Consul geführt zu werden, führten uns mit Türkischem Phlegma durch einen langen, wunderlichen, aber sehr reinlichen Gang. Wir kamen an eine Treppe, wo wir einen Bedienten fanden, der uns sagte, der Herr Consul sei nicht da, er nehme so spät nicht

---

1) Fortsetzung des Aufsatzes im Juniheft dieser Zeitschrift: Fahrten in Aegypten von der Frau von St. Elme.

Jedermann an. Bei dem Wort Jedermann, welches uns so unmenschlich entgegengeworfen ward, wurde ich, wie ich gestehen muß, etwas unverschämt stolz, und sagte zu diesen Vorzimmer-Soldaten, ich sei nicht Jedermann. „Geht, sagte ich zu ihnen, meldet dem Consul, es sei die Contemporaine, die ihn sprechen will." Die Schnelligkeit, mit der dieser Bediente fortlief, seinen Herrn zu benachrichtigen, war mir ein Beweis, daß mein Ruf schon in die Vorzimmer des Consulats von Smyrna vorgedrungen sei. Ich glaubte nicht, nachdem ich nun gemeldet war, geduldig warten zu müssen, und uns von der consulären Livree mustern zu lassen; auf Leopold gestützt, stieg ich hinauf, und wir traten in einen geräumigen Saal, wo wir zwei junge Leute fanden, und, was uns noch besser gefiel, ein vortreffliches Feuer. Leopolds Aufzug in Hemdeärmel, und der meinige, in einem groben Ueberrock, hatte eben nicht den Anschein der Präsentation einer Schriftstellerin in dem Salon eines Consuls. Auch schienen diese Herren so sehr erstaunt, daß ich mich noch einmal nennen, und nach Herrn Adrian Dupré fragen zu müssen glaubte, der etwas zu lange auf sich warten zu lassen schien; denn eigentlich war, auch ohne Namen, ohne andern Titel, als den eines Franzosen, nach einer so schrecklichen Catastrophe, und in einem Lande,

wo mich Niemand kannte, das Französische Consulat, der rechte Ort, den Schutz in Anspruch zu nehmen, dessen ich bedurfte. Endlich wurde eine Seitenthür geöffnet, und Herr Adrian Dupré trat herein. Seine erste Ueberraschung läßt sich nicht erklären; sie schien deutlich sagen zu wollen: „Wie! das ist die Contemporaine! es ist nicht möglich;" ich glaubte daher ein mir von Herrn Mimaut mitgegebenes Empfehlungsschreiben überreichen zu müssen. Demungeachtet nahm uns Herr Dupré sehr kalt auf, und entschuldigte sich, uns nicht logiren zu können. Leopold unterbrach ihn etwas übler Laune, und sagte: „Mein Herr, der Consul von Alexandrien hat Madame St. Elme eine Wohnung angeboten; sie hat ihm gedankt, ohne anzunehmen. Herr Mimaut ist unser Freund. Seien Sie so gefällig, Befehl zu geben, daß man uns in Ihrem Namen in einen Gasthof bringe, damit man uns nicht für elende Menschen halte. Herr Dupré wurde nun etwas höflicher, aber dachte doch nicht daran, wie unpaßlich es sei, Leopold im Hemdeärmel fortgehen zu lassen, ohne ihm einen Mantel oder Ueberrock anzubieten. Ich machte ihn aufmerksam darauf; allein es fand sich im Consulat nur ein schwarzer Rock des Herrn Consul, der von höchst kleiner Statur ist. Leopold mußte sich damit begnü-

gen. Der Privatsecretär des Consuls, Herr Gaspari, begleitete uns mit vieler Artigkeit, um uns unterzubringen. Zuvörderst wollte ich zu Herrn von Arquet gehen, an den ich eine Adresse hatte. Wir kamen durch mehrere Straßen, alle sehr häßlich und schmutzig, und blieben vor einer niedrigen Thür stehen, von welcher der daraus hervorkommende Küchengeruch mich schon vertrieben hätte. Eine kleine Treppe gab mir schon eine schlechte Meinung von dem Gasthof, und man zeigte uns ein Cabinet, wo kaum drei Personen Platz hatten. Der Bediente sagte, es sei nichts Anderes vorhanden. — „Es ist also Alles voll? — Es giebt nur zwei Zimmer, und die sind besetzt." Es ist ein Unglück, dumme Dienstleute zu haben, denn später habe ich erfahren, daß bei Herrn Arquet sehr hübsche Wohnungen zu haben sind, und der Tisch vortrefflich ist. Man mußte nun anderswohin, und es läßt sich denken, was ich nach dem, was an diesem Tage vorgegangen, zu leiden hatte. Endlich sprach Herr Gaspari von einer Wittwe, wo Zimmer zu haben wären und auch der Tisch. Wenn Herr Gaspari daran gedacht hätte, daß wir ganz dicht bei dem Hôtel de l'Europe, dem besten Gasthof in der Levante waren, so würde er uns die Mühe eines langen, beschwerlichen Weges erspart haben, um in ein Haus zu kommen, welches als eine wahre Hölle für

Fremde unter der Gewalt einer Furie zu betrachten ist. Dieses Gasthaus liegt im Türken-Quartier, in einer ziemlich schönen Straße, die aber beinah ebenso schlecht gepflastert ist, als das Franken-Quartier. Die Häuser darin sind ziemlich hübsch, und gleichen im Aeußern den Chiosken, sind aber ungeachtet ihres Glanzes und der Malereien Nichts als bretterne Baracken. Das der Maracini, so heißt die Wittwe, schien mir geräumig und reinlich. Höchst ermattet betrat ich es. Herr Gaspari verschaffte mir viel Zuvorkommenheit, und sprach mit der Wirthin auf eine Weise, uns eine gute Aufnahme zu verschaffen. Wir traten in einen niedrigen Saal, und ich wartete nun ungeduldig, daß die Zimmer bereit wären, mußte aber noch vorher das Geschwätz der Wirthin eine Weile mit anhören. Als Leopold mich die Treppe hinauftrug, sagte er: „Diese Frau bringt mir einen ehemaligen Grenadiertambour im Carnevalsrock in Erinnerung.“ Es giebt auch in der That nichts Lächerlicheres, als der Anzug der Smyrnarinen. Ihr Kopfputz, ihr Spencer und ihre viereckigen Taillen sind schrecklich; indeß giebt es doch sehr schöne Augen. Die Smyrnaer Damen sind keine Venusse der Form nach; allein sie sind im Allgemeinen sehr gut, sehr umgänglich, wie mir wenigstens mehrere Marine-Officiere von allen Nationen gesagt haben.

Wenn wir die Zimmer, besonders die Betten, der Art gefunden hätten, wie wir gehofft, und wie besonders ich solcher bedurfte, so wären die Lächerlichkeiten der Wirthin hinter dem Vorhange verschwunden. Allein wir waren eigentlich sehr schlecht daran; indeß waren die Zimmer ziemlich reinlich.

Wir wünschten, nun allein zu seyn, und Herr Gaspari ging fort, mit dem Versprechen, uns Tages darauf wieder zu besuchen, welches mir sehr lieb war. Die Betten waren sehr schlecht; indeß, wir schliefen. Ich hatte wieder Fieber, und wachte früh auf. Nun erst sah ich mich in meinem Zimmer um. Es war sehr klein; das Fenster war über meinem Kopf, dergestalt, daß ich ohne aufzustehen den Vorhang öffnen konnte. Ich glaubte, verstanden zu haben, ich würde aus meinem Zimmer die Aussicht auf den Hafen haben, und war darüber erfreuet; allein die Wittwe Maracini hatte mir eine minder weltliche Aussicht beschieden, nämlich auf einen Begräbnißplatz. Diesen erblickte ich nun. „Auch das ist ein Hafen, sagte ich zu mir selbst, der einzig ruhige, gegen alle Stürme geschützt."

Herr Gaspari machte uns einen Besuch. Da wir keinen Para in Besitz hatten, so hatte ich ihn Abends vorher gebeten, dem jungen Griechen, der uns in seiner Barke mitgenommen und uns in das

Consulat geführt hatte, zwei Talaris zu geben. Herr Gaspari versprach, mit Herrn Dupré davon zu sprechen, allein er vergaß es wahrscheinlich; denn wenn wir diesem jungen Griechen zufällig nicht einmal begegneten, so hätte er uns wahrscheinlich für undankbar gehalten. Herr Dupré hatte mich ersuchen lassen, einen Bericht über unsere Catastophe aufzusetzen. Ich that es gleich andern Tages, und er ist im Courier de Smyrne abgedruckt worden. Wir machten bald einige Bekanntschaften, und diese schickten einige Männerwäsche; mir aber Kleidungsstücke zu verschaffen, daran dachte Niemand, nicht einmal Madame Adrienne Dupré. Von unserer Wirthin bekam ich einige Wäsche.

Meine erste Bekanntschaft, die ich in Smyrna machte, war ein Engländer, Namens Robinson. Er hat lange in Paris gelebt, und schien Frankreich zu lieben, wie ein Engländer es über sich vermag. Durch ihn lernte ich Herrn Fauvel kennen. Dieser hatte im Orient mehrere Consulate bekleidet, und ist durch seine Reisen genugsam bekannt. Auch seinen Freund, Herrn Ferrand, lernte ich kennen. Dieser erzählte mir seine Abenteuer mit dem Herzog von Rovigo als er Polizeiminister, und dann wieder, als er proscribirt und zum Tode verurtheilt war. Herr Ferrand befand sich nämlich Geschäfte halber in Paris. Er be-

durfte eines Passes für sich und noch zwei Andere; für ein junges Frauenzimmer, das in Marseille in Pension war, und er nach Smyrna mitnehmen wollte, und für einen jungen Levantiner, der seine Studien vollendet hatte. Als er in das Hotel der Polizei trat, faßten ihn zwei Gendarmen, die nichts weniger beabsichtigten, als ihn zu visitiren, ihn jedoch, als er die Ursache, weßhalb er käme, angedeutet, zu dem Minister ließen. Dieser nahm ihn sehr artig auf, verweigerte ihm jedoch den Paß für den jungen Levantiner, weil dieser in dem Alter der Conscription wäre. Dieser hatte freilich, obgleich er in der Levante geboren war, Französische Eltern. „Was das Frauenzimmer betrifft, sagte der Herzog zu ihm, wenn Sie zwanzig mitnehmen wollen, so lasse ich Ihnen gern zwanzig Pässe ausfertigen.“ Herr Ferrand ging des jungen Mannes wegen sehr betrübt fort, jedoch mit einer guten Meinung von dem fürchterlichen Polizeiminister, von dem, wie er sagte, er so viel Böses gehört hatte. Herr Ferrand ist aus Toulon, und ein gewaltiger, aber vernünftiger Royalist, und ein sehr vortrefflicher Mensch. Als er von Paris nach Marseille reiste, um dort sich nach Smyrna einzuschiffen, dachte er nicht daran, daß er den Mann, der damals gleichsam über seine Reise zu gebieten hatte, bald in einem fremden Lande und in einer weit minder glänzenden

Lage sehen würde. Der Herzog von Rovigo entkam bekanntlich aus dem Fort Emmanuel in Malta, und langte mit dem General Lallemand in Smyrna an. Beide völlig unbekannt, da sie sich nicht scheueten, auf einem Ball zu erscheinen, auf dem Herr Ferrand sich auch befand. Er war nicht wenig erstaunt, den Ex-Polizeiminister zu erkennen. „General Lallemand, erzählte er mir, stand in Gedanken an einem Fenster; der Herzog von Rovigo dagegen machte den Damen die Cour. Ich wußte wahrlich nicht, was ich denken sollte, fühlte mich aber sehr bewegt. Als der Herzog von Rovigo sich zum Spiel setzte, stellte ich mich so, daß er mich sehen und mit mir sprechen konnte. Er verstand mich auch wirklich, und sagte leise zu mir: Nennen Sie mich nicht. Das war auch nicht meine Absicht, denn ihre Lage machte mich ernsthaft besorgt. Es vergingen einige Tage, und ich mochte keine Erkundigungen einziehen. Ich erwartete irgend eine Botschaft; es kam keine, und ich ging aufs Land nach Bournaba. Auf meinem Esel reitend wäre ich beinah heruntergefallen, als ich den Herzog von Rovigo vor einem Landhause neben mehreren Smyrnarinen stehen sah, und er, als ich vorüberritt, laut sagte: „Das ist Herr Ferrand, dem ich in Paris Pässe gegeben habe." Ich ritt zu ihm, und da ich merkte, daß er sich nicht mehr versteckt hielt,

grüßte ich ihn als Herzog von Rovigo. — Dieser ist in großer Gefahr, so gut wie meine Person, antwortete er spaßhaft. Er nahm mich auf die Seite, und erkundigte sich wegen des Consuls. Herr Alexis Bonjour bekleidete damals diese Stelle, und ich beruhigte ihn in Hinsicht seiner. Noch an demselben Tage sprach ich mit dem Consul dieserhalb. Dieser sagte: Ich kann sie hier nicht aufnehmen; sie sind nicht nur proscribirt, allein es kann auch noch jeden Augenblick der Befehl einlaufen, sie verhaften zu lassen. Sie können jedoch beruhigt seyn, ich bin Consul der Handelsangelegenheiten wegen, nicht aber, um als Polizeicommissär zu verfahren. Die Vorsicht erheischt jedoch, daß sie sich bald entfernen. Sagen Sie dem Herzog, ich werde ihn morgen sehen, wenn er zu mir kommen will. Ich benachrichtigte den Herzog, fuhr Herr Ferrand fort; er sah in meinem Hause Herrn Bonjour, und durfte nun völlig beruhigt seyn. Dieser redete ihm jedoch zu, abzureisen, gab ihm Nachricht, daß er nebst dem General Lallemand zum Tode verurtheilt sei, und daß er gerade an demselben Morgen Befehl erhalten habe, sie verhaften zu lassen."

Smyrna ist, was die Schwätzereien u. d. m. betrifft, eine wahrhafte Kleinstadt. Alle Weiber, die ausgenommen, welche zur arbeitenden Classe ge-

hören, verbringen ihre Tage an den Fenstern, an den Thüren, um zu schwatzen, zu stricken, oder zu erfahren, was bei den Nachbaren vorgeht; und das ist nicht bloß bei den Griechinnen der Fall. Seitdem ich wieder hergestellt war, ging ich alle Tage, von dem Punct aus, wo Herr Fauvel wohnt, bis zum Türkenquartier und zur Druckerei des Herrn Blaque, d. h., weiter als eine Viertelstunde Weges, und überall sah ich Morgens und Abends die Frauen und Mädchen an den Thüren und Fenstern. Da im Allgemeinen die Smyrnarinen die abscheuliche Gewohnheit haben, roth und weiß aufzulegen, und sie sehr schwarze Augenbraunen haben, so gab dieser falsche Glanz, der bei Tage Niemand irre führt, und in Frankreich so widrig erscheinen würde, Anlaß zu folgender Bemerkung: „Ein Mann, der Nachts nach Smyrna käme, und am Morgen durch die Straßen ginge, könnte glauben, alle Häuser würden von Mädchen aus dem Palais Royal bewohnt.“ Man erzählte uns wirklich ein Abenteuer dieser Art von einem Russischen Seemann. Als dieser Petersburger Elegant eine lange Strecke Fenster mit freundlichen Gesichtern, geputzten Köpfen und schönen Augen, die vor den Blicken der Vorübergehenden nicht niedergeschlagen wurden, bemerkte, glaubte er, wie man gewöhnlich sagt, er habe nur eine Auswahl zu treffen. Er that dieß

wirklich, ging durch die offene Thür, trat in ein Zimmer, wo drei Damen ihn mit Erstaunen, aber doch höflich empfingen, und erst einen andern Ton anstimmten, als seine Impertinenz sie zwang, ihm die Thür zu weisen.

Wenn das Abenteuer wahr ist, so hätte es, deucht mir, die Wuth der Thüren und Fenster etwas hemmen sollen. Ist es eine Erfindung, so ist die Moral derselben verständlich; allein ich halte das Uebel für zu sehr eingewurzelt, um es auf diese Weise zu heilen; es liegt im Müssiggange und in dem Mangel an Ideen. Diese Uebel sind unheilbar. Ich habe die Smyrnarinen um so genauer beobachtet, als ich mich an das erinnerte, was Herr von Chateaubriand und Herr Forbin davon erzählen. Um nicht zu glauben, daß der berühmte Verfasser des Wegweisers nach Jerusalem gespaßt habe, als er von den Gesellschaften in Smyrna und der eleganten Toilette der in einem Saal versammelten Damen sprach, muß ich mir denken, er habe nur den Salon des Consulats und die französische Familie des Consuls im Sinne gehabt, da er ohnehin wohl wenig andere sehen konnte, denn er kam Morgens in Smyrna an, und reiste Tages darauf zu Lande wieder nach Constantinopel ab. Herr von Forbin blieb länger dort; allein wenn

die Tänze und die andern Herrlichkeiten im Jahre 1817 und 1818 obwalteten, so hat sich das seitdem sehr geändert.

Nach einiger Zeit erhielt ich einen Besuch des Herrn Adrienne Dupré. Ich bat ihn, mir 500 Franken auf eine Anweisung an meinen Buchhändler, Lavocat in Paris, zu verschaffen. Er versprach es mir, ohne daß ich lästige Zinsen zu bezahlen brauchte, und Tages darauf brachte mir sie Herr Gaspary in Türkischem Golde, wodurch die Summe doch auf 538 Franken anlief. Ich erkundigte mich, ob Schritte geschehen wären wegen unsers Diebstahls. Herr Gaspary antwortete, die Uebersetzung der nöthigen Schriften sei noch nicht beendigt.

Zwei unsrer Koffers waren glücklicher Weise am Bord der Brigg Themistocles geblieben, mit der wir von Alexandrien abgefahren waren. Diese langten erst achtzehn Tage nach unserer Catastrophe an. Wir befanden uns in unserm Logis bei der Wittwe so übel, daß wir endlich auszogen. Unser winziges Gepäck konnte in einem Schnupftuch mitgenommen werden. Was wir verloren hatten, mochte wohl 15,000 bis 16,000 Franken an Werth gewesen seyn. Man glaube nicht, daß ich darauf Anspruch mache, für eine Philosophin zu gelten; allein ich kann versichern, daß ich höchst gleichgültig an meinen

Verlust dachte. Meine Manuscripte waren am Bord, und wenn nicht ein Schiffbruch entstand, mußte ich sie gerettet glauben. Wäre es meinem Willen nachgegangen, so wäre Alles verloren gewesen; denn ich wollte Nichts auf dem Schiffe lassen.

Mit leichtem Herzen fuhr ich wieder von Smyrna nach Aegypten ab. Die Stadt, und sogar der prächtige Hafen, machten nicht den günstigen Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte.

Die Brigg Indiano, auf der wir uns eingeschifft hatten, war ein hübscher Kauffahrer und ein vortrefflicher Segler, wie wir später gewahr wurden. Die Kajüte, die wir gemeinschaftlich mit den Herren Robinson und Maltas inne hatten, war ein hübsches viereckiges Zimmer mit zwei Nebencabinetten und zwei Betten, im Ganzen also vier, in die wir nebst dem Capitän uns theilten. Der Letztere kündigte uns gleich nach unserer Ankunft am Bord eine bevorstehende Windstille an, und wir traten sogleich in die Kost, die für einen Talari täglich bedungen war. Als wir unsere Kajüte näher in Augenschein nahmen, fiel mir zuvörderst, neben der auf Italienischen Fahrzeugen streng nothwendigen Madonna, das Bild des Kaisers und des Königs von Rom, nach Isabeys Zeichnung, auf. „Wenn wir einen

Sturm haben, sagte ich zu Leopold, so ist das hier der Patron, den wir an den Mast hängen wollen, um seine Hülfe gegen den Schiffbruch anzurufen, deren Wirkungen er auf den schrecklichen Felsen des Exils sah. — Das wird uns mehr Zuversicht gewähren, als alle diese blassen und lächerlichen Bilder," erwiderte er, und zeigte auf eine der häßlichsten Carricaturen, die ich je gesehn habe. Man kann sich auch wirklich keinen Begriff von den Schmierereien dieser Art machen, die den armen Seeleuten verkauft werden. Ich habe ein solches Bild gesehen, auf welchem die auf einer Wolke sitzende Jungfrau das Jesuskind hält. Dieses hatte einen Schnurrbart, und Gott-Vater, in einem Winkel weiter oben, reichte ihm ein Bündel Agnus dei, und sagte: da, Kleiner. Auf dem Boden sah man zuvörderst einen Papst in seinem Prunkgewande, das heilige Oel über Tausende, die aufgehäuft vor ihm lagen, ausgießend. Herr Robinson, ein Ketzer wie wir, sagte, man mache aus dem Papst einen Fabricanten von Agnus dei, und aus dem lieben Gott einen Höken, der sie einzeln vertrödelt. Der Capitän hatte uns mit der Bestimmung des übrigen Theils der Brigg bekannt gemacht. Siebzig Muselmänner, lauter Pilger, hatten sie bis Alexandrien in Fracht genommen, von wo sie dann den

Nil aufwärts bis Kenné in Ober-Aegypten fahren, dann bis Colire zu Lande weiter ziehen, und von dort ihre Pilgerfahrt nach Mekka vollbringen wollten. Wir hatten keine Gemeinschaft mit ihnen; sie sahen theils sehr zerlumpt aus, theils trugen sie prächtige Kleider.

Ein Aga unter Andern hatte drei Bedienten; doch herrschte unter Allen eine große Gleichheit, und jeder suchte sich einen ihm beliebigen Platz aus. Alle lagen unter dem Verdeck oder auf dem Vordertheil des Schiffes, und nur die Matte deutete eine größere oder mindere Wohlhabenheit an. Zehn Tage habe ich diese Türken beobachtet. Keine Klage, kein Zeichen von Verachtung vertrieb den armen Pilger aus der Nähe des Reichen.

Den Tag, nachdem wir an Bord gekommen waren, kamen drei Böte mit diesen Pilgern. Der Bootsmann stand oben an der Treppe, und die Ankommenden mußten ihre Waffen abgeben, welches denn auch ohne alle Widerrede geschah. Sie betrachteten bloß die Kiste, in welche die Waffen gelegt wurden, und streckten sich dann ruhig auf ihren Teppich oder ihre Matte hin. Sobald die Pilger erfuhren, daß ich ein Frauenzimmer sei, zeigten sie freilich viele Neugierde, durchaus aber keine Belästigung. Auf dem Verdeck hatten wir unsere abge-

sonderten Plätze, denn Nichts vermochte meine Scheu gegen eine lebendige Contagion zu beschwichtigen. Man kann sich keinen Begriff von der geringen Belästigung eines, sogar reichen, Türken machen, um zu reisen. Jeder von ihnen hatte sein Packgeräth; sie hielten nur eine Mahlzeit täglich, das Uebrige that der Caffee und die Pfeife. Die Reichen am Bord hatten nur ein Gericht, die Armen trocknes Brod, einige Gurken, Caffee und Tabak. Wer keinen Tabak hatte, erhielt welchen von den Reichen, denn Tabak ist den Türken nothwendiger, als selbst das Brod. Alle diese Leute tranken Nichts als Wasser, und ich hatte Gelegenheit, ihnen in dieser Hinsicht einen Dienst zu leisten, der mir ein halbes Jahr nachher, als wir mehrere der Reichsten in Kenné trafen, ihre Erkenntlichkeit zuzog, und während der Fahrt bis Alexandrien den Segen Aller. Der Capitän nämlich, der den Gebrauch der Muselmänner kannte, hatte fünfundzwanzig Faß Wasser mitgenommen, von denen mehrere bloß für uns bestimmt waren. Einige von denen für die Türken bestimmten waren nicht gut gereinigt worden, und das Wasser schmeckte nach Wein oder Brantwein. Das verursachte nun große Bekümmerniß, und ich half ihnen mit meinem Wasser aus. Höchst unangenehm war es aber,

daß diese Türken so unvorsichtig mit dem Feuer umgingen.

Glücklich langten wir wieder in Alexandrien an.

Anecdoten aus den Zeiten der Restauration.

Von Theodore Anne, Ex-Garde-du-Corps.

Man sagte eines Tages zu Herrn von Talleyrand in der ersten Zeit der Restauration, daß ihn viele Leute tadelten, weil er, im Jahre 1814, die Initiative des Abfalles übernommen hätte. „Ei mein Gott, antwortete er, das beweist nur eins, nämlich daß meine Uhr etwas zu geschwind ging, denn alle Welt wartete auf die Stunde."

Unter dem Ministerium vom 8. August sagte man zu ihm, dieses habe geschworen, Frankreich zu retten. — „Ohne Zweifel, antwortete Talleyrand, wie die Gänse das Capitolium gerettet haben."

Es fragte ihn Jemand, was er vom Herzog von Richelien denke, den Ludwig XVIII zum Präsidenten des Conseils ernannte. „Was ich von ihm denke, erwiderte er, daß er in Frankreich der Mann ist, der die Krimm am Besten kennt."

Wenn die Bourbons im Jahre 1814 wieder

zurückgekommen sind, so verdanken sie es dem Herrn von Talleyrand. Der Eifer vieler ihrer Anhänger, die am 31. März die weiße Cocarde aufgesteckt hatten, wegen Einzugs der Fremden, die Nachricht, daß Bordeaux seit dem 12. desselben Monats die Autorität des Herzogs von Angouleme anerkannt habe, alles dieses hatte, wie man jetzt weiß, nur wenig Einfluß auf Alexander und den König von Preußen. Die Stellung der Truppen bei Fontainebleau imponirte ihnen noch. Wenn der Kampf begann, so wäre auch wohl Paris nicht ruhig geblieben. Alle diese Einwürfe wurden von Herrn von Talleyrand bekämpft. Es ist leicht zu erachten, welchen Einfluß ein so geschickter Mann sich bei einem Prinzen verschaffen konnte, der doch eigentlich kein Adler war, obgleich er ein solches Bild in seinem Wappen führte. Bei einer Gelegenheit, wo der Kaiser von Rußland über die Ereignisse dieser Epoche sprach, sagte er auch: „Als wir in Frankreich einzogen, hatten wir keinen andern Zweck, als den Despotismus Napoleons zu stürzen; Frankreich sollte sich aber selbst die Regierung wählen, die für dasselbe paßt. Ich bin bei Herrn von Talleyrand abgestiegen; er hielt Napoleon II. in einer Hand, und die Bourbons in der andern. Er öffnete die Hand, die er eben öffnen wollte."

Die constitutionelle Charte wurde am 4. Juni 1814 promulgirt. Vor der dieserhalb bestimmten feierlichen Sitzung hatte eine Discussion im Conseil des Königs Statt, welchem Herr von Talleyrand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten beiwohnte. Er hörte aufmerksam dem Kanzler, Herrn von Ambay, zu, welcher auf Befehl Ludwig XVIII. den versammelten Mitgliedern dieses Grundgesetz vorlas. Er billigte die Einleitung, das öffentliche Recht, die Regierungsform, die Kammer der Pairs. Als man aber an die Kammer der Deputirten kam, steckte er den Kopf vor, um besser zu hören. Aufmerksam hörte er alle Artikel an. Als man endlich zu dem letzten kam, und bevor man zu dem Capitel der Minister überging, bat er um Erlaubniß, einige Bemerkungen machen zu dürfen. „Was ist's? sagte Ludwig XVIII. laut und mit Lebhaftigkeit, (weil dieses seine Eigenliebe als Verfasser berührte). — Sire, antwortete Talleyrand, ich sehe da keinen bestimmten Gehalt für die Mitglieder der Wahlkammer. — Gewiß nicht; ihre Functionen werden um so ehrenvoller seyn, als sie nicht bezahlt werden. — Ja, Sire, das verstehe ich recht gut... aber umsonst... umsonst... das wird sehr theuer zu stehen kommen."

Ich kenne kein glücklicheres Wort von Herrn

von Talleyrand, als folgendes. Man verlangte von ihm die Adresse der Prinzessin von Vaudemont. „In der Straße Saint Lazare," antwortete er; da er sich aber nicht auf die Hausnummer besinnen konnte, fügte er hinzu: „Uebrigens brauchen Sie nur den ersten Armen, dem Sie begegnen, zu fragen, sie wissen alle, wo sie wohnt."

Im Jahre 1808 tadelte Herr von Talleyrand den Spanischen Krieg, und dieser Widerstand gegen den Willen eines Mannes, welcher verlangte, es solle sich Alles vor ihm beugen, kostete dem Prinzen von Benevent sein Oberkammerherrn-Amt, welches der Kaiser dem Herrn von Montesquiou-Fezensac gab. Er nahm die Nachricht von dieser Ungnade sehr gut auf, und sagte bloß ganz ruhig: „Was wird daraus entstehn? Die Kutscher werden künftig öfter nach der Vorstadt Saint-Germain statt nach der Straße Saint-Florentin fahren." Bei dieser Gelegenheit sagte er im Conseil: „Spanien ist für Frankreich ein großer Meierhof. Die Pacht wird freilich gut und richtig bezahlt; aber man kennt den Boden nicht genau, und setzt sich der Gefahr aus, Alles zu verlieren, wenn man ihn selbst bebauen wollte."

Das Jahr 1823 fand Herrn von Talleyrand in derselben Gesinnung, die er 1808 hegte; in der

Kammer der Pairs machte er eine Anspielung auf sein Benehmen unter der vorigen Regierung, und tadelte den Krieg, den man unternehmen wollte. Das war eben nicht geeignet, ihn bei Hof in Gunst zu erhalten; auch wurde in Paris von einer vollständigen Ungnade und einem Exil gesprochen, wie zu den Zeiten des bon plaisir. Obgleich er mit Ludwig XVIII gespannt war, verfehlte Herr von Talleyrand doch nie, die Pflichten seines Amts als Oberkammerherr pünctlich zu erfüllen, und kam an den Courtagen, dem König seine Aufwartung zu machen. Als er nach diesem Vorfall zum ersten Mal wieder bei Hofe erschien, nahm ihn Ludwig XVIII so gnädig und freundlich auf, daß so ein geschickter Mann wie Herr von Talleyrand den bevorstehenden Sturm ahnete. „Apropos, sagte der König, als jener sich beurlaubte, ich wünsche Ihnen Glück, Sie gehen aufs Land. — Nein, Sire, wenn nicht etwa Ew. Majestät nach Fontainebleau gehen, in welchem Fall ich Sie um die Gnade bitten werde, Sie begleiten zu dürfen, um die Pflichten meiner Charge zu erfüllen. — Nein, nein, das meinte ich nicht.... doch... es ist genug.“ Und Herr von Talleyrand ging fort, glücklich, den Schlag abgewendet zu haben. Am darauf folgenden Sonntag kam er wieder; dieselbe Frage, dieselbe Ant-

wort. Beim dritten Mal fragte ihn Ludwig XVIII.: „Herr von Talleyrand, wie weit ist es von Paris nach Valençay? — Wahrhaftig, Sire, antwortete jener etwas ungeduldig, ich weiß es nicht genau; aber es muß wohl noch einmal so weit seyn, als von Paris nach Gent.“ Ludwig XVIII. dachte nun nicht mehr daran, seinen Oberkammerherrn zu quälen.

„Ich bin bei den Bourbons in Ungnade gefallen, sagte Herr von Talleyrand, lange vor dem Sturz des Königs. Das Beispiel des Directoriums und Napoleons hat ihnen nicht als Lehre gedient; nun, sie werden auch fallen. Es liegt etwas in mir, was Allen, die mich vernachlässigen, Unglück bringt. Ist er etwa darum so geschwind als außerordentlicher Botschafter nach London geschickt worden? Außerordentlicher, das ist das rechte Wort, denn er ist der Mann, der aller Welt einen Streich spielen kann.“

Unter dem Ministerium Villele sah er einst den Grafen Ferrand in die Kammer der Pairs treten. Dieser war so schwach und kränklich, daß er sich von zwei Lakeien führen lassen mußte. Herr von Talleyrand sagte zu seinem Nachbar: „Sehen Sie einmal Ferrand; er ist das Bild der Regierung; er glaubt zu gehen, und man trägt ihn.“

Bekanntlich schielt der Graf von Girardin; es ist das ein Gebrechen, wofür er nicht kann, und ich will ihm solches keineswegs zum Vorwurf machen; es diente aber doch dem Herrn von Talleyrand zu einem Witz, und darum führe ich es hier an. Der General kam in die Tuillerien, und fand den Oberkammerhern in einem Fenster. „Mein Prinz, sagte er in einem freundschaftlichen Ton zu ihm, wie gehen die Angelegenheiten? — Wie Sie sehen, General, antwortete Herr von Talleyrand."

Ein Abkömmling der alten Herren von der Ligue tadelte in Gegenwart des Herrn von Talleyrand den Herrn von Maubreuil, daß er die Mission, Bonaparte zu ermorden, womit er beauftragt zu seyn scheint, nicht ausgeführt habe. „Was soll man machen, antwortete jener boshaft, es giebt keine Religion mehr."

Wenn Ludwig XVIII dem Herrn von Talleyrand etwas anhängen konnte, fühlte er sich glücklich. Die Ueberlegenheit dieses Staatsmannes war ihm zur Last; sie kränkte seine Eigenliebe. Zur Zeit der Restauration hatte sich der Fürst von Talleyrand von seiner Frau getrennt. Er schickte sie nach England, und versprach ihr eine Pension von 60,000 Franken. Einige Jahre verflossen, und der Contract wurde von beiden Seiten pünctlich gehalten.

Ludwig XVIII wurde von diesem Verhältniß unterrichtet, von welchem er vorher Nichts wußte, und schickte heimlich der Frau von Talleyrand den Befehl zu, zurückzukommen. Als sie nun zum großen Leidwesen ihres Mannes ankam, zeigte sich der König sehr freundlich gegen seinen Oberkammerherrn, und fragte ihn mit vieler Theilnahme, ob es wahr sei, daß die Fürstin in Paris wäre. — „Sehr wahr, sehr wahr, Sire, antwortete Herr von Talleyrand, was soll man machen? Ich mußte ja wohl auch meinen 20. März haben."

Nie war Herr von Talleyrand verlegen, die Umstände mochten auch noch so kitzlich seyn, immer gelang es ihm, gut davon zu kommen. Zu Anfang des Jahres 1814 erfuhr der Kaiser, aber nicht ganz bestimmt, Herr von Talleyrand conspirire, und sagte mit Härte zu ihm: „Ich weiß, daß Sie sich einbilden, daß wenn es mir mißlänge, Sie der Chef des Conseils der Regentschaft seyn würden. Nehmen Sie sich in Acht; man gewinnt nicht dabei, gegen meine Macht anzukämpfen. Ich erkläre Ihnen, daß, wenn ich gefährlich krank werde, Sie eher als ich sterben würden." Und in dem Blicke Napoleons lag etwas Hartes, Eisernes. Herr von Talleyrand, als vollendeter Diplomat, antwortete ganz ruhig: „Sire, ich bedurfte einer solchen Mahnung nicht,

um für die Erhaltung des Lebens Ew. M. zu beten.“ Bei der zweiten Restauration, und während der kurzen Zeit Herr von Talleyrand das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wieder übernahm, bat ihn einvornehmer Mann um eine diplomatische Anstellung. „Es wäre mir gewiß sehr lieb, Ihnen zu dienen, sagte er zu ihm, Sie müssen aber doch Ansprüche haben. — Monseigneur, ich ging nach Gent. — Nach Gent! Sind Sie dessen recht gewiß? — Wie! — Ja, sagen Sie mir ganz freimüthig, ob Sie hingegangen sind, oder bloß von dort zurückgekehrt sind. — Ich begreife nicht. — Ja, sehen Sie, ich war auch in Gent... Wir waren unserer sieben bis achthundert, nicht mehr; und so viel ich weiß, sind ihrer schon mehr als funfzigtausend von dort zurückgekehrt.“

Zur Zeit, als die Jesuiten wieder obenaufzuschwimmen versuchten, wurden sie von Cuvier, von dem man glaubt, er hege günstige Gesinnungen für sie, in der Pairskammer vertheidigt. „Ich wette, sagte Herr von Talleyrand nach der Sitzung zu ihm, daß Sie, der vorzüglichste Naturforscher in Europa, nicht wissen, welches das dankbarste Thier ist. — Mein Prinz, das ist der Hund. — Durchaus nicht; Sie haben es nicht errathen, erwiderte Herr von Talleyrand, der Truthahn ist es. Die

Jesuiten haben sie ehemals nach Europa gebracht, und gegenwärtig wollen die Truthhäne uns die Jesuiten wieder zuführen."

„Heute, sagte man einst zu Herrn von Talleyrand, müssen große Angelegenheiten im Conseil der Minister verhandelt worden seyn. Was ist denn dort vorgegangen? — Es sind fünf Stunden vergangen."

Ein anderes Mal fragte man ihn, was er von einer Sitzung der Pairskammer denke, in welcher eine lebhafte Discussion zwischen dem Baron Pasquier und dem Bischof von Hermypolis, dem Minister der geistlichen Angelegenheiten, Statt hatte. „Der Minister, sagte er, war wie die Dreiprocentigen, immer unter Pari."

Unter dem Ministerium Polignac besuchte er eine seiner Nichten. „Nun, lieber Onkel, sagte sie zu ihm, wie gefällt Ihnen dieser Lehnsessel, den ich ausdrücklich für mich habe polstern lassen. — Nicht gar gut, mein Kind, antwortete Talleyrand; dein Sessel ist wie das Ministerium; wenn man darin sitzt, muß man immer die Achsel zucken."

Ein ehemaliger Minister setzte in seiner Gegenwart das Kaiserreich gewaltig herunter, und lobte die Restauration in Allem. „Ganz recht, sagte Herr von Talleyrand; unter dem Kaiserreich war man sehr

zurück; es geschahen nur Wunder, statt daß jetzt Mirakel geschehen."

Unter dem Consulat war Napoleon hinterbracht worden, Herr von Talleyrand, der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle wichtige Neuigkeiten zuerst erfuhr, bediene sich derselben, um in Staatspapieren zu spielen. Der erste Consul mochte diese Agiotage nicht leiden, und machte ihm einst Vorwürfe darüber. „Man hat mir hinterbracht, Sie seien reich, sehr reich, sagte er zu Talleyrand, und daß dieses Geld Ihnen von der Börse gekommen sei; Sie haben also auf die Renten speculiert. — Ein einziges Mal. — Wie? — Ich habe am Tage vor dem 18. Brümaire gekauft und am andern Morgen wieder verkauft." Napoleon lachte, und das Unwetter war vorüber.

„Ew. Excellenz, sagte einst ein Bittsteller zu ihm, waren so gnädig, mir zu versprechen, etwas für mich zu thun. Es ist jetzt eine Stelle vacant, und ich bitte Sie, mir sie zu bewilligen. — Unmöglich, antwortete Herr von Talleyrand; Sie müssen wissen, lieber Freund, daß, wenn eine Stelle vacant wird, sie auch bereits vergeben ist."

Ludwig XVIII machte nicht gern Geschenke. Das Unglück der Emigration, die beschränkten Um-

stände, in denen er sich von 1790 bis 1814 befand, hatten ihn wahrscheinlich an Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt, die bei einem Monarchen leicht an Geiz hinstreifen. Wenn er aber gab, so gab er als König. In dieser Hinsicht hatte Herr von Serre Ursache, mit der königlichen Munificenz sehr zufrieden zu seyn. Man sagt auch, er habe den Präsidenten der Kammer aus seiner Schatulle ihren jährlichen Gehalt verdoppelt. Alle Welt weiß, daß Ludwig XVIII ungeachtet seines hohen Alters nicht unempfindlich für den Reiz der Schönheit war. Es war eine gewisse Thür vorhanden, die ihren Ausgang nach der Treppe des düstern Ganges hatte; diese wurde nur für gewisse Personen geöffnet. Boshafte Leute nannten mehrere Damen, denen der König gewogen war. Die letzte, welche er in dieser Hinsicht wählte, hatte große Gewalt über sein Herz und seinen Geist, und sein Nachfolger bewilligte ihr sogar die Honneurs des Thronsaals. Es war das keine Dubarry; allein sie hatte eben so viele Gewalt; denn man versichert, sie habe Minister gemacht und wieder abgesetzt, ganz nach ihrem Belieben. Es traf sich eines Tages, daß, als diese Dame sich in dem Cabinet des Königs befand, Se. M. sie fragte, ob sie in ihrer Bibliothek die Bibel habe. Erstaunt über eine so unvermuthete Frage, antwortete sie, nein, sie

habe dieſes köſtliche Buch nicht, wolle ſich es aber anſchaffen. „Das iſt nicht nöthig, ſagte der König, ich werde ſchon dafür ſorgen, und Sie ſollen morgen ein Exemplar haben.“ Tages darauf kam wirklich der Kammerdiener Sr. M. mit einer Bibel, welche 150 Kupferſtiche hatte, und auf jedem lag ſtatt eines Blatt Papiers ein Bankozettel von 1000 Franken. Man verſichert auch, daß ein anderes Mal, als dieſe Dame zu einer Soirée bei der Herzogin von Berry eingeladen war, bei der auch der König zugegen ſeyn ſollte, Se. M. ſie einladen ließ, vorher in ſein Cabinet zu kommen, um zu beurtheilen, ob ihre Toilette der Art ſei, wie er ſie wünſche. Die Dame kam, und der König bezeigte ſein Wohlgefallen. Dann machte er ſich etwas an ihrem Kopfputz zu ſchaffen, und ſteckte eine Juwelen-Anemone hinein, die auf 200,000 Franken geſchätzt wurde.

In unſern Zeiten fehlt es nicht an Aſpiranten zu einem Miniſterium. So wie die Gewalt ſich verändert, ſind die Neugewählten nicht ſobald im Amte, als man ſich ſchon damit beſchäftigt, ſie durch Andere zu erſetzen. Man läuft, drängt ſich, intriguirt und bewegt ſich; man legt ihnen Hinderniſſe in den Weg; ſie haben noch gar nicht ge-

sprochen, und doch werden ihre Worte schon commentirt. Ihr Verfahrungssystem ist noch nicht entwickelt, und es wird schon beurtheilt, zerstückelt und in letzter Instanz das Urtheil gesprochen, sie seien unfähig. Dann circuliren die Listen von Männern, die an ihre Stelle kommen sollen. Es ist durchaus Nichts an diesem Gerüchte; das thut aber Nichts, es setzt in Bewegung, es beschäftigt. Den Regierenden wird es eine böse Nacht machen, und mehr bedarf es nicht. Wer weiß? Es hat vielleicht Einfluß auf die Börse; die Course werden sinken, und dann kann man schreien, das Ministerium besitze kein Vertrauen mehr, oder sie werden steigen, und man sagt dann, das bedeute Nichts.

Als der König Carl X. den Thron bestieg, herrschte unter den Hofleuten große Unruhe, um zu bestimmen, wie der präsumtive Kronerbe betitelt werden müßte. Sollte man ganz kurz Monseigneur sagen, wie es die Etikette zur Zeit Ludwig XIV erforderte? Sollte man die Sache modernisiren, und dem Gebrauch des Jahrhunderts Ludwig XV folgen, wo man bloß M. le Dauphin sagte, oder sollte man, um beides zu vereinigen, ihn Monseigneur le Dauphin nennen. Diese wichtige Angelegenheit erregte sehr lebhafte Debatten, und bei Herrn

von Dreux-Brezé, auf welchem alle Verantwortlichkeit lastete, große Besorgnisse. Nach langen Forschungen auf der Bibliothek wurde dann beschlossen, im Almanach royal, und wo es sonst erforderlich, solle geschrieben werden: Se. königliche Hoheit, der Herr Dauphin, aber wenn man von ihm spräche oder ihn melde: Monsieur le Dauphin, und wenn man ihn anredrte, Monseigneur und Ew. königliche Hoheit.

Nach der Leichenceremonie in Saint-Denys kam der Herr von Dreux-Brezé, dem König Carl X. Bericht zu erstatten. Bekanntlich war damals ein Streit zwischen der Hofgeistlichkeit und der Pariser Geistlichkeit, oder vielmehr zwischen dem Prinzen de Croix und dem Herrn von Quelen wegen des Vorrangs entstanden, und nur die Priester der Groß-Almosenerie figurirten im Zuge. Herr von Dreux-Brezé sprach nun mit dem Könige von den Belästigungen, die dieses verursacht habe. „Genug, Sire, fügte er hinzu, es hat einige Verwirrung gegeben; Ew. Majestät können aber sich nur beruhigen, das nächste Mal soll es besser gehen.“ Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit der Antwort des Bischofs von Rheims an Ludwig XVI., der am Krönungsabend zu jenem sagte: „Sie müssen sehr ermüdet seyn, Herr

Erzbischof. — Ganz und gar nicht, Sire; ich könnte gleich wieder anfangen."

Der Erste, der in der constituirenden Versammlung auf die Abschaffung der Adelstitel antrug, und auf seine eigenen Wappen verzichtete, war Herr Mathieu de Monmorency. Diese alte Familie stammt von einem gewissen Bouchard ab, der, wie ich glaube, Apotheker war. Am Abend dieser famosen Sitzung befand sich Herr von Talleyrand mit Herrn Mathieu de Monmorency in einer Gesellschaft. Er trat zu ihm und sagte: „Wie befindet sich Herr Mathieu Bouchard? — Was, Bouchard! erwiderte der Andere, Sie irren sich. Ich heiße noch immer Monmorency. Ich stamme von dem berühmten Connetable, der so tapfer bei Bovines focht und von dem andern Connetable, der auf dem Schlachtfeld von Saint-Denys fiel. — Ja, erwiderte Herr von Talleyrand; und man muß Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Sie der Erste aus Ihrem Hause sind, der die Waffen niedergelegt hat [1])."

In Folge einer Discussion mit Mirabeau sagte dieser: „Ich werde Sie in einen fehlerhaften Kreis schließen. — Wie! haben Sie etwa Lust, mich in

---

1) Ein Wortspiel mit dem Französischen Armes.

Ihre Arme zu schließen? [1])" antwortete ihm sogleich Herr von Talleyrand.

Als Talleyrand einst in den Tuillerien den Dienst als Ober-Kammerherr hatte, kam das diplomatische Corps, dem König die Cour zu machen. Jeder Botschafter oder bevollmächtigte Minister war der Gegenstand der Aufmerksamkeiten und der Artigkeiten Ludwig XVIII. Während dieser mit dem Englischen Gesandten sprach, bemerkte ein Höfling, daß Herr von Talleyrand den Herrn Bailli de Ferrette, Badischen Gesandten, der außerordentlich mager war, beständig mit den Augen verfolgte. „Was hat Ihnen denn der arme Bailli gethan? fragte ihn der Hofmann. — Er setzt mich in die größte Verlegenheit, antwortete Talleyrand, denn ich mag suchen, so viel ich will, ich kann durchaus nicht unterscheiden, ob er zwei Beine hat oder drei Degen trägt."

Des Menschen Herz ist immer für die Ehrsucht zugänglich. Unter der Republik dachte man bloß an Rang, Aemter und Geld. Da kam das Kaiserthum mit seinen Titeln, und Alles wollte nun geadelt seyn. Die Großwürdenträger waren nicht die Mindestlüsternen; auch wurden sie zuerst bedient. In dem

---

1) Ein Wortspiel auf vicieux.

Gewühl von Herzogthümern, Grafschaften, Baronien, die links und rechts herabfielen, war Niemand vergnügter als der Marschall Bessieres, als auch er endlich an die Reihe kam und Herzog von Istrien wurde. Kaum ernannt, begegnete er dem Herrn von Talleyrand, der auch sogleich seine Gratulation abstattete. „Wahrhaftig, sagte der Marschall, ich verhehle es nicht, daß ich sehr erfreut bin, Herzog zu seyn, denn man genirte sich sogar hier nicht mehr, den Adeligen des alten Regimes Titel zu geben. Es war mir höchst unerträglich, immer hören zu müssen, Graf von Segur hier, Graf von Segur dort. Jetzt wird man wenigstens auch der Herzog von Istrien sagen. — Herr Marschall, antwortete ihm Herr von Talleyrand, das ist ja höchst einfach, und ich begreife nicht, wie es Sie verdrießen konnte, wenn man Graf von Segur sagte. Sehen Sie, der Graf von Segur hatte einen Vater; man nannte diesen Graf von Segur; und es ist so geblieben. Sie, Herr Marschall, als Ihre Mutter mit Ihnen niederkam, sagte man: Madame Bessieres hat einen Sohn, welches wahrscheinlich eine große Freude in Ihrer Familie erregte. Da wurde man nun gewohnt, Sie Herr Bessieres zu nennen. Anders ist es nicht: Herr Bessieres, Graf von Segur."

Bei einer andern Gelegenheit machte Herr von

Talleyrand einem Kammerherrn ein sonderbares Compliment. Dieser war ein ehemaliger Herzog und Pair. Der Kaiser machte ihn zum Grafen, und er war nicht wenig stolz darauf. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, sagte Herr von Talleyrand zu ihm, denn es ist zu hoffen, daß der Kaiser Sie bei der ersten Promotion zum Baron ernennen werde."

Während man von allen Seiten sich bewegte, um Titel zu erhalten, ein Sclavenfieber, welches nach dem Freiheitsfieber eingetreten war, hielt sich Herr von Talleyrand ganz ruhig, verlangte Nichts für sich, weil er wohl wußte, daß er, betitelt oder nicht, immer wegen seines Talents und seines Geistes berühmt genug seyn würde. Indessen machte ihn Napoleon zu einem Prinzen. Sogleich regnete es Glückwünsche und Complimente bei ihm von Seiten der Höflinge. „Ei, mein Gott, liebe Herren, sagte er zu ihnen, als er sie hereintreten sah, Sie irren sich; nicht hier, sondern bei Frau von Talleyrand müssen Sie Ihre Complimente abstatten. Gehen Sie nur zu ihr; die Weiber sind immer gern Prinzessinnen."

Einst ging er mit einem eben in Paris angekommenen fremden Diplomaten spatzieren, und dieser fragte ihn, was das für ein Dom sei, den er aus der Ferne sähe. — Das Pantheon. — Ha, ha!

dort wird das dankbare Vaterland die großen Männer begraben lassen, die es berühmt machten. — Ganz recht. Mittlerweile hat man Senatoren hinengebracht."

„Begreifen Sie d'Aligre? sagte eines Tags Napoleon. Er ist Kammerherr der Großherzogin von Berg; ich habe ihm sagen lassen, er möge in meinen Dienst treten, und er weigert sich. — Sire, antwortete Herr von Talleyrand, der bereits die Wolke emporsteigen sah, und den Kaiser zu beschwichtigen wünschte, bei einem Andern würde das unerklärlich seyn, aber bei Herrn d'Aligre ist das ganz einfach. Präsident des Parlaments, sein Vater Präsident, sein Großvater Präsident; so muß er wohl der Kammerherr einer Frau seyn. Er hat die Ehre der Robe [1]) aufrecht zu halten." Und durch diesen Scherz rettete er Herrn d'Aligre vor der Unzufriedenheit des Mannes, der nicht ein Hinderniß gegen seinen eisernen Willen finden wollte.

Herr von Talleyrand liebte den General Montbrün sehr, einen ausgezeichneten Mann, der in der Schlacht von der Moskwa fiel. Dieser war ei-

---

1) So nannte man das Amtskleid der Parlamentsherren, und bekanntlich auch das Gallakleid der Damen.

nes Tages bei dem Prinzen zu Tiſche geladen, ließ lange auf ſich warten, und als er kam, entſchuldigte er ſich auf das Verbindlichſte. „Ei, mein Gott, ſagte Herr von Talleyrand zu ihm, wozu all das Gerede und Entſchuldigen? Sie kommen zuletzt; was beweiſt das? Daß Sie nicht zu einem Schlachtfelde eingeladen waren; denn alsdann würden Sie, lieber Bayard, der Erſte auf dem Platz geweſen ſeyn.“

Als Herr von Monbreuil Herrn von Talleyrand in Saint Denys mißhandelt hatte [1]), eilte ganz Paris, ſich bei dem edeln Pair aufſchreiben zu laſſen. Herr von Talleyrand war einige Tage krank, weniger, um die Namen der Aufgeſchriebenen zu leſen, als nach denen zu ſuchen, die nicht darauf waren, ließ er ſich die Liſten zeigen. Als er ſah, daß Herr Delavau fehlte, gab er die Liſten ſeiner Nichte, und ſagte: „Geſtehen Sie, mein Kind, daß Delavau für einen Polizei-Präfecten nicht ſehr neugierig iſt.“

„Die Welt, ſagte er einſt, hat ſich in zwei Claſſen getrennt: die Scherer und die Geſchornen. Man muß ſich immer zu den Erſtern, und nie zu den Letztern halten.“

---

1) Er gab ihm bekanntlich eine Ohrfeige beim Heraustreten aus der Kirche.

Einige Tage vor seiner Krönung war Cour beim Kaiser. Sein Hofstaat war noch nicht eingerichtet. Als er den Kreis im Saale machte, kam er zu einem General, der seinen Sohn als Page angestellt wünschte, und ohne Umstände dem Kaiser eine Bittschrift mit seiner Hand überreichte. Napoleon versprach, darauf zu denken, und ging zu dem Nächststehenden. Dieser hatte seine Bittschrift auf die Krempe seines Huts gelegt, und überreichte sie auf diese Weise, dergestalt, daß die kaiserliche Hand nicht exponirt wurde, mit der des Bittstellers in Berührung zu kommen. Napoleon wunderte sich über dieses Ceremoniell. „Sire, antwortete der Höfling, sich tief verbeugend, so war die Etikette unter Ludwig XVI.“ Tages darauf wurde er zum Kammerherrn ernannt, und der Sohn des Generals erst einen Monat später angestellt.

Characteristiken.

Aus dem Französischen.

Maison.

Nicolaus Joseph Maison, geboren am 19. November 1771 zu Epinay, trat als Volontär in eins der im Jahre 1792 in Paris organisirten Batail-

lone, und von dieser Zeit an bis 1814 legte er die Waffen nur dann in kurzen Zeiträumen ab, wenn er sich von seinen vielen auf dem Schlachtfeld bekommenen Wunden heilen lassen mußte. Die ersten Beweise von persönlicher Tapferkeit gab er in der Schlacht von Jemappes. Im darauf folgenden Jahre war er bei allen Gefechten während des Feldzugs, und wurde Adjutant des General Goguet. Nach dem Tode dieses Chefs wurde er Adjutant des General Mercier, machte unter seinem Befehl den Feldzug von 1794, und wurde vor Maubeuge mehrere Male verwundet, welches ihn aber doch nicht abhielt, Theil an der Schlacht von Fleurus zu nehmen. An der Spitze einiger Grenadiere machte er am 1. Juli vor Mons 300 Oesterreicher zu Gefangenen, wurde aber bald von einem beträchtlichen Cavalleriecorps angegriffen, und mußte, beinah von allen seinen Leuten verlassen, allein im Gewühl sich vertheidigen; er wollte sich nicht gefangen nehmen lassen, und blieb daher als todt auf dem Schlachtfelde zurück. Kaum waren seine Wunden geheilt, so kam er zur Division Bernadotte, nahm Antheil an allen Operationen der Sambre- und Maasarmee, und am 15. October 1795 wurde ihm der Arm zerschossen, während er eine Kanone, deren Artilleristen er niedergesäbelt hatte, nach dem Lager bringen wollte.

Während dieses Feldzugs kam er mit 80 Grenadieren über den Rhein unter Benndorf, drang in diese Stadt, warf die feindlichen Posten, und nahm, unter den Augen von 6000 Oesterreichern, 36 Packwagen, die von 100 Mann bewacht wurden. Einige Tage nachher bekam er bei einer andern Affaire einen Schuß in den Kopf, wodurch er auf einige Zeit das Gesicht verlor. In diesem Zustande und todtkrank, von Soldaten getragen, ernannte ihn General Jourdan zur Belohnung so vieler Unverzagtheit zum Bataillonschef vor der Fronte des 88. Linienregiments. Ungeduldig, neue Dienste zu leisten, kam er bald wieder zur Division Bernadotte, und wurde abermals in der Schlacht von Würzburg verwundet. Nach dem Feldzug von Italien wurde er General-Adjutant und bei der Rheinarmee angestellt, und zeichnete sich dort von Neuem aus. Im Jahr 1800 ging er nach Holland, wo ein Englisches Corps gelandet war, und bekam einen Schuß durch die Brust, als er den Feind aus dem Dorfe Schout vertrieb. Beim Frieden von Amiens erhielt er das Commando über das Departement des Tanaro. Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten stand er beim ersten Corps der großen Armee, wohnte der Schlacht von Austerlitz bei, und wurde mehrere Male ehrenvoll in den Bülletins dieses Feldzugs erwähnt, und nach

demſelben zum Brigade-General ernannt. In dieſer Eigenſchaft machte er den glänzenden Feldzug gegen Preußen im Jahre 1806 mit, ſchlug in einem Vorpoſten-Gefecht ein Cavalleriecorps, war bei der Schlacht von Jena, ſpäter bei der Einnahme von Lübeck, und wurde zum Gouverneur dieſer Stadt ernannt. Nach dem Polniſchen Kriege, den er als Chef des Generalſtabs des erſten Corps der großen Armee mitmachte, ging er zur Armee von Spanien unter Befehl des Marſchall Victor, und trug zur Entſcheidung der Schlacht von Espinoſa bei. Bei einer Revue, die der Kaiſer in Burgos hielt, complimentirte er ihn in Gegenwart der Truppen wegen der Unverzagtheit, die er in dieſer Affaire gezeigt, und ließ ihn mit der kaiſerlichen Garde auf Madrit marſchiren, wo ihm der rechte Fuß zerſchoſſen wurde. Er kehrte nun nach Frankreich zurück, um ſich von dieſer Wunde heilen zu laſſen, kam aber bald wieder in Thätigkeit bei dem Corps von Bernadotte, welches die Invaſion der Engländer auf der Inſel Walchern zurücktreiben ſollte, und commandirte nachher in Bergen op Zoom und Rotterdam. In dem Ruſſiſchen Kriege zeichnete er ſich abermals aus, beſonders in den Gefechten bei Zakobowno und Oboyarzowa, und wurde nach der Schlacht von Potolsk (?), wo er ſich einer Ruſſiſchen Batterie bemächtigt hatte, zum Divi-

sionsgeneral ernannt. Wenige Tage nachher entstand ein neuer Kampf in dieser Gegend; das Wittgensteinsche Corps bemächtigte sich einer Redoute, die General Maison eben genommen hatte; diese wurde dann fünfmal nacheinander genommen und wieder genommen, und verblieb zuletzt den Franzosen. Tages darauf deckte er den Rückzug der Armee, welche unter einem furchtbaren Artilleriefeuer über die Dwina ging. Nach mehreren Gefechten mit der Russischen Cavallerie stieß General Maison zu den Trümmern der großen Armee an den Ufern der Berezina, bei welcher Gelegenheit ihm der Kaiser wegen des guten Zustandes, in welchem sein Corps sich nach so vielen Gefechten und verschiedenen Manövres befand, Glück wünschte. Bei Fortsetzung des Rückzugs wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, und er selbst bekam eine Kugel in die Schulter, ohne einen Augenblick aufzuhören, seine Truppen durch seine Gegenwart und sein kaltes Blut zu ermuthigen. Im Jahre 1813 war er bei dem fünften Corps der großen Armee, und bemächtigte sich der Stadt Halle, wo der Feind 500 Verwundete zurücklassen mußte. Er nahm Antheil an allen Gefechten, die in diesem Feldzug so schnell auf einander folgten, besonders an den Schlachten von Lützen, Bautzen und Leipzig, wo er sich wunderbar

tapfer zeigte. Am 22. December desselben Jahres erhielt er das Commando über ein Armeecorps, welches bestimmt war, den Rhein zu vertheidigen, und Belgien zu decken. Er kam nach Antwerpen, und bemühte sich zuvörderst, die Vertheidigung dieser Stadt, der Schelde und Bergen op Zooms zu sichern. Die Schnelligkeit, mit der er zu Werke ging, verzögerte die Fortschritte des Feindes; aber durch den Rückzug der andern Armeecorps gezwungen, Antwerpen zu verlassen, zog er sich nach Löwen, Mons, Brüssel, Tournay und Lille zurück, jeden Tag mit dem Feinde in heftigem Kampf, und ihn durch seine Kühnheit und die Schnelligkeit seiner Manövres in Schach haltend. In Lille erfuhr er die Ereignisse, welche die Regierungsform veränderten; er schloß nun einen Waffenstillstand mit den feindlichen Generalen, und schickte seinen Beitritt zu den Acten des Senats ein. Gleich nach der Restauration wurde er zum Pair ernannt, und im März 1815 zum Gouverneur von Paris, welchen Posten er auch bei seiner Rückkehr von Gent, wohin er Ludwig XVIII. begleitet hatte, wieder antrat. Später erhielt er das Commando über das Corps, welches Griechenland völlig von den Türken befreien sollte. Gegenwärtig ist er Französischer Botschafter in Wien.

Der Graf d'Argout.

Graf d'Argout iſt Pair von Frankreich und gegenwärtig Miniſter. Wenig Menſchen ſind ſo ſchnell in der Laufbahn der Ehren avancirt, als dieſer edle Pair. Unter dem Kaiſerreiche war er nur noch Auditor im Staatsrathe, zur Reſtauration wurde er Maître des requêtes surnumeraire, und im Jahre 1815 im außerordentlichen Dienſte. Er wurde bald nacheinander Präfect der Nieder-Pyrenäen und des Gard. In dem erſten Departement ſoll er mit der dreifarbigen Fahne ein monarchiſches Auto da Fé gefeiert haben. Am 9. März 1819 wurde er, mit mehreren Andern, Mitglied der Pairskammer, unter dem Schutz des Miniſters Decazes, den er gegen die Angriffe des Herrn Clauzel de Couſſergues vertheidigte, welcher jenem den Vorwurf machte, Mitſchuldiger an dem Tode des Herzogs von Berry zu ſeyn. Während der Herrſchaft des Triumvirats Villele gehörte d'Argout zur Oppoſition der Pairskammer, mit Pasquier, Broglie und Decazes. Am 29. Juli 1830 begleitete er Herrn von Semonville nach Saint Cloud, um Carl X. zu vermögen, die Ordonnanzen vom 25. zu widerrufen, und ein neues Miniſterium zu ernennen, in welches auch er einzutreten hoffte. Zu dieſem Zweck wurde er beauftragt, mit den Siegern zu

unterhandeln, um zu versuchen, der Legitimität Heinrich V. Anerkennung zu verschaffen. Wer hätte damals wohl voraussagen dürfen, daß dieser Unterhändler des göttlichen Rechts einige Monate nachher Minister des Roi-citoyen, den die Revolution auf dem Schilde emporhob, seyn würde? Aber Herr d'Argout besitzt die treffliche Eigenschaft, einer der Auserwählten der Doctrin zu seyn. Dadurch ist er in das Conseil gekommen, um dort die rechte Mitte zu beschützen, und er hat seine Mission nicht vernachlässigt. Die rechte Mitte erforderte die Verabschiedung des General-Procurators, Herrn Comte, und der Justizminister weigerte sich einen Freund, einen aufrichtigen und aufgeklärten Patrioten zu strafen. Herr d'Argout vollführte dieses, indem er das Interim des Justizministeriums annahm, und in dieser Eigenschaft unterzeichnete er die Absetzung des achtbaren Mannes. Den Muth und den grenzenlosen Eifer des Herrn d'Argout möge ehren wer da will; er sucht seinen Lohn in der Ernennung seiner edlen Freunde, der Herren Decazes und Pasquier zum Ministerium; denn dieß ist der einzige Zweck aller seiner Anstrengungen. Welche Seligkeit verspricht nicht ein solches Ministerium Frankreich von 1831! Sie vergessen, daß 1830 noch nicht weit von ihnen ist. Mittlerweile begnügt sich Herr d'Argout, zu dem Mini-

sterium Perier zu gehören, welches bloß dieser großen Combination den Weg bahnen soll.

Casimir Perier.

Herr Casimir Perier ist Bankier, Deputirter des Departements Aube, Minister des Innern und Präsident des Minister-Conseils. Als Chef der constitutionellen Opposition, nach dem Tode des General Foy, unter dem Ministerium Villele, hat sich Herr Perier dadurch um das Vaterland verdient gemacht, daß er an dem Heil der Freiheit nicht verzagte, und nebst sechs seinen Freunden muthig gegen alle Angriffe der Gegenrevolution ankämpfte. In einer der lebhaften Discussionen, an denen er fünf bis sechs Mal in einer und derselben Sitzung Antheil nahm, antwortete er einem seiner Gegner, der ihm ihre geringe Anzahl in der Kammer zum Vorwurf machte. „Ja, es ist wahr, wir sind hier nur unserer sechs; allein außerhalb haben wir dreißig Millionen Franzosen, welche denken wie wir." Eine Prophezeiung, die in den Tagen des Juli 1830 sich verwirklichte. Als ein unermüdlicher, unbezwingbarer Athlet bekämpfte er alle Maßregeln des deplorablen Ministeriums mit ausgezeichnetem Talent, und critisirte mit Beharrlichkeit die Handlungen der Regierung, wodurch er viel dazu beitrug, in der septennalen Kammer die Opposition

der rechten Seite hervorzubringen, die endlich dieſes Miniſterium ſtürzte. Während der Verwaltung des Herrn von Martignac ſchwieg Herr Caſimir Perier;.... die Freunde der Freiheit bedauerten, ihn nicht mehr die halben Maßregeln, mittels welcher man Frankreich genügen zu können glaubte, tadeln zu hören. Unter dem Miniſterium Polignac ſtimmte er für die Adreſſe an den König. Nach der Auflöſung der Kammer wurde er von dem Wahlcollegium in Troyes gewählt, und befand ſich in Paris, als die Ordonnanzen vom 25. Juli erſchienen. Tages darauf verſammelten ſich die Deputirten in ſeinem Hotel, um den in dieſen bedrohlichen Umſtänden zu ergreifenden Entſchluß in Berathung zu ziehen; allein ſie trennten ſich, ohne etwas beſchloſſen zu haben. Durch ſeine Lage wurde Herr Caſimir Perier jedoch zu der Partei hingezogen, welche den Ordonnanzen widerſtehen wollte, und als der Kampf gegen Carl X einmal begonnen hatte, mußte er auch beſtanden werden, weil dieß das einzige Rettungsmittel war. So befand er ſich nach unſerer Meinung in einen Krieg verwickelt, welcher ſowohl, um unſere Freiheiten wieder zu erobern, als zur Vertheidigung des Lebens derjenigen, die ſolche auf der Nationaltribune verfochten, geführt wurde. Hierauf allein beſchränkt ſich der Antheil, den er an den glorreichen

Tagen des Juli nahm. Man wird sich erinnern, daß Herr Perier die Bewegung des Juli so wenig unterstützen wollte, daß er am 26. zu den in der Nähe seines Hotels versammelten Arbeitsleuten sagte: „Auf der Straße werdet ihr euer Brod nicht verdienen.“ In jenem Moment wurde Herr Lafitte von Carl X verurtheilt, und den Herrn Perier ernannte er zu seinem Minister. So bald die Deputirtenkammer versammelt war, wurde er einer der Candidaten zur Präsidentschaft, und der König ernannte ihn; allein er schlug diese Ehre aus, unter dem Vorwande, daß seine Gesundheit ihm nicht gestatte, diese Function zu verwalten. Er wurde nun zum Mitglied des Conseils der Minister ernannt. Als Herr Lafitte, welcher nun Präsident der Kammer war, zum Finanzministerium und zur Präsidentschaft des Conseils der Minister berufen wurde, ernannte man Herrn Perier abermals zum Präsidenten der Kammer, und nunmehr nahm er diese Stelle an.

Er trat aber wieder aus dem Ministerconseil, und das Amt beisitzender Minister ohne Stimme wurde ganz aufgehoben. Während der kurzen Zeit, in welcher Herr Casimir Perier Antheil an den Arbeiten des Ministeriums nahm, wunderte man sich, daß er sich zu dem System des Herrn Guizot schlug, und es auf der Tribune vertheidigte,

mit der Behauptung, die Revolution vom Juli müsse Nichts aus seiner Stelle verrücken. Seit diesem Tage hat Herr Casimir Perier beständig mit der Majorität der quasi legitimen und der rechten Mitte gestimmt. Er präsidirte mit Würde, und besonders mit einer etwas auffahrenden Festigkeit, aber über seine Unparteilichkeit kann man nicht klagen. Es ist zu bedauern, daß dieses achtbare Mitglied die politischen Grundsätze, die es so lange auf der Tribune verkündete, rückgängig machen zu müssen geglaubt hat. Man möchte beinah glauben, seine zehnjährige Opposition sei nur gegen die Person gerichtet gewesen, und nicht gegen die Grundsätze allein, da er an der Spitze der Staatsgewalt regieren will, wie die so sehr von ihm critisirten Vorgänger. Seit lange wünschte er schon, der Lenker der Regierung zu seyn, um das System der rechten Mitte zur Praxis zu bringen. Seine Wünsche wurden erfüllt. Er ist jetzt Chef des Ministeriums, und Frankreich mag nun in Ruhe das milde Regime genießen. Das System leidenden Gehorsams wird nun auch von ihm aufrecht gehalten. Er ist der Verfechter des Friedens, und will ihn zu jedem Preise; seiner Meinung nach ist dieß das einzige Mittel, der Regierung der Revolution Anerkennung von Seiten der fremden Mächte zu verschaffen.

So sagte auch Herr von Chateaubriand, daß sie sich ihre Legetimität bei den legitimen Regierungen verdienen werde, wie ehedem ein Ritter seine Sporen verdiente, nicht mit dem Speer in der Faust, sondern mit dem Hut in der Hand. Herr Casimir Perier wird in seiner Verwaltung die ihm eigenen reizbaren, strengen Formen anbringen; wir fürchten, er möchte die Brutalität des Herrn von Corbiere in Vergessenheit bringen.

Barthe.

Vor der Revolution vom Juli war Herr Barthe Advocat beim königlichen Gerichtshof von Paris, und ist jetzt Chef der Justiz. Selten ist eine Ehrsucht so schnell befriedigt worden; man muß aber auch gestehen, daß er nichts vernachlässigt hat, seinen Zweck zu erreichen. Schmeicheleien, Intriguen, Alles wurde ins Werk gesetzt, um die, welche ihn beschützten, herabzubringen, um sich ihrer Stellen zu bemächtigen; es ist eine Schlange, die sie unvorsichtiger Weise in ihrem Busen erwärmten. Wir wollen uns etwas weitläufig über das politische Benehmen des Herrn Barthe auslassen, und man wird dann selbst beurtheilen können, welche Mittel die Männer, die Frankreich jetzt regieren, nachdem

ſie die Männer vom Juli vertrieben haben, anwenden mußten, um ihren Zweck zu erreichen.

Man verſichert, Herr Barthe habe nie politiſche Meinungen gehabt. Seine Verbindungen mit mehreren Männern von der Oppoſition hatten ihm einige Proceßführungen von der liberalen Partei verſchafft; allein er hat mit gleichem Eifer die ſcandalöſeſten Proceſſe vertheidigt. Wir können hier unter andern die Sache des famoſen Bouquet, der beſchuldigt war, ſeine Frau und ſeine Kinder vergiftet zu haben, als Beiſpiel anführen.

Nach der Revolution vom Juli ſchien er ſich an Herrn Dupont de l'Eure zu attaſchiren, und wurde einer ſeiner emſigſten Höflinge. Wer in den erſten Monaten nach der Revolution oft in die Kanzlei kam, konnte ihn jeden Morgen daſelbſt finden. Er wurde zum Procureur du Roi ernannt; allein dieſes Amt genügte ihm nicht, und er hatte es kaum erhalten, ſo ſchrieb er an den Herzog von Broglie, um auch noch eine Stelle im Staatsrath ſich zu erbitten. Auf dieſe Weiſe machte er den Patrioten vom Juli die Cour, und reichte den Männern der Doctrin die Hand: Volks-Souveränetät mit den Einen, Quasi-Souveränetät mit den Andern. Der Herzog von Broglie antwortete ihm am 25. Auguſt: „Es thäte ihm ſehr leid, der Kenntniſſe und der

Talente, die er in den Berathschlagungen wohl würde anwenden können, beraubt zu seyn, daß aber Se. Majestät entschieden hätten, es sollte ferner kein administratives Amt mit einem richterlichen verbunden werden." Bevor er sich in einen Kampf mit den Männern einließ, die ihn erhoben hatten, wollte er sich eine inamovible Stelle verschaffen. Er bat daher Herrn Dupont, ihn zum Präsidenten eines königlichen Gerichtshofs zu machen. Das geschah denn auch; und an demselben Tage meldete er mehreren seiner Freunde, daß, da das Ministerium nicht den rechten Weg einschlüge, er sich in die Opposition der Deputirtenkammer werfen würde. Er näherte sich nun den Periers, den Dupins und den heftigsten Moderirten des Centrums. Wir müssen auch sagen, daß er seine Ernennung zur Deputirtenkammer, statt des achtbaren Herrn Bavoux, nur jämmerlichen Intriguen und chimärischen Besorgnissen zu verdanken hatte, die bei den Wählern in Anwendung gebracht wurden. Es ist auch viel von einem andern Verrath gesprochen worden, gegen einen Mann, nach dessen Freundschaft er immer gestrebt hatte. Als der königliche Procurator, Herr Comte, in der Deputirtenkammer angegriffen wurde, weil er Herrn de Lameth eine Citation zugeschickt hatte, erklärte der Instructionsrichter, Herr Piquerel, der

diese Citation ausgestellt hatte, in einem ausführlichen Briefe, daß das Factum, worüber die Deputirtenkammer sich beklage, mehr sein Werk, als das des königlichen Procurators sei. Dieß gab nun Anlaß zu vielfältigen Discussionen.

Nach den Vorfällen im December wurde den Herren Lafayette und Dupont de l'Eure mittelst einer Absetzung gedankt, und Herr Barthe erhielt das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Er brachte zuvörderst die tyrannischen Ordonnanzen Ludwigs XVIII. gegen die Schulen in Anwendung, und setzte ein vermeintliches Tribunal ein, dessen Legalität er getadelt und bekämpft hatte, als er noch Advocat war. Herr Barthe hat auch in Einverständniß mit dem General-Procurator Persil die Absetzung des patriotischen Beamten veranlaßt, dessen politische Rechtlichkeit und liberale Grundsätze sich den Männern vom Juli günstig zeigten. Am Tage, bevor diese Absetzung ausgesprochen wurde, ging Herr Barthe, in Begleitung des Herrn d'Argout, in die Kanzlei, um dem Siegelbewahrer zu erklären, man müsse mit dem königlichen Procurator ein Ende machen. Diese Angelegenheit wurde nun im Conseil der Minister verhandelt. Der Siegelbewahrer schlug vor, man solle Herrn Comte zum Cassationshof versetzen; Herr Barthe widersetzte sich

aber heftig. Der rechtliche Mann, welcher damals das Conseil präsidirte, verlangte als Auskunftsmittel, er möchte zum Präsidenten des königlichen Gerichtshofs statt Herrn Barthe ernannt werden. Dieser, dem daran lag, diese Stelle vacant zu lassen, um einst, wenn er aus dem Ministerium fiel, solche wieder anzunehmen, erhob sich mit vieler Heftigkeit gegen diesen Vorschlag. „Aber, sagte der Siegelbewahrer zu ihm, du bist ja selbst zum Präsidenten ernannt worden, nachdem du sechs Wochen Procurator des Königs warst, und von diesen sechs Wochen hast du noch drei in deiner Heimat zugebracht. — Oh, was mich betrifft, so ist das etwas Anderes, antwortete Herr Barthe; als ich Advocat war, verdiente ich 30,000 Franken." Rücksichten auf Geld haben, wie es scheint, großen Einfluß auf die politischen Entschlüsse des Herrn Barthe; denn als zwischen Herrn Persil und Herrn Comte die Wahl getroffen werden sollte, so machte er nur diese geltend.

Man konnte sich den Beweggrund nicht erklären, weßhalb er so lebhaft auf die Verabschiedung des königlichen Procurators drang. Unter den verschiedenen Muthmaßungen möchte folgende die wahrscheinlichste seyn, denn der Ausgang hat sie gerechtfertigt. Er setzte nämlich Herrn Merilhou in

die Nothwendigkeit, einen sehr geachteten Beamten abzusetzen, und dieser mußte sich nun zurückziehen, wenn er sich weigerte, oder sich in der öffentlichen Meinung herabsetzen, wenn er einwilligte. In beiden Fällen war sein Sturz sicher, und Herr Barthe folgte ihm.

Sebastiani.

Horace François de la Porte Sebastiani ist in Corsica geboren. Er war zum geistlichen Stande bestimmt; allein die politischen Ereignisse rissen ihn in die militärische Laufbahn, in welcher er sich einigen Ruhm erwarb. Er gelangte bis zum Rang eines Generallieutenants. Zur Epoche des 18. Brumaire war er Obrist; mit seinem Dragoner-Regimente unterstützte er den General Bonaparte in seiner Verschwörung gegen das Directorium. Dadurch erwarb sich der junge Obrist das Wohlgefallen des neuen Souveräns von Frankreich, und dadurch läßt sich auch die hohe Gunst erklären, in der er unter der kaiserlichen Regierung stand. Er war Botschafter in Constantinopel, und während seines Aufenthalts in dieser Hauptstadt der absoluten Gewalt studirte er die Diplomatie, die er gegenwärtig in seinen Bezeichnungen mit den auswärtigen Mächten so

gut anzuwenden versteht. Nach seiner Rückkehr von Constantinopel trat er wieder in die Armee, und kämpfte für die Vertheidigung des Französischen Gebiets. Mit der Restauration trat er in das Privatleben zurück. Nach dem 20. März 1815 wurde er zum Mitgliede der Repräsentanten-Kammer ernannt, und von ihr ins Lager der Alliirten geschickt. Im Jahre 1819 wurde er Deputirte für Corsica, und nahm Platz auf der linken Seite. Der Untersuchung unserer äußern Verhältnisse widmete er sich hauptsächlich, und deutete den immer mehr um sich greifenden Gang der heiligen Allianz an. Die Veränderung des Wahlgesetzes verhinderte, daß er abermals von seinem Departement gewählt wurde; aber nach dem Tode des General Foy suchte er öffentlich darum an, ihn in die Kammer zu ersetzen, und es gelang ihm. Wie sein berühmter Vorgänger bekämpfte er das Ministerium Villele, und trug bei, Frankreich von demselben zu befreien. Unter dem Ministerium Martignac erschlaffte seine Opposition einigermaßen; wohlunterrichtete Leute behaupteten, er strebte nach einem Portefeuille, besonders nach dem der auswärtigen Angelegenheiten, welches wegen der Krankheit des Herrn de la Ferronays vacant war. Endlich kam die Revolution vom Juli, an welcher er keinen thätigen Antheil nahm,

denn man versichert, er habe die Vorschläge, die ihm gemacht wurden, sich an die Spitze Derer zu setzen, die er Factionisten nannte, als impertinent behandelt, zu rechter Zeit seine feurigsten Wünsche zu erfüllen. Der Sieg des Volks gab ihm das so sehr erhoffte, seinem Herzen so theure Portefeuille, welches er nun um keinen Preis wieder aufgeben will. Herr Sebastiani verfuhr mit seinen Collegen als geschickter Diplomat. Er verstand so gut zu manövriren, daß er sein liebes Portefeuille immer behalten hat. Bei jeder ministeriellen Revolution hielt er es immer mit der stärksten Partei. Er blieb im Amte nach dem Rückzuge der Herren Guizot, Molé, Louis, Broglie, um endlich das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, sein unumgänglich nothwendiges Element, zu erhaschen. Herr Dupont de l'Eure glaubt, seinem Vaterlande nicht mehr mit Nutzen dienen zu können, und giebt die Siegel auf; aber Herr Sebastiani hängt zu sehr an seinem Portefeuille, um es ebenfalls aufzugeben. Herr Lafitte kann auch nicht mehr bei den Finanzen bleiben, und giebt sie auf. Herr Sebastiani allein widersteht allen Stürmen; es ist die Eiche, die dem Nordwind trotzt!

Kann man ohne Unwillen von dem vorgeblichen Non-Interventionssystem sprechen, welches Herr Se-

bastiani vorschiebt? Es giebt keinen ächten Franzosen, der nicht erröthete, wenn er sich des Verfahrens unserer Diplomatie in ihren Beziehungen mit den auswärtigen Cabinetten erinnert. Man ist höchst erstaunt, wenn man einen Mann, wie Herr Sebastiani, einen alten Soldaten der Unabhängigkeit des Vaterlandes, solche erbärmliche Mittel anwenden sieht, um Frankreich auswärts Achtung zu verschaffen. Der große Schatten Foy's muß darüber zürnen. Ist das ein würdiger Nachfolger des großen Redners, welcher so richtig sagte, es sei ein Echo in Frankreich, wenn von Ehre und Vaterland gesprochen würde? Mit einem Wort, Herr Sebastiani gehört zum Ministerium Perrier.

Soult, Herzog von Dalmatien.

Wir haben wenig von dem Herrn Marschall Soult, als politischem Mann, zu sagen. Seit seinem Eintritt in das Ministerium schien er einzig mit der Organisation unserer Armee beschäftigt. Frankreich wußte ihm für diese Thätigkeit Dank; es vertraute ihm die Sorgfalt, die Angriffe des Fremden abzuwehren. Diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen. Der Herr Marschall Soult ist der einzige von den Ministern, der sein Ministerium der

öffentlichen Meinung gemäß betrieb, indem er sich zum Kampf bereitete.

Die wichtigste politische Handlung des Marschall Soult ist das Circular, welches er, wie alle seine Collegen an seine Untergeordneten erließ, um ihnen bei Strafe der Absetzung zu verbieten, Theil zu nehmen an den patriotischen Gesellschaften zur Vertreibung des ältern Zweiges der Bourbons und zur Sicherung der Unabhängigkeit des Vaterlandes. Dieses Circular ist in Ausdrücken abgefaßt, die wir nicht billigen können; es erinnert an die Gebote des Ministeriums Villele und Corbière, und ist nicht der Art, der Regierung viele Anhänger zu erwerben. Des Vertrauens bedarf sie, nicht aber ungerechten Mißtrauens, welches der verfallenen Dynastie so viele Feinde machte.

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Jahrgang 1831. Achtes Heft.

Ueber die Reform in England.

Aus dem Edinburgh Review.

Seit wenigen Monaten ist die Gestalt der öffentlichen Angelegenheiten in Großbritannien verändert. Die Reform! diese alte Constitution reformiren, die Axt an diese alte, mit so vielen nützlichen Dingen verknüpfte, mit so kräftigen Institutionen gepaarte Constitution legen! Der rechtliche Minister, der das Ruder führte, hatte es versprochen. Er hat es gehalten.

Man erwartete mit Ungeduld die Entwickelung dieser Maßregel. Ein dunkler Schleier lastete auf den Planen des Ministers. Niemand vermochte sie zu erforschen. Es war eine lebhafte Neugierde rege gemacht worden. Welche Art Reform sollte uns ertheilt werden? Der Tag gleicht nicht weniger der Nacht, als eine Reform einer andern. In den Händen eines gewissen Staatsmannes hättet ihr unter diesem schönen Namen einige nutzlose und frivole Va-

rianten, einige Additionen und einige Abschaffungen ohne Werth gesehen. In den Händen eines gewissen andern konnte es eine Revolution werden. Während diese Maßregel in dem Cabinet des Ministeriums reifte, herrschte eine allgemeine Aufmerksamkeit und Aengstlichkeit. Aus allen Winkeln Englands, aus den unbedeutendsten Flecken langten Petitionen an. Man versuchte, den dunkeln Schleier zu lüften, unter welchem im Verborgenen die Reform ausgearbeitet wurde. Unter tausend Vorwänden wollte man dieses Staatsgeheimniß erforschen, den Urhebern der Bill die Entdeckung entreißen, welche sie halsstarrig verweigerten. Es war Nichts zu durchblicken; wahrlich, es muß dieß gewaltig bewundert werden. Nicht nur die Einzelnheiten, sondern der allgemeine Plan der Bill blieben im Schatten. Man kannte weder den Zweck des Ministeriums, noch seine Absichten und seine Mittel. Man konnte wohl auf eine schwankende Weise voraussetzen, daß den großen Städten das Wahlrecht würde zugestanden, daß man die alten, verfallenen Corporationen der Reform unterwerfen, und versuchen würde, die Wahlen minder kostspielig zu machen; wer sieht aber nicht, daß in allen erdenkbaren Reformplanen diese Maßregeln Eingang finden mußten? Uebrigens war dieses tiefe Geheimniß die unvermeidliche Bedingung des Erfolgs. Es war

das einzige Mittel, die feindlichen Absichten der Gegner der Reform zu vereiteln, und dem Strom der Verleumdungen, der sie noch vor ihrer Geburt zu verschlingen drohete, einen Damm entgegenzusetzen. Nie in den Annalen der Politik ist ein Geheimniß besser beobachtet worden. Mit Wohlgefallen verweilen wir bei dieser unerhörten Thatsache, bei dieser Nichtentdeckung, die vielleicht kein Beispiel in unserer Geschichte hat. Wann sah man Männer von verschiedenen Parteien, entgegengesetzten Meinungen, sich das Wort geben, ein absolutes Schweigen über denselben Gegenstand zu beobachten? Welch ein auffallender Beweis von der Gemeinsamkeit der sie einigenden Interessen, von ihrem feurigen, aufrichtigen Wunsch! Unter Allen, denen die vielen Einzelnheiten der Bill doch wohl anvertraut werden mußten, verrieth auch nicht ein Einziger durch ein Wort, eine Bewegung, einen indiscreten Blick, seine Gedanken. Auch nur ein Einziger von ihnen hätte Unzufriedenheit oder Zufriedenheit durchblicken lassen dürfen, um das Publicum zu unterrichten; seine bekannten Ansichten hätten dann den Schlüssel zu den geheimen Absichten des Ministeriums gereicht. Dem war aber nicht so. Als der Augenblick eintrat, wo die Bill verlesen werden sollte, war es eine Entdeckung für alle Welt, ein Erstaunen für die Mehrsten. Man

war in Spannung geblieben; und selten, seitdem unsere Institutionen obwalten, hat irgend ein politisches Project alle Gemüther so tief erschüttert.

Lord John Russel erhob sich endlich im Parlament, und führte die verschiedenen Artikel der Bill an. Man sah, daß er keine Schwierigkeit zu umgehen suchte, und daß hier von einer vollständigen restrictionslosen Reform die Rede sei. Die Theilnahme wurde nicht einen Augenblick geschwächt. Ungeachtet der außerordentlichen Verwickelung des Gegenstandes, der vielen Einzelnheiten, die sie berührte, der Menge Thatsachen, auf die sie sich bezog, führte sie doch eine tiefdringende, abwechselnde, abstracte Discussion herbei. Mehr denn hundert Flugschriften umfaßten die Frage unter allen Ansichten; die Presse, die Gesellschaftszimmer, ja sogar die Kanzel beschäftigte sich damit. Alle Leidenschaften und alle Vorurtheile wurden aufgeregt. Gebildete und Unwissende nahmen Theil an der Debatte. Es kam auch wirklich auf das Wohl Aller an. Es giebt kein Individuum, Mitglied des Brittischen Gemeinwesens, dessen Existenz und Lage diese Veränderung nicht modificirte.

Alle Feinde der Reformen gestehen selbst, daß die Bewegung zu Gunsten der Reform und der vorgeschlagenen Bill ungeheuer gewesen sei. Ein

Freudengeschrei, welches das Blackwood Magazine [1]) höflich mit dem anhaltenden Geheul der Hunde vergleicht, die sich dem erlegten Wild nähern, erhob sich überall. Die Nüancen der öffentlichen Meinungen sind verwischt, die Parteien haben sich einander genähert. Alte Eifersucht schweigt. Früher in mehrere feindliche und abgesonderte Classen getheilt, bilden die Reformatoren nur noch einen einzigen festen Phalanx. Ihre Trennungen, über die man gelacht, über die man triumphirt hat, sind verschwunden. Man dachte nicht mehr an die unvollständigen und bastardartigen Reformen, die bei furchtsamen Gemüthern so sehr in Ehren standen, und auch nicht an die heftigen, republicanischen Theorieen, die von unvorsichtigen Sectirern wie Seifenblasen in die Luft geschleudert wurden. Man sah ein, daß die Reform, wie die Bill sie verlangte, möglich, ausführbar, genügend sei; daß hier nicht von einem Schattenbilde, einer Lüge, einem Gespenst, einem eitlen Namen die Rede sei, bestimmt, das Ministerium, welches so unvorsichtig und so kühn ein Versprechen geleistet hatte, aus der Verlegenheit zu ziehen. Man sah, daß diese politische

---

1) Das Edinburgher Tory-Journal, redigirt von Walter Scott und seinen Freunden.

Maßregel aufrichtig war, und daß das Ministerium, ohne sich über die Schwierigkeiten derselben zu verblenden, nicht versucht habe, sie zu umgehen, oder ihr auszuweichen, sondern sie zu besiegen.

Nicht nur die Anhänger der Reform, sondern die Nationalmasse, die verschiedenen, sich in derselben bewegenden Parteien, haben geglaubt, sich versöhnen und einander nähern zu müssen. Noch vor drei Monaten war das Mißtrauen allgemein, düster, schreckbar. Man glaubte nicht an die Aufrichtigkeit der Staatsmänner. Ueberall herrschte tiefes Mißtrauen. Sogar das, was die Regierung für das Volk thun wollte, wurde mit Bitterkeit, mit Ungerechtigkeit getadelt. Kein Land zeigte mehr Keime zur Verwirrung, nirgends war der politische Horizont mit mehr Wolken bedeckt. Das ächzende, bewaffnete, rebellische Irland drohete uns öffentlich. Alles hat sich nun verändert. Das Volk, welches die Regierung sich entfremdet hatte, hat sich seinen Häuptern genähert. Man sah, daß ein Minister auf den Hustings zu erscheinen wagte, und nur von der freien Wahl seiner Mitbürger seine Wiedererwählung verlangte, eine gewöhnliche und nicht specielle [1]) Jury über die Ver-

---

1) Die speciellen Jurys waren sonst die gefährlichste Waffe der nicht volksthümlichen Ministerien.

brechen der Druckerpresse sich aussprechen, die Mitglieder des Cabinets nicht die Volksgesellschaften geringschätzen, endlich die Titel Patriot und Staatsdiener sich zum ersten Mal versöhnen. Wie lange ist es her, daß dieß geschah? Welche sonderbare Neuerung! Schon länger als ein Jahrhundert waren Liebe des Volks und Verfolgung des Hofes synonym. Man erkaufte die Macht nur dadurch, daß man sich dem Haß seiner Mitbürger aussetzte. Der sicherste Weg, um sich die Zuneigung des Publicums zu erwerben, war, sich die Verfolgung und den Abscheu der Regierung zuzuziehen. Generationen haben diese sonderbaren, öffentlichen Sitten sich verewigen sehen. Die feindlichen Gesinnungen, welche die Staatsgewalt einflößten, erstreckten sich bis auf die niedrigsten Diener der Krone. Rang, Reichthum, Ansehen gewährten nur Ansprüche auf Neid und Haß. Wie ist dieses Alles verlöscht worden? Welcher Zauberstab hat den Schauplatz verändert? Die Stützen, auf welche der Thron heutzutage unabänderlich rechnen muß, sind die eifrigsten Freunde des Volks und der Volksinteressen. Am Hof und unter den gewöhnlichen Stützen der Gewalt hat man darüber gar arge Glossen gemacht. Man fand das gar kühn von Leuten der Art; man beschuldigte sie der Schmeichelei, wie man sie der Ausgelassenheit beschuldigte.

Seit dem 1. März [1]) sind diese Wunder bewirkt worden.

Aber, wird man sagen, unsere Institutionen sind ja immer so sehr gelobt worden. Wahrlich, dieser Gemeinplatz ist prächtig. Von Tacitus an bis auf Montesquieu, und von Montesquieu bis auf Delolme, ist das ein abgedroschner Gegenstand, den jeder junge bartlose Dichter, jeder dem Ei entkrochene Redner, jeder Neuling unter den Zeitungsschreibern, jeder erfahrungslose Prediger mit Variationen ausputzt; und die königlichen Gunstbezeugungen regneten auf die lobende Lyra herab, und die Columnen der Zeitung wurden voll, und die Congregation schlummerte in Frieden. Man muß auch gestehen, daß in den alten Schlössern die reiche Wittwe, der Friedensrichter, der Schiffslieutenant, nicht genug über diesen Gegenstand sprechen konnten. Wie glücklich waren wir! Welches Volk! Welches Parlament! Welche bewundernswürdige Lage! Wir waren für die Welt ein Gegenstand des Neides, für die Europäische Civilisation ein Gegenstand des Stolzes. Unglücklicher Weise hatten diese Declamationen nicht den geringsten Einfluß auf das wirkliche Schicksal Englands. Weniger schlecht regiert, freier als die

---

1) Dem Tage der Verlesung der Bill.

mehrſten Nationen, war es unglücklich, weil es weiter vorgerückt in der Laufbahn, unterrichteter und begierlicher, nicht nur eine gemäßigte Staatsverwaltung, ſondern eine vollſtändige Repräſentation und den völligen Genuß ſeiner Rechte haben wollte. Was kümmert andere Völker, z. B. das Spaniſche Volk, die Tyrannei, welche ſie bedrückt? Sie wiſſen es nicht beſſer. Mancher Muſelmann fühlt ſich recht glücklich, und die politiſche Conſtitution der Türkei gefällt ihnen. Laßt ihn ſich immerhin unter der Ruthe ſeiner Herren ſich ergetzen. Wir, wir bedürfen mehr und Beſſeres. Das hat uns nun die Bill verſprochen; auch hat ſie alle Intereſſen verſchmolzen, alle Parteien verſöhnt, alle Bürger mit Freude durchdrungen, mit Ausnahme der Männer, welche die Verderbniß nährt, und die, von ihr gemäſtet, in Verzweiflung gerathen, weil ſie vorausſehen, ihre Beute und ihre Nahrung werden verſchwinden. Haben die Torys ſelbſt und die Mitglieder der verfallenen Flecken, deren Monopol der neue Plan zerſtört, ihn nicht zu allererſt unterſtützt und angenommen? Sind nicht 360 Petitionen auf die Tafel der Gemeinen geworfen worden, die alle die Reform in Anſpruch nahmen? In Nottinghamſhire und in Derbyſhire haben die alten Stützen der Gewalt die Maßregel unterſtützt. In Durham und in Colcheſter ſind zwei

Männer in das Unterhaus gewählt worden, die den reformenden Doctrinen zugethan, den Interessen der privilegirten Stimmgeber dieser Flecken entgegen waren. Vergeblich wollte man durch ein treuloses Manövre die niedrigen Volksclassen gegen die Bill in Zorn bringen, die sie nicht unter die Zahl der einflußreichen Bürger bringt; sie begriffen die List. Sie haben sich erinnert, daß diese eifrigen und unerwarteten Vertheidiger ihrer Interessen sie beständig zurückstießen, und die Hoffnung der Anti-Reformisten täuschend, nahmen sie ebenfalls Partei für diese Maßregel, der sie feindlich entgegenstehen sollten.

Bei dieser Gelegenheit spielten, wie Lord Brougham es sehr richtig bemerkt hat, unsere Gegner genau die Rolle des alten intriganten Judas Ischariot. Die Bibel erzählt uns: „Judas Ischariot sagte, warum verkauft ihr das nicht für dreihundert Pfennige, um sie den Armen zu geben? Glaubt nicht, daß Judas Mitleiden mit den Armen hatte; sondern er war ein Dieb, und darum sprach er so.“

Irland, noch grausamer zerfleischt als England, ist plötzlich beruhigt worden. Nunmehr verlangt diese unruhige Nation nicht mehr, man solle sie absondern und von der Masse der drei Königreiche isoliren. Der große Unruhestifter[1]) (unerhört!) fordert seine Mit-

1) O' Connell.

bürger auf, einen Günstling der Regierung zum Repräsentanten zu wählen!

Alles mußte nun wunderlich, unwahrscheinlich in dieser politischen Bewegung seyn. Wir haben eben eine unermeßliche Majorität sich zu Gunsten der Bill erheben sehen. Wie war diese Majorität im Parlament repräsentirt? Durch die möglichst schwache Majorität, durch 303 Mitglieder gegen 302 Stimmen, die sich gegen die Reform erklärten. Also war das Haus der Gemeinen und ihre Meinung im umgekehrten Verhältniß der öffentlichen Meinung und der solche ausdrückenden Majorität. Untersuchen wir aber einmal die Elemente, aus denen diese gigantische Minorität besteht, welche die Reform so halsstarrig zurückweist, mit ihren Argumenten wollen wir uns beschäftigen, wenn wir erst wissen, was sie ist, was sie gilt, und welche Absichten sie hegt.

In dem Bataillon der Anti-Reformer erblikken wir zuvörderst die Mitglieder, welche von den verfallnen Flecken erwählt sind, diese beschützen und unsterblich machen wollen. Diese vertheidigen ihre Interessen, ihren Herd, ihre Götter, ihre Penaten. Andere sind rechtliche Leute in Furcht, welche die Nothwendigkeit eingestehen, den Uebeln des Staats abzuhelfen, aber wegen der Lage Europas bange sind, und nicht glauben, daß der Augenblick gekom-

men sei, diesen alten Baum auszuputzen und neuen Saft in seine schwachen Zweige zu bringen. Die dritte Classe ist die der Parteimänner, die in der Verwerfung der Bill eine Zukunft für ihre Ehrsucht erblicken, und die zwei andern Classen unterstützen, um den gemeinsamen Triumph zu benutzen. Mit den Erstern Vernunftgründen versuchen, würde vergeblich seyn; ihr Entschluß ist gefaßt, es kommt hier ihr eignes Interesse ins Spiel, sie schonen und schützen ihre Individualität. Für sie giebt es nur Eins in der Brittischen Constitution, welches aufrecht zu erhalten werth ist, das nämlich, wodurch sie zur Gewalt gelangt sind. Sie zu dem Geständniß zu bringen, daß die verfallnen Flecken verderblich und schädlich seien, heißt, den heiligen Vater zu dem Geständniß bringen, daß die katholische Religion voller Irrthümer ist; es heißt von ihnen einen freimüthigen Eifer, eine persönliche Verleugnung verlangen, die gar zu ritterthümlich ist. Freilich sind nicht alle diese Männer edeln Gefühlen, einer Hintansetzung ihrer Selbstsucht fremd. Man sehe z. B. die Herzoge von Norfolk, von Devonshire, von Bedfort, von Grafton, Lord Cleveland, Lord Landsdown, Lord Radnor; man sehe auch Herrn Russel und Herrn John Smith; unzugänglich für den Ruf des Eigennutzes haben sie zuerst die Ver-

nichtung der Mißbräuche verkündet, an die ihre Geburt oder ihr Vermögen sie fesseln zu müssen scheinen.

Die gewissenhaften Alarmisten, aus denen die achtungswürdigste Classe unter unsern Gegnern bestand, sind aufrichtige Leute, deren Kopf nicht so stark ist, als ihre Absichten rein sind. Sie gestehen, daß wir Recht haben; allein sie feilschen um die von uns in Anspruch genommenen Rechte und Freiheiten. Sie chicaniren über die Form, über die gelegene Zeit, über die Ausdehnung der Concessionen. Sie wollen nicht einsehen, daß, wenn das Princip einmal zugelassen ist, das Uebrige von selbst komme. Lord Wharncliffe, der sie zu leiten scheint, leugnet nicht die einstimmige Einwilligung Großbritanniens und den lebhaften Wunsch und das allgemeine Bedürfniß einer Reform. Allein die in Europa sich aufthürmenden Wolken machen ihn besorglich; er fürchtet, daß in dem Sturm das Staatsschiff zu Grunde gehen möchte.

Die Poesie eines angenommen Bildes beweist die Wahrheit desselben, statt solche zu schwächen. Das Staatsschiff, da dieses Gleichniß nun einmal aufgestellt ist, kann in Gefahr gerathen, ohne darum unterzugehen. Der Ocean braust, und droht, das Fahrzeug zu verschlingen, alle Fugen krachen,

alle Planken weichen, die Masten zersplittern; durch den durchsichtigen Schleier der bewegten Wellen erblickt man Nichts, als Klippen, Felsen und Abgründe. Das Volk am Strande schreiet, Alles sei verloren, und jammern über die Schiffbrüchigen. Eitele Furcht, die Mannschaft ist einstimmig, nicht eine einzige Hand bleibt müssig; der Kiel ist fest, und der vortreffliche Bau des Schiffes entreißt es allen Gefahren. Es ist gerettet, es wirft die Anker aus, es landet; und bald seinen von den Stürmen gepeitschten Kiel der Sonne zuwendend, wird es die Ausbesserungen erhalten, um neuen Stürmen trotzen zu können. In wenigen Tagen wird, wie der Dichter sagt:

Her march is on the mountain wave
Her home upon the drep. . . .[1])

Bald wie ein anderer Dichter sagt:

. . . . . A ship, on some calm day,
In sunshine sailing far away.
. . . . . A beautous ship that hath the plain.[2])

Daß übrigens der Staat sich in großer Gefahr befindet, geben wir zu; allein wir behaupten, daß die Bill bestimmt ist, die Wirkungen derselben zu lähmen. Die halben Reformen, welche Lord Wharn-

1) Campbell.
2) Wordsworth.

cliffe repräsentirt, beschwören den Sturm nicht; sie treffen durchaus keine Maßregel, ihn zu beschwichtigen. So wie sie die Reform zugeben, regen sie alle Stürme auf, von denen wir bedroht sind; allein dadurch, daß sie nur eine unvollständige Reform bewilligen wollen, machen sie alle Welt unzufrieden. Die Collision, die ihr befürchtet, wird darum nicht weniger Statt haben, und ganz umsonst fügt ihr noch das Wagniß des neuern Experiments hinzu, dem ihr den Staat unterwerfen wollt. Diese vermeintliche Vorsicht ist also eigentlich weit gefährlicher, als die Gefahr, gegen die ihr euch waffnet. Seit dem Americanischen Kriege sind die Grundlagen der Brittischen Constitution fortdauernd erschüttert worden. Bewilliget das, was die unermeßliche Majorität mit lauter Stimme verlangt. Laßt die so sehr gewünschte Bill durchgehen, und sogleich wird Alles wieder beruhigt werden. Die entfremdeten Herzen werden sich euch wieder zuwenden, jeder Engländer die liberalen, großmüthigen Gesetze lieben, unter denen zu leben ihr ihnen gestatten werdet. Die Bürger werden wieder Brüder werden. Ihr König, ihr Parlament, ihre Institutionen werden nicht mehr ein unbekannter König, stummes Idol, ein verabscheuetes Parlament, verwünschte Versammlung, veraltete Institutionen seyn; sondern ihr Kö-

nig, der sie befreiet haben wird, ihr von ihnen selbst gewähltes Parlament, ihre verjüngten, befestigten, verkitteten Institutionen seyn. Die Wohlfahrt des Staats, die unerschütterliche Festigkeit der Regierung werden für sie ein Gegenstand öffentlichen Stolzes seyn.

Nehmt euch in Acht, sagen unsere Gegner, die Democratie, deren Uebergewicht ihr vermehrt, wird die Aristocratie verschlingen, und, dadurch daß sie das nothwendige Gleichgewicht zwischen den socialen Massen zerstört, den Staat zu Grunde richten. Das ist eine grundlose Furcht; Großbritannien ist wesentlich aristocratisch. Es bedarf eines Königs, eines Adels, einer Hierarchie, an deren Spitze eine präponderirende und betitelte Oligarchie steht. Um diese natürlichen Neigungen der Nation zu vernichten, mußte die Staatsverwaltung Wunder von Thorheiten begehen. Unterschleife ohne Zahl, Verweigerung aller vernünftigen Concessionen, mußten diese so gut bezwungenen, diese, verdunkelnde Superioritäten liebenden Unterthanen gewaltig zum Zorn reizen. Sobald die Reformbill verlesen war, konnte man die Wirkung derselben wahrnehmen. Hat man die heftigsten Anhänger der Reform in Birmingham nicht einstimmig sagen hören: „Wir haben Nichts gegen den Adel, nicht ein Haar der Adeligen wollen wir verletzen?"

Diese ungeheuere Furcht rechtlicher Leute ist durchaus chimärisch. Wir wollen uns nun aber zu der dritten Abtheilung unserer Gegner wenden; es ist das die furchtbarste. Wir haben eben auf die Kleinlichkeit der Besorgnisse oder die Verblendung des Eigennutzes aufmerksam gemacht. Hier haben wir es mit einer Berechnung, mit einem Macchiavellismus, mit ehrsüchtigen Umtrieben zu thun.

Durch die Stimme und das Mißtrauen des Volks aus der Staatsverwaltung vertrieben, möchten diese Leute gern wieder zu der Gewalt gelangen. Dahin streben sie durch die unrechtlichsten Mittel, und ohne die unzuberechnende Schwierigkeit zu ahnen, auf die sie stoßen würden, wenn sie es versuchen müßten, wieder zur Regierung zu gelangen, wagen sie es, den Staat umzustürzen, setzen ihn allen Gefahren aus, um die verlorene Stellung wieder einzunehmen. Sie hatten gehofft, die Reformbill würde so eingerichtet werden, ihnen die Laufbahn wieder zu öffnen, die verloren zu haben sie so sehr bejammern. Ihre eigennützige Voraussehung, hatte ihnen einen unvollständigen und groben Plan vorgespiegelt, der zu volksthümlich war, um nicht die Torys zu entfremden, und dem Lande zu genügen. Sie speculirten auf diese doppelte Unzufriedenheit, und dach-

ten gewiß, mittels deſſelben den reformirenden Miniſtern zu folgen. Da läßt ſich denn ihr Desappointement und ihr Verdruß leicht beurtheilen. Statt einer Maßregel der Art, wie ſie ſich ſolche verſprachen, erſcheint nun ein Verſöhnungstractat zwiſchen allen Parteien. Das Miniſterium hat alle Gefahren, alle ihm in den Weg gelegte Fallen vermieden. Es hat alle Bedürfniſſe befriedigt, allen Wünſchen entſprochen. Welcher Schmerz für unſere Ehrſüchtigen! Die Thür iſt ihnen verſchloſſen; daher ihr Geſchrei, ihre Forderungen, ihre Declamationen, die vielen von ihnen in Umlauf geſetzten Flugſchriften. Daher die geſchickte, treuloſe Vertheidigung der verfallnen Flecken in dem Quarterly-Review; daher der Zorn und endlich der Macchiavellismus, deren Reſultat die Auflöſung des Hauſes war, und von welchem Robert Peel und Herries dadurch einen ſo ſchlechten Gebrauch machten, daß ſie den Lauf der Discuſſion durch eine Nebenfrage unterbrachen. [1])

Wir wollen hier aber eine kurze Skizze dieſes parlamentiſchen Kampfs entwerfen, in welchem große Talente zum Vorſchein kamen, und der ſo hinterliſtig geſchlichtet wurde.

---

1) Bei Gelegenheit der Motion des General Gascoyne, welche die Auflöſung des Parlaments herbeiführte.

Bevor die Bill verlesen wurde, standen die Gegner bereits einander gegenüber. Schon hatten die Ersparungsplane des Lord Althorpe hartnäckige Gegner gefunden; schon hatte man gemeinbarbarisch Herrn Young, welcher zu sprechen versuchte, aber durch Heiserkeit nur unverständlich etwas herausbringen konnte, beinah gezwungen, das Haus zu verlassen. Endlich wurde das Verlesen der Bill in Vorschlag gebracht, und es brauchte nicht darüber abgestimmt zu werden. Vielleicht haben damals die Anti-Reformisten einen Fehler begangen, oder vielmehr gefürchtet, im Voraus eine allzufeindliche Gesinnung gegen die Interessen der Majorität kund zu thun. Zwei Nebenfragen, die eine über das Bauholz, die andere wegen der Anklage gegen die Times, nahmen die Zeit der Gesetzgeber in Anspruch, oder vielmehr, zerstreuten sie. Sir Francis Burdett, der seine alte Beredsamkeit einmal wieder fand, vertheidigte feurig die Preßfreiheit, die von denen angegriffen war, welche das Volksjournal bestraft wissen wollten. Lord Russels Bill wurde verlesen. Sir Richard Vyvyan eröffnete zuerst den Laufgraben gegen die Reform. Eine einzige Idee, das Gespenst der Französischen Revolution, herrschte in seiner ganzen Rede vor, deren Form nicht ungeschickt war, deren ohnmächtige Argumente aber auch nicht eine einzige

Ueberzeugung erschütterte. Hat sich denn nicht Alles verändert seit jener Revolution, in welcher Ludwig XVI. unterging? Wie kann man Frankreich mit seiner Hofaristocratie, seinen erschöpften Finanzen, seinen unruhigen, nutzlosen Parlamenten mit Großbritannien, wie es gegenwärtig ist, vergleichen! Wie will man nicht auch zur Einsicht gelangen, daß eine der großen Ursachen, denen der Sturz des Thrones von Frankreich im Jahre 1790 beizumessen ist, in der Schwäche des Monarchen lag, der, selbst unfähig die Mißbräuche abzustellen, gegen die man sich erhob, nachzugeben gezwungen war, sich aber das Recht vorbehielt, seine Concessionen zu widerrufen, keine Energie hatte, um zu widerstehen, keine Seelengröße und keine Umsicht, um das im Voraus zu bewilligen, was ihm bald entrissen werden sollte? Die Sophismen des Sir Richard, unterstützt von Herrn Cartwright, wurden von Herrn Shiel zurückgewiesen. Dieser, von einem verfallnen Flecken gewählt, hat sich nicht gescheuet, sich gegen die barbarische und gefährliche Institution auszusprechen, der er seine Stelle im Parlament verdankt.

Es giebt nichts Geistreicheres, als Shiels Rede. Man kann die Stimmen, welche als Witthum und Ausstattung der Fräuleins, die nicht vorhandenen Flecken, den alten Steinhaufen Old Sarum, die

verfallene Mauer Gatton, die mittels einer Fiction in wichtige Städte verwandelt, und ganz ohne Nutzen mit der Volksrepräsentation begabt sind, nicht lebhafter und verdienter durch Lächerlichkeit zu Boden bringen. Vehemenz, Geist, Ironie, Alles findet sich in Shieles Strafrede, dem dann bald Herr Pendarves folgte. Wir wollen weder von der Rede, noch von den Gemeinplätzen sprechen, die Lord Valletort gegen das Project zusammenstoppelte. Herr Charles Grant machte dann aufmerksam auf die Fortschritte, welche die Civilisation unter uns gemacht hat, die so erstaunenswürdig sind, daß die Männer, welche jeder Veränderung am Mehrsten entgegen sind, z. B. Robert Peel und Vyvyan, nicht erröthen, die obwaltende Paßlichkeit einer Reform einzugestehen. Der Herzog von Wellington allein blieb aufrecht stehen, und wollte von keiner Nachgiebigkeit, keiner Verträglichkeit etwas hören.

Der Gesichtspunct, unter welchem Herr Bankes die Reform betrachtete, ist ziemlich verfänglich. „Sezzet, sagte er, die sociale Maschine nicht den Gefahren einer furchtbaren Erfahrung aus. Wenn dieser Versuch einen eurer Hoffnung entgegengesetzten Erfolg hätte, wenn ihr unglücklicher Weise in Irrthum wäret, wie wolltet ihr dann dem von euch gestifteten Uebel abhelfen? Das Parlament, wozu ihr

gehört, würde nicht mehr vorhanden seyn. Ihr würdet euch die Möglichkeit, die Folgen eures Irrthums zu verbessern, entrissen haben." Dieser Schluß scheint allerdings schlagend zu seyn; allein man kann ihn auf eben diese Weise auf alle Krankheiten, auf alle Verbesserungen anwenden. Es giebt keine Arzenei, die nicht ein Versuch, kein Heilmittel, das nicht gewagt wäre. Hierin liegt die Frage nicht, wohl aber in der Nothwendigkeit, das Mittel anzuwenden, und diese Nothwendigkeit ist vorhanden.

Mehrere untergeordnete Acteurs erschienen hernach auf der Schaubühne: Slaney, V. Stuart, Sir W. Horne, zu Gunsten der Bill, Lord Norreys, Sir Edouard Sugden gegen dieselbe. Der Letztere sprach lange über Irland, und drohete O'Connell mit der öffentlichen Rache; ein sonderbarer Unsinn bei Gelegenheit der Reformbill, die darauf abzweckt, diese Unruhen zu beschwichtigen, und ihre unvermeidliche Vermehrung zu verhindern.

Auf zwei Admirâle, die sich zu Gunsten der aristocratischen Vorurtheile aussprachen, auf Lord Shelley, welcher erklärte, lieber sterben zu wollen, als nachzugeben, auf Lord Mahon, welcher den allgemeinen Enthusiasmus den Verführungsmitteln des Ministeriums beimaß, folgte der General-Procurator, Herr Denmann, der, den Gegenstand juristisch auffas-

send, die irrigen Behauptungen des Sir Sugden widerlegte. Endlich erhob sich Lord John Russel selbst, und schloß die Discussion mit einer bewundernswürdigen Uebersicht der politischen Lage der Welt. „Die Kunst, zu regieren, sagte er, besteht nur darin, die öffentliche Meinung zu befragen, und, wenn man so sagen darf, der bürgerlichen Gesellschaft den Puls zu fühlen. Weicht der Volkslaune nicht, nein, gewiß nicht; aber, ihr müßt verstehen, was die Umstände verlangen, in welchen ein Volk sich befindet. Folget dem Fortschritt der Civilisation, übereilt ihn nicht, aber hindert ihn auch nie. Dem Spanischen Volke eine beinah democratische Constitution geben, verlangen, daß der in seinen Wollüsten schlummernde Asiate die Nützlichkeit eines Parlaments begreife, heißt die Stufe der Civilisation, die jede dieser verschiedenen Nationen erlangt hat, verkennen. Carl X. ist vom Throne gefallen, weil er diesen Irrthum beging. Wer nicht den Fortschritten der Ideen und der Sitten gemäß verfahren, wer den Lauf des öffentlichen Gedankens hemmen will, wird schreckliche Plagen über sein Land herbeiziehen."

Als Lord Russel seine Rede endigte, war das Haus der Gemeinen mit Menschen angefüllt. Nie noch hatte man eine so große Anzahl Mitglieder in demselben versammelt gesehen. Es wurde zur Abstim-

mung geschritten. Von Müdigkeit erschöpft, genöthigt, in den Nebengängen, in den Gallerien zu stehen, trennten sich die Mitglieder.[1]) Es zeigten sich 302 für und 301 gegen die Verlesung der Bill, und die letztere wurde ausgesprochen. Wir haben oben bemerkt, welchen Beweggründen diese geringe Mehrheit beizumessen ist.

Es war am 23. März um 3 Uhr Morgens. Noch am Abend dieses Tages begann die Discussion von Neuem im Oberhause bei Gelegenheit einer gegen die Bill eingebrachten Bittschrift. „Jedes revolutionäre Gesetz, sagte ein Mitglied, wird an mir einen Antagonisten finden. — Und ich, antwortete Lord Gray, ich sage, daß, da diese Bill jede Art revolutionärer Tendenz neutralisiren muß, so ist es meine Pflicht, sie zu vertheidigen; und ich werde sie vertheidigen." Tages darauf, am 24., brachte er seine ganze Beredsamkeit in Anwendung, und lange hatte man in dem Hause des Lords nicht so hochherzig und so energisch sprechen hören. Das gestehen selbst seine Feinde. „Wir müssen bekennen, sagt das Blackwood Magazine, daß wenig Menschen die Kraft rednerischen Talents, mit welcher die Natur

1) Die Abstimmung im Englischen Parlament geschieht in der Art, daß sich die Bejahenden auf die eine Seite und die Verneinenden auf die andere stellen.

Lord Gray begabt hat, besitzen. Es ist unmöglich, von dieser mächtigen Stimme, von dieser einfachen, klaren, nervigten, aus der Ueberzeugung hervorbrechenden Stimme nicht gerührt zu werden." Lord Gray sagte: „Ohne Zwang, ohne Furcht, ohne Beängstigung identificire ich mich mit der vorgeschlagenen Maßregel, und nehme alle ihre Resultate an. Waltet sie ob, so walte auch ich ob; fällt sie, so falle ich auch; und das thue ich recht gern. Der Plan ist ausgedehnt, die Materie verwickelt. Ich behaupte nicht, daß Nichts daran zu ändern, Nichts zu verbessern, Nichts zu unterdrücken oder zu modificiren sei; fern von mir eine solche eitele Thorheit; allein so sehr es von mir abhängt, werde ich nicht leiden, daß eine einzige Modification, die die Wirksamkeit derselben vernichten könnte, darin angebracht werde. Als effective Maßregel, werde ich mich Allem, was ihr ihren primitiven Character entziehen könnte, widersetzen. Nichts werde ich vergessen, um mein Vaterland zu retten. Und ohne ihnen hier eine lächerliche Drohung der Auflösung zuzuwerfen, seien sie überzeugt, daß ich alle durch die Institutionen meines Vaterlandes mir zu Gebote stehende Hülfsmittel, ohne zu zaudern, ohne zurückzutreten, ohne hinter mich zu blikken, anwenden werde. Man hat sich gewundert, mich, der ich ein Mitglied des Englischen Adels bin, eine

Maßregel vorschlagen und aufrecht halten zu sehen, die man revolutionär nennt. Man hat meine Gefühle der Brüderschaft und Anhänglichkeit für den Stand, dem ich angehöre, in Anspruch genommen. Ja, ich hänge diesem Stande an, ich glaube ihn nothwendig für die Brittische Constitution. Durch Geburt, durch Neigung, bin ich einer seiner eifrigsten Vertheidiger. Meine Vorurtheile verblenden mich jedoch nicht; als vermittelnder und unumgänglich nothwendiger Ring zwischen dem Volke und dem Throne, als integrirender Theil der socialen Masse, als eine der Grundlagen des Gemeinwesens ist mir die Aristocratie theuer. Hört sie aber je auf, diesen Character zu haben, so werde ich aufhören, es mit ihr zu halten. Allein so, wie ich sie begreife, dem öffentlichen Wohl nützlich, schließe ich mich ihr an; ich lebe und sterbe mit ihr."

Diesem energischen Athleten gegenüber erhob sich bald, um ganz entgegengesetzte Meinungen zu verfechten, der Herzog von Wellington, der vollständigste und halsstarrigste Repräsentant der alterthümlichen Vorurtheile. Der unbeugsame Humor, der ihn characterisirt, verlieh ihm eine Art Beredsamkeit. Der intellectuelle Despotismus, der Widerstand gegen alle Meinungen, die kalte Halsstarrigkeit, die aus jedem seiner Worte hervorsprühete, machten einige Wirkung.

Man ſah, daß er, mit Recht oder Unrecht, überzeugt war, und dieſe Ueberzeugung iſt eine Macht. Er glaubt an die Nothwendigkeit der Mißbräuche; er glaubt, daß das menſchliche Geſchlecht nur mittels ſchlechter, anomaler, ungerechter Inſtitutionen regiert werden könne. Er iſt als Stillſtehender geboren; das iſt ſein Schickſal und ſeine Neigung.

Sir Robert Peel gab ſeinen Freunden Gelegenheit, die Zweideutigkeit und die Doppelſinnigkeit ſeiner argliſtigen, verführeriſchen Beredſamkeit zu bewundern. Er ſtützte ſich beſonders darauf, daß die Maßregel zu ungelegener Zeit in Vorſchlag gebracht werde, ein leicht abzuweiſender Sophismus; denn, wenn man ſie nicht annimmt, was ſoll dann geſchehen? Dieſe immer wachſende Democratie, wenn ihr ihr wenigſtens nicht einen Theil deſſen gewährt, was ſie in Anſpruch nimmt, was ſteht euch da gegen ſie zu Gebote?

Parteimänner hatten bis dahin den Würfel in der Hand. Ein gewiſſenhafter Mann, der lange der Reform entgegen war, Lord Wharncliffe, ließ ſich nun vernehmen. Die Rechtlichkeit dieſes Mitglieds des Hauſes, ſo ſehr er auch der in Discuſſion begriffenen Bill entgegen ſeyn mag, hat den Anhängern der Reform einen großen Dienſt geleiſtet. Er

ſtellte ſich nicht, als glaube er, die Nation ſei den in Anſpruch genommenen Veränderungen feindlich geſinnt, oder daß der Einfluß des Miniſteriums allein die vielen Petitionen herbeigeſchafft hätte. Er geſtand freimüthig, daß die in Frage ſtehenden Maßregeln von der Majorität des Engliſchen Volks gewünſcht würden. Er ſagte unter Andern: „Wenn die Meinungen, zu denen ich mich ſeit ſo langer Zeit bekannte, denen nicht durchaus entgegen wären, die auſſerhalb dieſes Gebäudes herrſchen, ſo würde ich ſie noch unterſtützen. Allein es hat ſich Alles verändert; ein unüberwindlicher Fortſchritt treibt die Nationen zur Reform. Man muß das gemeinſame Geſetz erleiden, der Stimme unſerer Committenten gehorchen. Wir wollen aber von dieſen Maßregeln nur das annehmen, was nothwendig iſt.“ Alſo eine halbe Reform wünſcht und proponirt Lord Wharncliffe. Die Whigsreformatoren haben ihn der Furchtſamkeit und der Schwäche beſchuldigt, die Torys ihn als einen gefährlichen Verbündeten betrachtet, deſſen Eingeſtändniſſe ihre Partei compromittire. Man hat ihn beſchuldigt, er wolle nur aus Eitelkeit ſeine Beredſamkeit glänzen laſſen, ohne den Zweck oder das Reſultat ſeiner Bemühungen in Betracht zu ziehen. Lord Durham antwortete ihm lebhaft und kräftig, und bald nachher erhob der Herzog von Richmond,

alle patricischen Ideen mit Füßen tretend, seine großmüthige Stimme zu Gunsten des Volks.

Die Debatten näherten sich ihrem Ende. Lord Plunkett und Lord Brougham, diese zwei großen Talente, vertheidigten nach einander die Grundsätze der Freiheit und der Gerechtigkeit. Bis auf diesen Tag Nebenbuhler, schritten sie zum erstenmal auf demselben Wege vor, und schienen an Beredsamkeit sich übertreffen zu wollen. Lord Plunkett fand in einem der von seinem Gegner angewendeten Beweggründe einen erhabenen Text. „Canning, sagt ihr, wäre der von uns in Vorschlag gebrachten Bill entgegengewesen. Befragt ja die edlen Schatten nicht, die uns selbst nicht sagen können, was sie denken! Legt ihnen ja keine Sprache unter, die sie verwerfen würden. Unsere Pflicht erheischt, die Frage in dem Zustande, in dem sie sich befindet, aufzufassen, sie unter den obwaltenden Umständen zu beurtheilen. Hoffet nicht, Gespenster gegen uns zu beschwören, Widerscheine des Grabes, die ihr vergeblich anruft, und die euere Kunst über der Gruft der großen Männer schwebend erhalten will! Ehren wir ihre Asche und fassen wir selbst die Lage der Dinge gehörig ins Auge.“ Lord Brougham übertraf sich. Er zeigte die Ungerechtigkeit, sich in den socialen Körper einschleichend, Wurzel darin schlagend, Gesetzeskraft

darin erlangend, sich allen Interessen beimischend, die ganze bürgerliche Gesellschaft umschlingend und sie mit einer Macht beherrschend, gegen die die menschliche Vernunft scheitert. Wahrlich, Burke hat nie etwas Schöneres, als diese letzte Antwort des Lord-Kanzlers, geschrieben oder gesprochen!

Auf diese Weise rückten die wohlthätigen Entwürfe des Whigministeriums dem erwünschten Ziele entgegen, als eine Nebenfrage, die Ungeschicklichkeit der Anführer und der Macchiavellismus der Torys, die Urheber der Bill in jene Minorität warfen, die im Voraus ihre Anstrengungen verurtheilte und ihre Mühen vernichtete. Gleich nachher wurde die Auflösung des Parlaments ausgesprochen. Den Gegnern des Gesetzes entfuhr ein banger Schreckensruf, und die Nation freute sich über diese Handlung der Vorsicht und Gerechtigkeit. Gegenwärtig haben die Wahlen des neuen Parlaments Statt, und Alles veranlaßt den Glauben, die Repräsentation der Volksinteressen werde vollständiger, als je, seyn. Aus Schottland, aus Irland, aus allen Grafschaften Englands erschallt ein und derselbe Ruf: „Die Bill, die ganze Bill, Nichts als die Bill" ist die allgemeine Parole. Edinburg, Dublin und London sprechen sie zugleich aus.

Nachdem wir nun den kurzen Abriß einer so

wichtigen Discussion geliefert haben, wollen wir denselben Gegenstand unter einem andern Gesichtspunct auffassen, ihn philosophisch untersuchen, die gegen die Bill vorgebrachten Beschuldigungen, die Besorgniß unserer Gegner, die Vorwürfe, die sie uns machen, erörtern, und sie dann widerlegen. Wenn wir unsere Feinde sprechen lassen, ihre Reden wiederholen, werden wir die poetische und mystische Beimischung ausscheiden, deren sie sich bedienen, um ihre geheimsten Absichten zu bemänteln. „Nicht das Englische Volk, sagen sie, sondern der Englische Pöbel wünscht diese Reform. Der große Haufe will leben, ohne etwas zu thun, und des Gewinnes Anderer genießen; mit einem Wort, es ist die Democratie, die man von ihrem Maulschloß befreien und auf die Aristocratie stürzen will. Man wirft dieser unwissenden Menge eine Atzung vor, und sagt ihr: euer Einfluß wird wachsen, ihr werdet Mitglieder des Parlaments machen und könnt vielleicht einst selbst darin sitzen. Wer kennt nicht die launenhafte Beweglichkeit dieses Demos,[1]) den der Griechische Aristophan unter den Zügen eines einfältigen Greises darstellte. Seine Ansichten sind ebenso schwankend, wie seine Vernunft. Ein Spielwerk aller Volkswinde ist sein Enthusias-

1) Ein von George Dandin oft gebrauchtes Bild.

mus ohne Grundlage, wie sein Haß. Was er heute will, schlägt er morgen aus. Heute ein Anhänger von Byron und morgen von Pope; er hält es bald mit Aristoteles und Schlegel, bald mit Pitt und Fox, Burke und Horne Tooke. Im Jahre 1821 reichte er neunzehn Petitionen zu Gunsten der Reform ein, 1822 zwölf, 1823 neunundzwanzig; im J. 1824 erlosch dieser Eifer, und das schöne Feuer verglimmte. Im Jahre 1830 blieb er stumm; plötzlich aber erfaßte ihn ein Reformationsfieber, und nun waffnete er sich mit sechshundertundfunfzig Petionen und betäubt uns mit seinem Geschrei. Wie soll man Vertrauen haben zu einer so unstandhaften Masse, wie diesem blinden Coloß gehorchen? Worauf soll man trauen, auf sein fünfjähriges Schweigen oder auf sein neuerliches Gewimmer? Und seid ihr denn gewiß, ob er in einigen Monaten seiner eigenen Meinung noch seyn wird? Ihr sagt, die Presse sei das Organ der öffentlichen Meinung; das geben wir nicht zu; die ganze Presse ist unter die Fahne der Whigs angeworben. Die Torys haben sich antasten lassen; sie haben keine Häupter, es fehlt ihnen an der habsüchtigen, aufreizenden Ehrsucht, welche die tausend Federn zuspitzt, oder vielmehr die tausend Dolche der Radicalen. Jeder Redacteur eines Journals stellt sich als Volksschmeichler auf, als Höfling

des gemeinen Haufens. Er hofft, Aemter zu erlangen, oder wenigstens Gunstbezeigungen auszutheilen, wenn er die Stimmen der Narren leitet. So gehen die guten Grundsätze, die vernünftigen Doctrinen verloren. Für ein einziges periodisches Blatt, der Art wie der Standard, der John Bull, das Blackwood-Magazine, habt ihr zwanzig brandstiftende Zeitungen, wie der Examiner[1]), die Times, das Morning Chronicle, oder die alte Fackel philosophischen Aufruhrs, der Brander der Zwietracht mit gelben und blauen Flammen, das Edinburgh Review, welches Jeffery, der Lord Avocate of Scotland, redigirt, der ehemals ein Feind der Reform war, und jetzt ihre festeste Stütze ist. Wir Torys, wir vernachlässigen und verschmähen solche Mittel, und haben vielleicht Unrecht. In dem Getöse des Journalismus und dem ehrsüchtigen Gedränge der niedern Classe, welches so heftig aufgeregt wird, wie könnte da unsere Stimme vernehmbar werden?

„Die Zeit wird uns jedoch rächen; von ihr allein erwarten wir, daß die Wahrheit kund werde, und unsere Mitbürger uns Gerechtigkeit widerfahren

---

1) Leigh Hunt, berühmt durch seine radicalen Ansichten und seine Schriften gegen Lord Byron, ist einer der bedeutendsten Mitarbeiter dieses Blattes.

lassen. Sie wird es übernehmen, die Gesetzgeber zu lehren, daß der Volksstimme nachgeben, Schwäche und Feigheit sei; daß es die Pflicht der Regierungen sei, das Gute zu bewirken, ohne die beinah immer irrige Meinung der Regierten um Rath zu fragen; daß wenn eine Institution fehlerhaft ist, diesem abgeholfen werden müsse, ohne sie ganz umzuschmelzen; daß Nichts unpolitischer, unvorsichtiger und gefährlicher sei, als Alles einzureißen, und das Obwaltende zu vernichten, in der Hoffnung, dann wieder aufzubauen; daß endlich der projectirte Neubau unserer Wahlgesetze den Ruin unserer vortrefflichsten Institutionen herbeiführen würde.

„Was in euern Augen ein Mißbrauch ist, ist in den unserigen bloß das Resultat der Weisheit vieler Jahrhunderte. Diese verfallnen Flecken, gegen die ihr declamirt, sind eines der nützlichsten Räderwerke der socialen Maschine. Zählet die talentvollen Männer, die großen Redner, die Staatsmänner, die das Haus der Gemeinen in sich faßt. Der größte Theil dieser Celebritäten haben nur mittels der verfallnen Flecken Eintritt ins Parlament erlangt; alle andere Zugänge zu demselben liegen in dem Reiche der Willkür und Geburt. Lasset doch wenigstens dem Talent und der intellectuellen Macht diesen Weg offen. Unter dem Vorwand, das Unkraut aus

eurem Weizen zu schaffen, vernichtet nicht die fruchtbarsten Aehren. Wenn ihr gewaltsamer Weise die bürgerliche Gesellschaft aus ihrer gegenwärtigen Bahn gerissen habt, wenn ihr die Angeln, auf denen sie sich dreht, die Stütze, welche sie trägt, verschoben haben werdet, was werdet ihr dann thun? welches Mittel bleibt euch? Erinnert euch, daß die Democratie nie einen Schritt gethan hat, ohne ihn zu mißbrauchen, daß alle dem Volke zugestandene Concessionen nur Unterpfänder künftiger Concessionen sind. Jemehr man ihm bewilligt, um so mehr fordert es. Ihr hofft, es aufzuhalten, werdet es aber nicht können. Von einer ersten Concession werdet ihr zu einer zweiten kommen, und von Reform zu Reform in die Auflösung des Staats, in die Anarchie, in das Chaos fallen. Ihr seht ja, Europa ist im Kreisen; wartet doch, bis diese gefährliche Erfahrung Früchte um euch her getragen hat, bevor ihr sie für eigene Rechnung beginnt. Wartet, bis Frankreich die letzten Resultate seiner republicanischen Monarchie eingeerntet und die Lehre erhalten hat, die ihm versprochen und zugesichert worden ist.

„Aber, sagt ihr, die Stimme und der Wille des Volks erheben sich, und fordern diese Reform von uns. Mitglieder des Parlaments, ihr seid versammelt, um in letzter Instanz über die allgemeinen

Interessen zu sprechen, und nicht, um knechtisch euren Gefährten die schwankenden Meinungen eurer Mandatarien zu übertragen. Euer Urtheil muß unabhängig, euere Meinung persönlich seyn; ohne diese Freiheit, ohne diese Festigkeit, ohne diese parlamentarische Unverletzbarkeit würdet ihr keine berathschlagende Versammlung mehr seyn, sondern die Missi dominici, die Geschäftsführer des Pöbels und die Werkzeuge seiner Launen. Es ist daher euere Pflicht, der allgemeinen Meinung zu widerstehen, um nur eurem Gewissen Gehör zu geben, mit Gefahr, eure Popularität, sogar euer Leben, zu verlieren. Jemehr man sich an die constitutionelle Doctrin hält, die wir hier auseinander gesetzt haben, um so mehr vermindert man der Volkstyrannei; sich von jener entfernen, heißt, diese provociren, heißt, der schlechtesten aller Regierungen entgegenschreiten, nämlich der, wo die unwissende Masse im Besitz der Gewalt ist; und dahin geht ihr, diesem Ziele stürzt ihr euch ohne Gewissensbisse entgegen. Ihr sagt dem Parlament, daß das Volk diese Reform wolle; ihr verlangt von ihm, dadurch gegen sein Gewissen zu handeln, daß es dem Volksimpuls gehorche. Um die Veränderung, die ihr verlangt, zu bewirken, wendet ihr eine constitutionelle Kraft, ein moralisches Zwangsmittel an. Das ist der wahre Character aller Revolutio-

nen; sie gehen mit Gewalt zu Werke, und verschmähen das Gesetz.

„Man behauptet, unsere Constitution sei ausgeartet, Intrigue, Bestechung, Verkäuflichkeit, die unrechtmäßige Uebermacht der Krone, die Anstrengungen mehrerer unmoralischer Minister haben ihren Verfall herbeigeführt. Diese Behauptung leugnen wir und stützen uns dabei auf Thatsachen. Wir meinen, daß Fortschritt, nicht aber Ausartung Statt gehabt habe; daß in dem Zustand der Feudal-Civilisation das Parlament nur ein unvollkommnes Gericht gewesen sei, bestimmt, die Rechte und die Streitigkeiten zwischen Vasallen und Baronen zu schlichten. Hat sich denn unser politisches System verschlimmert, seit der Zeit, wo der König allein die Deputirten ernannte, die ins Parlament treten sollten? Und will man uns zu der glückseligen Zeit zurückführen, wo die Hälfte Europas Sclaven waren? Welche Reformen! Welche Ansprüche! Welche irrige Behauptungen! Freilich hat sich unsere constitutionelle Maschine modificirt; sie hat sich den Zeiten gemäß verändert; sie folgte dem progressiven Gang unserer Gebräuche, unserer Civilisation. Beklagt euch nicht; sie hat sich selbst reformirt, statt sich zu zertrümmern, wie ihr es heute möchtet. Jede Regierung ist das Resultat der Sitten; sie ist das Product ei-

ner Masse Gewohnheiten und Gebräuche, mit denen sie sich in Einklang bringt. Ihr, Fabricanten und Erneurer einer Constitution, ihr verwerft diese große Lehre der Zeit, und setzt euer Vaterland Krämpfen aus, die eine gewaltsamere Veränderung immer herbeiführt. Noch vor wenig Jahren wart ihr nicht derselben Meinung. Brougham, Mackintosh, Jeffrey, Lord Russel haben die verständigen Ansichten, zu denen sie sich damals bekannten, und die sie später verleugneten, in ihre Schriften niedergelegt.

„Ihr behauptet, das Volk, dem die Anomalieen unserer Constitution anekeln, empöre sich gegen dieselbe. Eine lächerliche Idee! Eine Nation sollte wegen logischer Fehler aufgebracht werden! Eine Nation sollte verlangen, daß die Prämissen in vollkommnem Einklang mit ihren Consequenzen stehe! Nein, messet diese Strenge der Casuisten nicht den großen Massen bei. Diese insurgiren sich, weil man ihre Leidenschaften aufregt, weil sie unglücklich sind, oder es zu seyn glauben, nicht aber, weil ein Argument ihnen falsch und eine Deduction unzureichend scheint. Ihre Erziehung, sagt ihr, wird vollbracht. Eine traurige Erziehung! die der Zeit- und Flugschriften. Sie lernen bloß die Erfahrung verschmähen, das Wissen verleugnen und das Unmögliche wünschen. Ihre halbe Aufklärung führt sie irre.

Sie begreifen bloß darum die Wohlthat unserer Institutionen nicht, weil sie nicht unterrichtet genug sind, weil sie sich durch den eitlen Außenschein verleiten lassen. Wären sie aufgeklärter, so würden sie ihre Thorheit einsehen, und mit philosophischem Verstande die Mysterien ergründen, mit denen unsere Constitution sich verschleiert. Das Getriebe unserer verwickelten Springfedern würde ihnen nicht verhüllt bleiben, und statt, wie der gemeine Landmann, eine Maschine, die ihn in Erstaunen setzt, zu zertrümmern, würden sie ihren Fleiß darauf legen, sie zu vervollkommnen und zu erhalten.

„Wollt ihr aber nun wissen, worin dieser vermeintliche Unterricht der Volksclassen besteht, so fragt einmal einen Landmann, einen Kaufmann, einen Handwerker? fragt sie, warum sie die Reform wollen? Sie werden euch antworten, sie wünschen sie, um keine Abgaben mehr zu bezahlen, damit das Brod wohlfeiler werde, und wegen anderer dergleichen Ursachen. Was die Beweggründe betrifft, auf die ihr euch stützt, die Anomalieen, die, wenn man euch glauben dürfte, alle Staatsbürger empören, von diesen wissen sie durchaus gar Nichts. Ihr betrügt sie, wenn ihr ihnen sagt, euere Reform werde ihre Wünsche befriedigen; ihr betrügt sie, wenn ihr behauptet, daß das Volk Theil an euren rationellen und philosophischen Phantasieen nimmt. Euere Al-

lianz mit ihm beruht auf einer Hinterliſt. Wenn es wahrnehmen wird, daß euer Plan, weit entfernt, ſeine Lage zu verbeſſern, ſie vielmehr verſchlimmert, werdet ihr ihm vergeblich beweiſen, daß dieſer Plan ſehr vernünftig ſei. Es wird euch vorwerfen, daß ihr es betrogen habt, und das Stück Pergament, auf das ihr das Wort Reform geſchrieben habt, wird der Brandſtiftung nicht Einhalt thun, noch die aufgeregten Wogen beſchwichtigen.

„Ihr wollt uns Furcht einjagen. Nachdem ihr euer Project als eine Wohlthat dargeſtellt habt, wollt ihr es für eine Nothwendigkeit ausgeben. Ihr ſagt uns, man müſſe die Conſtitution reformiren, oder darauf gefaßt ſeyn, ſie zu Grunde gehen zu ſehen. Drohungen von Gemetzel und Brandſtiftung, von Feuer und Blut, erſchallen in unſern Ohren. Wir antworten, man mußte, um dieſem Unglück vorzubeugen, eine Stellung ergreifen gegen die Empörung, nicht aber neben der Empörung; daß ſeit langer Zeit man nicht an die Reform dachte; daß bis zu dem Augenblick, wo die katholiſche Frage die revolutionäre Gährung aufrührte und belebte, das Volk keine Abſicht, keinen Wunſch gezeigt habe, denen ähnlich, die es gegenwärtig kund thut; daß die brandſtiftenden Reden der höchſten und ſträflichſten Capacitäten der Epoche nach und nach das Feuer

angeblasen, und diese moralische Krankheit verbreitet haben; daß das Beispiel einer Nation des Continents ihm eine neue Kraft verliehen, und daß die Furcht vor den Bojonetten Carl X., sich des Gemüths der Englischen Bürger bemächtigend, die revolutionäre Inoculation vervollständigt habe. Wir aber behaupten, daß der Character dieses reformerischen Fiebers ephemerisch sei, und keine Consistenz, keine Dauer habe; es ist eine vorübergehende Krankheit wie die Influenz und der Keuchhusten, ein Modefieber, welches bald verschwinden wird. Aber der Arzt, der das Uebel, welches er heilen soll, nährt, ist eben so verbrecherisch, als abgeschmackt. Die Minister sind die eigentlichen Unruhstifter. Durch eine sonderbare, abscheuliche Verkehrtheit aller Ideen übernehmen es die, deren Mission es ist, die bürgerliche Gesellschaft zu erhalten, zu regieren, zu stützen, Unordnung hineinzubringen. Bewaffnet mit der ganzen ausführenden Macht, mit aller Widerstandskraft, die ihnen zum Wohl des Staats anvertraut ist, verschwören gerade sie sich gegen den Staat. Vergeblich behaupten sie, die Lage der Dinge zwinge sie dazu. Wer einmal der Gewalt nachgiebt, muß darauf gefaßt seyn, der ewige Sclav derselben zu seyn. Man beklagt sich, sagen sie, man ist unruhig. Allein zu welcher Zeit ist man in England nicht un-

unruhig gewesen? Wann ist diese lange Klage unterbrochen gewesen? Sie ist das Erbrecht des Englischen Bürgers. Unsere Constitution ist nun einmal so organisirt. Es liegt darin ein ewiger Gährungsstoff, nicht, um sie zu vernichten, sondern um die Lebenskraft derselben zu erhalten. Dieses Fieber ist ihr Leben. Vermehrt es nicht, reizt es nicht, sondern laßt es von selbst erschlaffen. Hofft nicht, es dadurch zu löschen, daß ihr euch den Launen hingebt, die seine Beweglichkeit und seine thörichte Hitze ihm einflößen. Ihr würdet eins der erhaltenden Elemente unserer politischen Existenz vernichten. Glaubt ihr, daß, wenn im Jahre 1793 die Whigs sich mit dem Volksgeschrei zu Gunsten des Jacobinismus vereinigt hätten, das Heil Großbritanniens nicht gefährdet worden wäre? Auch damals hatte uns eine liberale Revolution das Beispiel gegeben und den Weg abgesteckt. Allein der Englische Patriotismus setzte einen edeln, vernünftigen, mächtigen Widerstand dieser bedrohlichen Auflösung entgegen. Man sah nicht die Regierung die Volksleidenschaften, die anfänglich gefällig und gelehrig sind, bald aber gefährliche, dringende und tyrannische Gehülfen werden, zu sich heranziehen. Zittert, diesen Sclaven mit tausend Köpfen und blutigen Armen in Aufruhr gebracht zu haben. Ihr Urheber der neuen Constitution, er

wird euch stürzen, euer Werk zertrümmern, und bald euch zur Bereuung eurer Unvorsichtigkeit, es aufzurufen, eures Vertrauens zu seinem Dienste, vermögen.

„Schließen wir: Dieses Parlament, welches ihr unvorsichtiger Weise reformiren wollt, bedarf, nach unserer Meinung, durchaus keine Reform. Alle Interessen sind darin repräsentirt. Mögen sie hineingelangen auf schiefem, krummem Wege, der euch dunkel scheint; daran liegt wenig, das Resultat bleibt dasselbe. Es giebt keinen Zweig des Handels, des Gewerbfleißes, so unbedeutend und unbekannt er auch seyn möge, kein so abenteuerliches und entferntes Unternehmen, kein auch noch so unbedeutendes Eigenthum, welches im Hause der Gemeinen nicht ein Organ fände, bereit, die Rechte derselben zu vertheidigen und den Nutzen derselben geltend zu machen. Und welche Vortheile versprechen uns denn die Reformatoren? Sie sagen es nicht einmal. Ersparungen sind ihnen unmöglich; ihr neuerliches Budjet beweist es. Welche Unterpfänder geben ihnen die Beispiele der Geschichte? Welche Hoffnung auf Erfolg finden sie darin für ihre idealische Constitution? Frankreich hat im Juli 1830 diesen künstlichen und abgeschmackten Versuch einer democratischen Monarchie, die unserer neuen Bill nicht ganz unähnlich war, zu Grunde gehen sehen. Es hat sich gegenwär-

tig wieder in das Gestaltlose und Ungewisse der Erfahrung hineingeworfen. Ihr bewilligt Allen das Wahlrecht, die 10 Pf. Sterling jährliche Auflage bezahlen. In Frankreich ist dasselbe Recht denen ertheilt worden, die 50 bis 60 Pf. Sterling bezahlten, und die in der nach diesem Verfahren constituirten Französischen Kammer herrschende Democratie endigte damit, gegen den Thron zu kämpfen und ihn zu zerschmettern. Nicht nur Frankreich, sondern auch Sicilien, Spanien beweisen die Unmöglichkeit, eine Regierung auf die chimärischen Theorieen unserer Gesetzgeber zu basiren. In diesen verschiedenen Ländern haben die Versuche, um dasselbe Resultat zu erlangen, welches man gegenwärtig in England erreichen will, nur auf Metzeleien, Mord, eine abscheuliche Umwälzung abgezweckt, welcher die Rückkehr zum Despotismus folgte. Soll das auch eine verlorene Erfahrung seyn?

„Seht ihr nicht auch, daß die von euch in Vorschlag gebrachten Veränderungen nur der Anfang einer Reihe unendbarer Veränderungen seyn werden, die sich einander verschlingen bis zur völligen Auflösung des gesellschaftlichen Körpers? Das wollen die Whigs nicht eingestehen; aber die Radicalen, die Einzigen, die den ganzen Bereich der Maßregel begreifen, wissen recht gut, worauf sie abzweckt. Daher ihre Freude,

daher ihre Vereinigung mit den Whigs, die sie verabscheuen und bald von sich stoßen werden.

„Ihr sprecht von dem natürlichen Rechte; allein ist dieses von den Corporationen erworbene Recht, dieses Wahlrecht, welches ihr ihnen entziehen wollt, nicht ebenso heilig, als alle andere? Wie wollt ihr sie für diese Beraubung entschädigen? Sie haben ihre Privilegien von ihren Voreltern, von den alten Freibriefen, von begründeten Rechten. Alles, was früher sich zugetragen, ist für sie; es waltet Verjährung zu ihren Gunsten ob. Haben diese Tausende Schlachtopfer nicht das Recht, sich zu beklagen? Statt die Bestechung zu vernichten, den Mißbräuchen der Intrigue und der Verkäuflichkeit bei den Wahlen einen Damm entgegenzusetzen, begünstigt ihr sie. Eure Wähler zu 10 Pf. St. Abgaben werden der Geldverführung noch zugänglicher seyn, als unsere alten legitimen Wähler. Von allen unsern Wahlflecken zeichneten sich gerade bis jetzt diejenigen, die man scot and lot boroughs nennt, durch die gröbste Unmoralität aus, und sie sind nunmehr denselben Anordnungen unterworfen, deren Gewalt man über alle andere ausdehnen will. Liederlichkeit und Ruchlosigkeit herrschen in denselben von jeher. Warum wählt ihr gerade diese als Muster, und schneidet nach demselben Maß alle die zu, die nun eingesetzt werden sollen?

„Unter den Argliſtigkeiten, die ihr anwendet, iſt beſonders eine, die ſtark in die Augen fällt. Das Eigenthum wollt ihr begünſtigen, ſagt ihr immerfort. Ihr vermehrt allerdings die Rechte der Eigenthümer; ihr dehnt aber auch in einem weit ſtärkern Verhältniſſe die Rechte der Güterloſen aus. Euere Wähler zu 10 Pf. St. werden größtentheils Landwirthe, Handelsleute, kleine Zinsbauern ſeyn. Wo iſt nun dieſer vorgebliche, den Eigenthümern des Bodens zugeſtandene Einfluß? Eine ſo geringfügige Abgabe bezahlen, heißt nicht Eigenthümer ſeyn; es iſt kaum ſo viel, um leben zu können. Die wahren Geſetzgeber Englands werden alſo Krämer, Pächter, kleine Rentiers, Gaſtwirthe ſeyn. Dieſen gemeinen Händen übergebt ihr alſo das Scepter des Landes. Ihr wagt zu behaupten, daß das die Mittelclaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft ſeien. Ihr wagt auch noch zu behaupten, daß euere erſte Grundlage das Eigenthum ſei, gleichſam als ob die Bewohnung einer, einer Steuer von 10 Pf. Sterling jährlich unterworfenen Wohnſtelle das Eigenthum conſtituire, als ob man inmitten des geſellſchaftlichen Körpers dieſe ſo wenig aufgeklärte, ſo wenig wohlhabende, habſüchtige, ehrſüchtige, unruhige, gefährliche Unterabtheilung claſſificiren könnte.

„Wir würden nicht fertig werden, wenn wir

alle Gefahren, alle in eurer Bill aufgehäufte Fehler aufzählen wollten. Dadurch, daß ihr die Zahl der Englischen Mitglieder des Hauses der Gemeinen vermindert, und die der Schottischen und Irländischen desselben Hauses beibehaltet, habt ihr das verhältnißmäßige Gleichgewicht zwischen diesen drei Classen Repräsentanten vernichtet. Was Schottland betrifft, so mag das wohl keine Gefahr haben; aber in Irland, wo fünf Sechstheile der Bevölkerung Katholiken sind, welche Resultate müßt ihr da nicht von euern Doctrinen und ihrer Entwickelung erwarten? An die Stelle der vernichteten protestantischen Flecken werden katholische Wähler, über die O'Connell disponirt, gesetzt werden. Dublin wird 1800 Votanten haben, von denen 1400 Katholiken seyn werden; zwei Drittel der Irländischen Mitglieder des Hauses der Gemeinen werden von demselben O'Connell gewählt werden. Dann wird der König von England keinen furchtbarern Unterthan haben. Bewaffnet mit dieser Gewalt, mit dieser übermäßigen, gehorsamen, blinden, fanatischen Masse, welchem Ministerium würde er da nicht die Spitze bieten? Welche Revolution würde ihm unmöglich seyn? Welcher Monarch könnte ihm widerstehen?

„In Folge dieser Reform verbannt ihr 116 Torymitglieder aus dem Parlament. Ihr vernichtet

dieſe dem Gleichgewicht des Staats nothwendige Partei. Der Whigeinfluß allein wird herrſchen, oder vielmehr die Macht mit dem Radicalismus theilen, deſſen Anſehn immer wachſen wird, und deſſen unvermeidliche Eingriffe zuletzt den Whigismus ſelbſt in Schrecken ſetzen werden. Vielleicht wird eine ſchwache Gruppe Torys ihren ohnmächtigen Kampf auf den Trümmern der alten Conſtitution fortſetzen; er kann aber nicht lange dauern. Des Anſehens beraubt, geſchwächt, verſtümmelt, wird dieſe politiſche Partei am Ende gezwungen ſeyn, ſich mit den Whigs, ihren alterthümlichen Feinden, zu vereinigen. Dieſe radicale Maſſe, welche gegenwärtig kein Gewicht hat, mehr lärmend, als thätig, mehr declamirend, als furchtbar iſt, wird ſich mit den gemeinſten und gefährlichſten Güterloſen verbinden. Durch euere wohlfeilen Wähler, eure 10 Pf. St.-Votanten, durch das ſchlecht unterrichtete und übelgeſinnte, verführte Volk geſtützt, wird ſie ſich plötzlich bis zu einer Wichtigkeit, bis zu einer gigantiſchen Präponderanz erheben. Der Radicalismus allein wird die Oppoſition bilden. Ihr, die ihr heute die Lebensprincipien Englands angreift, ihr werdet dann auch gezwungen ſeyn, euch zu vertheidigen. Eure Stellung wird dann eine andere ſeyn. Lange Beherrſcher des Hofes und des Königs werdet ihr euch endlich von dem wahren Jacobinismus verdrängt

sehen. Dann wird das selige Zeitalter eintreten, wo der Jacobinismus Ansehen am Hofe haben und ihm das Ohr des Königs zu Gebote stehen wird. Ein vortreffliches, goldenes Zeitalter! Jack Cade wird ohne Nebenbuhler herrschen. „Fort, schreit er schon in seiner Freude, verbrennt alle die alten Pergamente! Das Gesetz bin ich! Englands Parlament spricht zu euch durch meinen Mund.[1])"

Der Art sind die Argumente unserer Gegner; wir haben sie nicht zu schwächen versucht. Diese kühnen Sophismen haben eloquente Organe gehabt, und in die erste Reihe müssen wir das Quaterly-Review stellen, welches diesen Behauptungen zwei seiner Bände widmete. Wir wollen sie nach einander vornehmen und untersuchen.

Daß Alles in der Lage bleiben könne, worin es sich befindet, daß der Zustand Englands gedeihlich sei, daß die alte Wahlart Niemand unzufrieden mache, dieß sind Behauptungen, aus denen alle Argumente der Antireformer gezogen werden; es sind aber offenbare Unwahrheiten. Daß man die Segel nicht einziehen müsse, wenn es stürmt, dieß ist ein anderes Torysemprincip, welches man durchaus nicht zulassen kann. Daß der Sturm von dem Ministerium, und

---

1) Shakspeare, Eduard III.

nicht vom Volke komme, daß einige Schriftsteller und einige Regierungschefs das Bedürfniß der Reform in die Nation geworfen haben, das wird wohl Niemand glauben wollen. Auf solche Weise entstehen Revolutionen nicht; sie brechen nicht von selbst aus. Von fern her vorbereitet, durch leicht zu erkennende Symptome veroffenbart und kundgethan, werden sie nicht von einigen Flugschriften aufgeregt, kann ein Staatsmann oder Federmann nicht Urheber derselben seyn. Alle Zeitschriften der Welt würden nur schwachen Einfluß haben auf eine ihren Ideen feindlich gesinnte Masse. Das moralische und politische Uebel Englands fällt in die Augen. Und gestehen es nicht unsere Antagonisten selbst? Unsere ungeheure Staatsschuld, der fieberhafte Zustand der öffentlichen Meinung, die Bewegung in Irland beweisen das genugsam. Es ist also eine Abhülfe nothwendig. Wir bringen sie in Vorschlag.

Allerdings, die Ereignisse, welche Europa seit dreißig Jahren beunruhigten, der Triumph der Kosaken, die heilige Allianz, die Bourbons in Frankreich und in Spanien, haben diese unüberwindliche Bewegung eine Weile aufgehalten; allein dieser einstweilige Damm hat den von ihnen eingezwängten Strom nur mit noch mehr Heftigkeit herangewälzt. Dieser natürlichen Ursache muß man das Schweigen Großbritan-

niens und seiner scheinbaren Ruhe seit zehn Jahren beimessen. Unglücklicher Weise mußte diese falsche Stellung sich verändern. Herr von Polignac hat das Signal gegeben, und der öffentliche Geist folgte seinem nothwendigen Lauf. Man halte es nur ja nicht für möglich, mit kleinen Ansichten eine so fruchtbare, große Epoche beurtheilen zu können. Allen politischen Männern zum Trotz tritt eine große Veränderung ein. Wir leben in einem Zeitraum des Uebergangs und des Kampfes, einem unglücklichen Zeitraum für diejenigen, die sie zur Welt kommen und sterben sieht, einem seltsamen für die Geschichte, einem wunderbar poetischen in seiner Bewegung. Die materielle Civilisation ist maßlos gewachsen. Der Reichthum der Individuen, ihre Bedürfnisse, ihre Aufklärung, ihr Gewerbfleiß haben verhältnißmäßig zugenommen. Der alte Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft zerfällt wurmstichig nach allen Seiten hin; was er in sich faßt, reicht über ihn hinaus; er genügt seiner Bestimmung nicht mehr, zerbricht von selber. Die ehedem so einfachen Interessen haben sich verwickelt, die ehedem begrenzten Begriffe sich ausgedehnt. Die Pflicht des Gesetzgebers ist, diesen zu engen Rahmen breiter zu machen, ihn den neuen Nothwendigkeiten anzupassen, mit einem Wort, ihn zu reformiren. Wenn wir diese Reformen nicht be-

werkstelligen, wird sie eine Revolution werden; wenn wir das lecke Schiff nicht ausbessern, werden wir durch den Schiffbruch bestraft werden. Ja, die sociale Crisis ist höchst bedrohlich; der aus dem Feudalstand hervorgegangene monarchische Stand hat seine Laufbahn vollendet. Wir umwandeln uns, und die kranke Gesellschaft wirft ihre Haut ab, wie die Schlangen. Ein neuer Geist, eine neue Seele bemächtigt sich des menschlichen Geschlechts. Wir geben sie ihr nicht. Gott ist der Herr. Es geziemt uns nicht, diese Krämpfe zu stillen, diesen mächtigen Hauch auszulöschen, dem Schicksal der Welt Schweigen zu gebieten. Aber wenn wir uns in seinen gebieterischen Willen fügen, wenn wir, um uns gegen seine gefährlichen Wirkungen zu schützen, ihn annehmen, wenn wir alle Vortheile desselben benutzen, werden wir unsere Pflicht als Menschen und Staatsbürger erfüllen.

Die Unwissenheit der Torys in dieser Hinsicht entsteht aus ihren Interessen und ihren Gewohnheiten. Sie leben in einer abgesonderten Gesellschaft, bilden einen isolirten Kreis, eine mit ihren andern Landsleuten unverbundene Gruppe, und glauben daher aufrichtig, sie seien der Staat. Ihre Verachtung für Alles, was nicht in ihre Sphäre tritt, ist ungeheuer, unausdrückbar. Verblendete Besitzer einer usurpirten Macht, betrachten sie ihre Usurpation als

ein Recht. Zufrieden mit ihrem Zustande, glücklich, auf Kosten des Gemeinwesens zu leben, wie sollten sie die Leiden des Volks auch nur ahnen? Sie haben großes Unrecht, sich Erhalter zu nennen. Ist nicht ein Dieb, welcher meint, sich den Besitz seines Raubes sichern zu müssen, ein großer Erhalter? Uns, dem Englischen Volk, gebührt dieser Titel.

Wir wollen aber zum Spaß alle die von diesen Sophisten beschwornen Gespenster in ihr Nichts verwandeln, ihre Chimären vernichten. Sie belehren uns, daß die verfallenen Flecken der einzige Weg sei, der dem Talent zugänglich ist, und es in das Haus der Gemeinen zu bringen vermag. Wir antworten, daß das Talent sich immer seinen Weg bahne, und daß es in einem rationellen und moralischen Wahlsystem, statt, wie ehemals zu krummen und verkäuflichen Mitteln Zuflucht zu nehmen, sich geradezu der Wahl des Volks hingeben wird, weil dieses von nun an sein Patron ist. Was die Launen des großen Haufens betrifft, dem die Mitglieder des Parlaments nicht als Sclaven folgen müssen, so sind wir ganz gewiß der Meinung unserer Gegner; allein Gesetzgeber müssen nicht den Launen des Volks, sondern der Stimme der Zeit folgen. Die gerechten Forderungen und die billigen Ansprüche müssen sie zu unterscheiden wissen. Ihre Pflicht ist, ihre Epoche zu studi-

ren, und ihrer Geschmeidigkeit, der Scharfsicht ihres Geistes geziemt es, sich Einsicht zu verschaffen, ob die Petitionen ihrer Committenten im Recht und in der Vernunft gegründet seien, oder nur auf einer eitelen Phantasie, auf einem moralischen Fieber, wie die Torys sagen, beruhen. Kein Zweifel, daß das Haus der Gemeinen eine unabhängige Versammlung bilde. Allein diese Unabhängigkeit müßte nicht so weit gehen, es von allen Nationalinteressen und Wünschen zu isoliren. Das wäre gleichsam, als wolltet ihr, ein Englisches Gericht richte uns nach Aegyptischen oder Hellenischen Gesetzen und Begriffen. Ich füge hinzu, daß das Parlament und seine souveränen Entscheidungen gerade darum vorhanden sind, um sich auf die Veränderungen einzulassen, welche die Zeit herbeiführt, und den Uebergang unserer Institutionen aus einem Kreis in den andern zu unterstützen.

Auf die verwickelte Frage, ob sich die Englische Constitution mit der Zeit verschlimmert oder verbessert habe, antworten wir, nicht als Parteimänner, welche die schwierigsten Räthsel stolz zu lösen meinen, sondern als Philosophen und aufrichtige Beobachter. Gewisse Theile unserer Institutionen haben sich verschlechtert, gewisse andere im Lauf der Jahre viel gewonnen. Die mehrsten haben Umwandlungen erlitten, die sie ganz unkenntbar machen. Aus der Feu-

dalgeſellſchaft hervor haben ſich ſogar Freiheitskeime in unſere Geſetze gemiſcht; wir wollen ſie ſorgfältig erhalten oder entwickeln. Was die zahlreichen, evidenten, gegenwärtig unerträglichen Spuren der Barbarei betrifft, die wollen wir ausmerzen. Das iſt nun unſer Verbrechen. Mit Gutem oder mit Gewalt, erzwungen oder auf geſetzlichen Wegen, durch unſere Hände oder durch die Hände unſerer Söhne ſoll dieß Verbrechen vollbracht werden; die Nachwelt wird es eine Wohlthat nennen.

Man triumphirt über das, was wir als erſte Urſachen allgemeiner Unzufriedenheit andeuten, die Anomalien und die Widerſinnigkeit, von denen unſere in Kraft ſtehenden Geſetze ſo viele Beiſpiele liefern. Man ſucht, uns fühlbar zu machen, wie lächerlich es iſt, einer Nation ſolche dialectiſche Strenge beizumeſſen. Welche Philoſophie hat aber je beſſere Schlüſſe gefaßt, als der geſunde Volksverſtand! Wo giebt es einen geſchicktern und ſcharfſichtigern Caſuiſten, als den Erhaltungs-Inſtinct, aus welchem alle Induſtrieen hervorgehen, auf dem die Civiliſation ſich bezieht? Gewiß, der Mann des Volks weiß nicht, unter welche Ariſtoteliſche Categorie er euere Schlüſſe und die ſeinigen bringen ſoll; wohl aber weiß er, daß die Adeligen allein im Beſitz ſind, Repräſentanten in das Haus der Gemeinen zu ernennen, und daß folg-

lich seine Interessen hintangesetzt werden. Er weiß nicht, welches statische oder mechanische Gesetz verlangt, ein auf schlechte Grundlage gebauetes Haus solle mit seinen Trümmern den Kopf seiner Bewohner zerschmettern, aber das natürliche Resultat dieses schlechten Baues kennt er gar gut. Die scientivischen Ausdrücke fehlen ihm. Führt ihn nicht irre in der Abstraction; er würde Nichts davon verstehen; im Grunde aber weiß er mehr als ihr über die Grundgesetze, welche die Welt regieren. Das Boot ist leck; er kalfatert es, und versteht Nichts von der Hydraulik. Der Block dreht sich nicht; er schmiert ihn ein. Das Tau, statt rechts zu ziehen, zieht links; er verändert seine Richtung. Er verbessert Anomalieen; und doch ist er grob, wild, ungebildet, unwissend; die Elemente der Metaphysik sind ihm unbekannt.

Alle diese Vernunftschlüsse fallen also in sich selbst zusammen. Es ist durchaus nicht die Rede davon, dem Geschrei der Empörung nachzugeben, oder der Rebellion einen Nahrungsstoff zuzuwerfen, sondern durch nothwendige und erforderliche Concessionen einer aus Uebelbefinden entstandenen Unzufriedenheit Einhalt zu thun. Dem Strome widerstehen, oder unthätig zu bleiben, ist unglücklicher Weise nicht möglich. Die ernsthaftesten, die verständigsten Geister, Lord Brougham, Lord Russel haben es gefühlt. Un-

sere Gegner gleichen dem, der zu einem Kranken sagen würde: Halte dich ruhig, es hat Nichts zu bedeuten, es wird vorübergehen. Mittlerweile erschöpft sich das Leben, die Zufälle verwickeln sich, und der Kranke stirbt.

Ewig sich in demselben fehlerhaften Kreis herumdrehend, und sich über die großen Ereignisse, welche Europa zerarbeiten, verblendend, urtheilen die Torys immer, als ob England, isolirt inmitten der Welt, den Gegenstoß nicht gefühlt hätte. Man sollte glauben, es seien Taube inmitten eines Orchesters. Ihrer Meinung nach ist Alles ganz ruhig; und doch beginnen die Politik, die Moral, die Philosophie, die Geschichte eine neue Laufbahn. Wehe ihnen, wenn sie das Steuerruder der Angelegenheiten wieder erfaßten. Wer sich nicht seiner Zeit anpaßte, ist von ihren triumphirenden Rädern zerschmettert worden. Blickt auf Julian, den Philosophen, auf die heidnischen Kaiser, blickt sogar auf den großen Napoleon, das antike Genie, gepaart mit einer ganz neuen Civilisation; sind sie nicht im Kampfe untergegangen? Ihr nun, die von der Natur dieses Genie, dieses Talent, diese Macht nicht erhalten habt, ihr werdet noch schmählicher untergehen, wie Carl X. untergegangen ist, wie sein erster Minister gefallen ist. Im Jahre 1793 war die Lage ganz anders, das revolutionäre

Frankreich drohete uns; indem wir uns an unsere alten Institutionen anklammerten, verfuhren wir als vorsichtige Politiker; heutzutage, wo das Schicksal Europas von England abhängt, geziemt es uns, unsere alten Mauern auszubessern, geziemt es uns, nicht das wurmstichige Gebäude wieder aufzubauen, sondern Alles wieder in seine Stelle zu bringen, Ciment in die offenen Spalten zu werfen, den Verletzungen der Jahre endlich die Unterstützungen einer geschickten Kunst und einer vollendeten Erfahrung entgegenzusetzen.

Ueber China.[1])

Alles, was auf die Geschichte des großen Chinesischen Reichs Bezug hat, erscheint uns in einem sonderbaren und mysteriösen Dunkel. Peinigenderes für unsern Europäischen Stolz kann es aber nicht geben, als diese Unwissenheit, in der wir uns noch in Bezug auf die größte Nation der Welt befinden.

---

1) Ein Auszug aus der Untersuchung der zur Prüfung der Ostindischen Compagnieangelegenheiten und des Großbritannischen Handels mit Ostindien und China erwählten Comitee des Parlaments.

Daß die Chineſen ſich wenig um uns bekümmern, iſt leicht begreiflich. Sie ſind an ihr Land, das ſo groß iſt, wie die Hälfte von Europa, gewöhnt, deſſen Bevölkerung wenigſtens 140 Millionen Einwohner beträgt; ſie können unſere kleinen Staaten mit 20 oder 30 Millionen Seelen, und die nicht größer ſind, wie einige ihrer Provinzen, verachten.[1]) Außerdem machen ſie wenig Reiſen. Wir im Gegentheil, die wir Alles wiſſen wollen, wir, die die Neugierde bis ans äußerſte Ende der Welt treibt, warum bezweifeln wir noch Alles, was uns über China erzählt wird?

Seit einigen Jahren jedoch iſt der Schleier zum Theil gelüftet. Während Stauntons Feder uns die Trübſale und Bedrückungen der Engliſchen Geſandten Macartney und Amherſt treu beſchrieben hat, haben Chineſiſche, zu Paris überſetzte Romane uns mit den Leidenſchaften und häuslichen Intriguen der Bewohner Chinas bekannt gemacht. Jetzt verdanken wir der ans Engliſche Parlament gerichteten Unterſuchung

---

1) Die Provinz Kianou iſt ebenſo ſtark bevölkert, wie Frankreich; die Provinz Houkouan zählt zwei Millionen Seelen mehr, und es giebt noch zwei andere Provinzen, deren jede ſo ſtark bevölkert iſt, wie die Brittiſchen Inſeln, und das nach der niedrigſten Schätzung.

über die Angelegenheiten der Ostindischen Compagnie und über das Handelsmonopol mit China, in dessen Genuß jene Compagnie ist, einen ansehnlichen Zuwachs zu unsern unvollkommenen Kenntnissen. Mehr als viertausend Fragen sind an Reisende oder Kaufleute, die mit China in Beziehung stehen, gerichtet worden. Die Antworten sind nun zwar nicht immer befriedigend, ja zuweilen widersprechend; jedoch findet man in den Erzählungen eines einzigen Reisenden wenigstens die unbestreitbare Superiorität, daß man die Zeugnisse von zwanzig oder dreißig Personen, die wegen ihrer Interessen die Angelegenheiten von ganz verschiedenen Seiten auffassen, vergleichen kann. Wir wollen versuchen, einen Abriß davon zu liefern, obgleich der Versuch höchst kühn ist, auf wenigen Seiten den Inhalt von zwölf Bänden zusammenzuziehen, und wo einem außerordentliche Schwierigkeiten aufstoßen, wenn man so viele ohne alle Ordnung hingeworfene, so complicirte Gegenstände betreffende Fragen auffassen und in kurzem Abriß darstellen will.

Die vor den zwei Untersuchungscommissionen citirten Zeugen stimmen alle darin überein, daß die Chinesen ein merkwürdiges, handeltreibendes und gewerbfleißiges Volk sind. Einige haben sie mit den Juden verglichen, von denen sie sich jedoch unterscheiden in Hinsicht auf ihre Neigung zum Ackerbau und

ihrer Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden. Die Liebe zum Gewinn ist der einzige gemeinsame und characteristische Zug dieser beiden Völker. Bei den Chinesen bemerkt man den Castengeist und die eingewurzelten Vorurtheile nicht, die bei den andern Nationen Asiens ein unübersteigliches Hinderniß gegen jede neue Einrichtung bilden. Man bezeichnet sie uns vielmehr als geneigt, alle Erzeugnisse ihres Landes auszuführen, und dasjenige anzunehmen, was man ihnen dagegen bietet, ohne ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu richten, als auf den Preis und die Qualität der fremden Waaren. Es kommt ihnen nichts darauf an, ob sie mit zu Manchester verfertigten Stoffen bekleidet sind, wenn ihnen nur der Preis ansteht. Die Chinesische Regierung befolgt dagegen ganz andere Principien. Sie hegt ein solches Mißtrauen gegen die Fremden, vorzüglich aber gegen die Engländer, deren neuere Eroberungen sie kennt, daß sie eine Menge von Abgaben und Monopole einführt, und fest darauf beharrt, dem Europäischen Handel nur einen einzigen Hafen zu eröffnen. Ja man macht sogar die Bemerkung, daß die Stadt Canton zu diesem Zweck sehr schlecht gewählt ist. Ihre excentrische und von der Hauptstadt entfernte Lage macht jede Reclamation unmöglich, und vermehrt die Transportkosten ins Innere so beträchtlich, daß die

Provinzen des Nordens faſt aller Europäiſchen Waaren beraubt ſind, während die ausgeführten Erzeugniſſe aus dem nämlichen Grunde vertheuert werden. Glücklicherweiſe iſt kein Volk ſo geſchickt, wie die Chineſen, den Zügeln zu entſchlüpfen, die ſie in Hinſicht des Handels binden ſollen. Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, davon einige Beiſpiele anzuführen.

Die Handelsquellen Chinas ſind ſehr ausgebreitet. Es iſt bekannt, daß es bis jetzt das einzige Land iſt, das den Thee erzeugt. Es iſt wenigſtens das einzige, wo er in ſo großer Menge gebaut wird, daß er der ganzen einheimiſchen Bevölkerung und mehrern Millionen Fremden zum beſtändigen Getränke dient. Herr Crawfurd hat den Thee in Cochinchina anbauen ſehen, auch in Tonquin und Japan, wie er verſichert; aber er behauptet, er ſei außerhalb China von viel geringerer Qualität. Ein in Braſilien gemachter Verſuch ſcheint von beſſerm Erfolg geweſen zu ſeyn, denn ein in Holland etablirter Theehändler, der in Rio Janeiro erzeugten und von dort angeſiedelten Chineſen zubereiteten Thee getrunken hat, verſichert, dieſer Thee wäre ebenſo gut geweſen, wie der Chineſiſche. Dieſer Verſuch iſt leider nicht im Großen gemacht worden, und es fragt ſich noch immer, ob die Bereitung der Theeblätter ohne Verluſt in einem Lande vorgenommen werden kann, wo der

Taglohn viel theurer ist, wie in China. Das letztere Land wird also noch Jahrhunderte lang den für die Consumtion der ganzen Welt nöthigen Thee liefern.

Der Theestrauch wird mehr oder weniger in ganz China gebaut. Vorzüglich gut gedeiht er unter dem 25. bis zum 32. und 33. Grad der Breite, in bergigen Gegenden und am Abhange der Hügel. Im Verhältniß zum Ort, wo er wächst, ist der Thee von sehr verschiedener Qualität. Es verhält sich mit dieser Pflanze, wie mit dem Weinstock. Obgleich dieser auf einer großen Strecke Landes gebaut wird, so ist er doch in ganz nahgelegenen Orten sehr verschieden. Ebenso wie mit dem Weine in den Weinländern, wird auch der beste Thee in großer Menge ausgeführt, und wirklich kostet der Transport eines Pfundes guten Thees, wie beim Wein, nicht mehr, wie ein Pfund schlechten Thees. Außerdem sind es hauptsächlich die reichen Leute, die sich die fremden Erzeugnisse weit herkommen lassen, und aus demselben Grunde trinken daher die nehmlichen Leute, die den besten Champagner trinken, auch den besten Thee. Das gewöhnliche Getränk des Chinesischen Volks ist eine sehr schlechte Art Boëthee[1]). In Bezug auf

1) Wir haben Gelegenheit gehabt, den Thee zu kosten, den Herr Jaubert aus dem Lande der Kalmuken mitgebracht hat. Es ist eine Art Kuchen,

die verschiedenen Qualitäten des Thees ist zu bemerken, daß, während einige Botaniker den grünen Thee als eine wirklich verschiedene Art vom Boéthee betrachten, sehen ihn die Kaufleute von Canton einstimmig als eine einfache Varietät an, die aus der Cultur, Bereitung oder der Zeit entspringt, in der die Blättererndte gehalten wird. Der grüne Thee, den man in ganz Rußland, in den Vereinigten-Staaten, in Calcutta und in einigen Städten des Continents von Europa verbraucht, kommt aus den Provinzen von Kiang-Nan, Kiang-Si und Che-Kiang. Der schwarze Thee, der nach England ausgeführt wird, kommt von Fokien, mit Ausnahme eines Drittheils, von der Qualität des Boéthees, der aus dem nordwestlichen Theile der Provinz Canton kommt, aus dem Districte Wo-Ping. Man hat in den Districten, aus denen der schwarze Thee kommt, grünen Thee gemacht und viceversa. In der Provinz Fokien pflückt man beim Beginn des Frühlings einen

---

oder schlechten Thees, der in einen thonigten Teig gemengt ist. Gießt man kochendes Wasser darüber, so entwickelt sich ein ähnlicher Geruch, wie der, welcher bei einem Sommerregen aus der Erde aufsteigt. Dieß Getränk klebt an der Zunge, und würde selbst dem gemeinsten Europäischen Bauer ungenießbar erscheinen.

Theil der Knospen vom Strauche und bereitet daraus den Pekoethee, welcher der gesuchteste ist von allen. Ein Theil dieser Knospen wird mit den besten Blättern des Congothees vermischt, um ihn wohlschmeckend zu machen[1]). Der nach Rußland ausgeführte Thee ist Pekoethee, ein wenig mit andern Blättern vermischt. Anfangs Mai werden die nun ganz entfalteten Blätter zum erstenmal gepflückt, sechs Wochen darauf zum zweitenmal, und endlich gegen das Ende des Sommers zum drittenmal. Diese letzte Ernte liefert den schlechtesten Thee, sowohl in Hinsicht der Kraft, als des Geschmacks. Die ersten beiden Ernten werden mehr oder weniger mit Pekoethee vermengt, und sind die besten Qualitäten. Die Einwohner Fokiens bauen den Thee in großer Menge in kleinen Gehägen. Die von einer Familie gepflückten Blätter werden hierauf auf den Markt getragen, wo sie von einer gewissen Menschenclasse gekauft werden, die sie dann zubereiten. Sie trocknen die Blätter anfangs unter einer Bedeckung an der Luft, dann in einem geheizten Ofen. Die Theehändler wählen und scheiden dann die verschiedenen Qualitäten. Nach ge-

---

1) Daher schreibt sich vielleicht die Meinung einiger Reisenden, daß man den Thee mit den wohlriechenden Blüthen des Olivenbaums parfümire.

schehener Trennung trocknet man ihn vollends aus und verschickt ihn in Paketen, auf deren Außenseite die verschiedenen Qualitäten bezeichnet sind. Sowohl beim grünen, als beim Boéthee giebt es mancherlei Varietäten. Die leichtesten Blätter werden von den übrigen durch eine Schwingmaschine abgesondert, und aus ihnen besteht der Hysonthee. Der Geschmack, der die verschiedenen grünen Thees unterscheidet, kommt, wie man sagt, davon her, daß man die Blätter auf eisernen Platten leicht dörrt, und sie dann auf denselben reibt, um sie zu rollen. Dieß muß mit vieler Geschicklichkeit geschehen, gewöhnlich unter der Leitung gewisser Fabricanten, die im Solde von Theehändlern stehen.

In Hinsicht der Zeit der verschiedenen Ernten, der Zahl derselben und in Bezug auf einige Hauptpuncte der Zubereitung des Thees, scheint man in den Provinzen nicht auf gleiche Art zu verfahren. Ueber diese verschiedenen Puncte sind in der That die Schriftsteller, die über diesen Gegenstand geschrieben, und die Zeugen, die in der Untersuchungscomitee davon gesprochen haben, nicht gänzlich einverstanden.

Der Thee gewährt von allen Erzeugnissen Chinas den vortheilhaftesten Handel, weil dieß Land im Besitz des Monopols desselben ist. Die Gesammtmasse, die nach Europa und America ausgeführt

wird, sowohl über Rußland, als Canton, beläuft sich auf keine geringere Summe, als 70 Millionen Englische Pfund [1]), welches zum niedrigsten in Canton einen Umsatz von 5,500,000 Pf. Sterling herbeiführt. Auch rohe Seide, vorzüglich aber verarbeitete, baumwollene und Nankinstoffe, Zucker, Zinnober, Cochenille, Kampher, Rhabarber, Porzelän, Schildkrötenschalen, Muskat, Chinesisches Papier, Glaskörner, schön lackirte Sachen, Bambus, Matten und andere geringfügige Dinge werden ausgeführt. Der von den Engländern gekaufte Thee beträgt ebenso viel an Werth, wie alle andere Artikel, die sie aus China ziehen.

Sehr viele und für die Chinesen höchst wichtige Gegenstände werden nach China eingeführt. Lange Zeit hindurch bezahlten die Europäer den Thee, den sie kauften, mit Gold und Silber. Diese Metalle waren in China sehr gesucht, wo es nur wenige Mi-

---

1) Nämlich nach Rußland . . . . 28 Millionen.
England und den Engl. Colonieen 30 „
Vereinigten-Staaten . . . . . 7 „
Holland . . . . . 3 „
Deutschland und den andern Theilen des Continents . . . . . 2 „

Totalsumme 70 „

nen giebt. In den letztern Jahren hat man bisweilen Münzsorten, ja sogar einheimisches Geld, Sycee genannt, ausgeführt, was streng verboten ist. Die kostbaren Metalle sind jedoch in China immer noch viel seltener, als in Europa, und in dieser Hinsicht wird China wahrscheinlich immer vom Auslande abhängig seyn.

Ein Handelszweig, der seit Kurzem eine große Ausdehnung gewonnen hat, ist der mit Opium, den die Chinesen ebenso viel, wenn nicht noch mehr, wie die Türken, gebrauchen. Dieß Gift ist durch die Chinesischen Gesetze verboten; aber man kann damit so leicht Contrebande treiben, und die Leidenschaft der Chinesen aus allen Classen für dieß unheilbringende Getränk ist so groß, daß sich die Consumtion seit zehn Jahren verdreifacht hat. Das in China gebrauchte Opium kommt aus Bengalen, und bildet eine der reichhaltigsten Einkunftsquellen der Indischen Compagnie. Der Verkauf des Opiums war ein Monopol, und da die Compagnie Mittel besaß, um die Quantität zu kennen, die nach China ausgeführt wurde, so kann man versichert seyn, daß folgende Proportion richtig ist.

Jahre	Kisten	Werth in Spanischen Piastern.
1818	4850 . . .	4,159,250
1819	4600 . . .	5,583,200

Jahre	Kisten	Werth in Spanischen Piastern.
1820	4770	8,400,800
1821	4628	8,314,600
1822	5822	7,988,930
1823	7032	8,515,100
1824	8655	7,619,625
1825	9621	7,608,205
1826	9969	9,610,085
1827	9475	10,356,833.

Zu dieser Anzahl muß man noch 5 bis 600 Kisten Opium aus der Levante rechnen, der viel schlechter, wie der Indische ist, den man aber darunter mischt. Im Ganzen beträgt die Consumtion des Opiums in China gegenwärtig den Werth von 70 oder 75 Millionen Franken, ungefähr 13 bis 14,000 Kisten. Nach dieser letzten Zahl kämen ungefähr im Verhältniß zu 140 Millionen Einwohnern auf 10,000 eine Kiste. Die Kiste enthält ungefähr 150 Pfund, und es kommt also ein Pfund auf 66 Individuen. Daß die Einfuhr dieses Gegenstandes so zunimmt, muß man ohne Zweifel dem Umstand zuschreiben, daß, wenn man sich einmal an den Gebrauch des Opiums gewöhnt hat, man die Dosis immer vermehren muß, bis man endlich in den Zustand der Trunkenheit gelangt, nach dem man strebt, während man von der andern Seite dieser schädlichen Gewohn-

heit nicht ungestraft entsagen kann. Es ist wirklich sehr merkwürdig, daß der Werth des nach China eingeführten Opiums sich fast so hoch beläuft, wie der Werth des ausgeführten Thees.

Außerdem werden nach China noch hauptsächlich eingeführt wollene und baumwollene in England fabricirte Zeuge. Die erstern werden hauptsächlich in den Provinzen des Nordens gesucht, wo der Winter äußerst streng ist; der Umstand jedoch, daß der einzige, den Fremden offene Hafen im Süden liegt, trägt sehr viel zur geringen Ausdehnung dieses Handelszweiges bei. Außerdem bestehen noch sehr viel beträchtliche Abgaben zur Beförderung der inländischen Fabriken, so schlecht wie sie auch nach der Aussage aller Reisenden seyn mögen. Im Durchschnitt beläuft sich der Werth der im Jahr 1828 nach Canton eingeführten Wollenstoffe auf 618,412 Pf. St. Sie kommen alle aus den Englischen Manufacturen, denn sie werden theils von den Engländern dahingebracht, theils von den Americanern, die sie in England kaufen. Der Werth der andern Europäischen Manufacturwaaren belief sich in demselben Jahre auf 245,082 Pf. St. Dieser Handelszweig ist vielmehr seit einigen Jahren sehr in Abnahme, und hat den fremden Kaufleuten im Allgemeinen wenig Vortheil dargeboten. Der Vorzug der Europäischen Stoffe

jedoch vor denen in China fabricirten ist so bedeutend, daß dieser Handel ohne die von der Chinesischen Regierung verordneten Einschränkungen eine große Ausdehnung gewinnen würde, und wenn es der Menge der Waaren wegen nicht so schwierig wäre, dieselben einzuschwärzen. In Java und Indien haben die inländischen Fabriken, gerade wie die in China, die Concurrenz mit den Europäischen nicht aushalten können. Die in diesen Ländern ansässigen Chinesen haben zuerst das Beispiel gegeben, sich in Englische Stoffe zu kleiden, und man darf vermuthen, daß es in China ebenso seyn würde, wenn eine gänzliche Handelsfreiheit es den Einwohnern gestattete, sich ihre Waaren daher zu verschaffen, wo sie dieselben am wohlfeilsten einkaufen können.

Die andern nach China eingeführten Gegenstände sind für den Handel dieses Landes von geringer Bedeutung. Es sind hauptsächlich Erzeugnisse aus Indien und dem Indischen Archipel, wie Tripangs [1]),

---

1) Der Tripang, im Englischen seaclug, (Meerschnekke) ist eine Molluske von dem Genus der Holothurien, welcher sich in den Gewässern des Indischen Archipels, bei Ceylon und der Insel Maurice gefunden, und in China viel gegessen wird. Vor zwei oder drei Jahren führte man von demselben aus dem Indischen Archipel für eine Million Tha-

Gewürznägel, Pfeffer, Betelnüsse, eßbare Schwalbennester, Sandelholz, Elfenbein, Perlen, Zinn, Salpeter u. s. w., oder von den benachbarten Inseln, wie Reiß und Korn, von Manilla und Formose. Auch führt man dahin einige minder wichtige Europäische Erzeugnisse, wie Metalle, hauptsächlich Eisen, oder einige Manufacturwaaren, wie Taschen- und Wanduhren. Dieß Letzte könnte ein Gegenstand von Wichtigkeit werden, denn bei den reichen Chinesen ist es Sitte, immer zwei Uhren zu tragen. Bis jetzt erhalten sie mehr Englische Uhren, als solche, die auf dem Continent fabricirt sind, weil die Uhrenverkäufer in Canton diese letztern nicht ausbessern.

Wir sind nun andeutend die Hauptausfuhrartikel des Chinesischen Reichs durchgegangen; wir wollen nun sehen, mit wem und wie sie diesen Handel betreiben.

Man muß in China zwei ganz verschiedene Handelssysteme unterscheiden. Eines Theils handeln die Chinesen selbst mit ihren Nachbarländern, andern Theils wird der Handel von Europäern oder von Nationen Europäischen Ursprungs betrieben. Die ein-

---

ler aus. Diese Summe hat sich seitdem noch vermehrt; aber man kann nie so viel liefern, als gefordert wird.

zelnen Artikel dieser beiden Handelsclassen sind fast die nämlichen, nur die Reglements und restrictiven Maßregeln sind sehr verschieden.

Alle Jahre gehen von China aus nach Sincapore, Cochinchina, Java, Japan eine Menge mit Kaufmannswaaren beladene Junken, und so auch nach allen benachbarten Ländern. Es ist ein sehr belebter Küstenhandel, ungeachtet der schlechten Bauart der Junken und der ungeheuern Haverei, die daraus hervorgeht. Der Zoll, welchen die Regierung von diesem Handelszweig bezieht, beträgt kaum zwei Drittel von dem, was die Europäer bezahlen müssen. Den Chinesen entspringt ein sehr großer Vortheil aus dem Umstande, daß sie in die verschiedenen Häfen ihres Landes fahren dürfen, während die Fremden auf den Hafen von Canton beschränkt sind. Diesem Handelszweige wird noch durch die große Menge Chinesischer Emigranten, die sich in den verschiedenen Theilen der benachbarten Länder aufhalten, eine große Ausdehnung verliehen. Ein Reisender, Herr J. Crawfurd, welcher hinter einander in Calcutta, Penang, Sincapore gewohnt, hierauf nach dem Königreich Ava als außerordentlicher Gesandter und auf mehrere Inseln des Indischen Archipels ging, hat der Untersuchungscommission eine Art Emigrationsgeschichte der Chinesen zugestellt. Dieß Bruchstück scheint so

viele merkwürdige Thatsachen zu enthalten, daß es wohl ganz übersetzt zu werden verdient. Es ist folgender Art in dem Bericht der Comitee aufgeführt.

„Die ausgewanderten Chinesen kommen aus den nämlichen Provinzen, mit denen der auswärtige Handel getrieben wird, wie Canton, Fokien, Chekien und Kiannon. Aus den beiden letztern Provinzen sind jedoch die Auswanderungen nicht so häufig. Sie scheinen sich auf Tonquin und die Philippinischen Inseln zu beschränken. In alle benachbarte Länder Chinas begeben sich die Auswandrer, wo sie nur irgend ein Unterkommen und Schutz finden. In einigen Ländern jedoch legt man ihnen aus politischen Gründen Hindernisse in den Weg, oder schließt sie gänzlich aus; außerdem werden sie durch die weite Entfernung oder wegen Mangel an Platz entmuthigt. Wie die Europäer, sind sie aus politischen Gründen von Japan gänzlich ausgeschlossen; aus ähnlichen Gründen hat auch Cochinchina wenig Anziehendes für sie. Von den Holländern und Spaniern, die Java und die Philippinischen Inseln beherrschen, werden sie mit mißtrauischen Augen angesehen. Die große Entfernung und hauptsächlich die zahlreiche und gewerbfleißige Bevölkerung hält sie von den Englischen Besitzungen in Hindostan entfernt, wo man nur einige

Schuhmacher und andere Chineſiſche Handwerker antrifft, und das nur in den Städten Calcutta, Madras und Bombay. Wie ich gehört habe, iſt neulich eine kleine Anzahl nach der Inſel Maurice gegangen.

„Jeder Emigrant verläßt China in der Abſicht, dahin zurückzukehren; aber nur wenige ſind im Stande, dieß Project in Ausführung zu bringen. Die Ausgaben bei einer Emigration, in Ländern wenigſtens, wo ſie an der Tagesordnung ſind, ſind eine Kleinigkeit. Die Ueberfahrt in einer Chineſiſchen Junke von Canton nach Sincapore koſtet ſechs Spaniſche Piaſter, und von Fokien neun. Dieſe geringe Summe wird gewöhnlich erſt vom erſten Gewinnſt der Emigranten bezahlt, und ſelten vorher. Die Emigranten ſind, wie ich glaube, gewöhnlich aus der Claſſe der Tagelöhner und Handwerker. Ihre Ausrüſtung für eine Reiſe beſteht gewöhnlich in weiter nichts, als aus dem Kleid, was ſie anhaben, und einem Paket mit alten Kleidern, aus einer Matratze und einem ſehr ſchmutzigen Kopfkiſſen, auf welche ſie ſich legen. Sobald ſie angekommen ſind, ändert ſich ihre Lage ſehr merklich. Sie finden ihre Landsleute und wahrſcheinlich ihre Verwandten oder Freunde. Es fehlt ihnen in einem, dem ihrigen ähnlichen Lande nicht an unmittelbarer Anſtellung, wo noch dazu die Handarbeit

dreimal theurer bezahlt wird, wie in China, während die nothwendigsten Bedürfnisse noch einmal so wohlfeil sind.

„Die Chinesen üben eine geistige und physische Superiorität aus über alle Nationen und Völkerschaften, unter denen sie sich niederlassen. Ein Chinese ist ungefähr zwei Zoll größer, wie ein Siamese, und drei Zoll, wie ein Einwohner von Cochinchina, ein Malaie oder Javaneser. Er ist stark und gut gewachsen. In Hinsicht ihrer Geschicklichkeit und ihres Scharfsinnes, üben sie eine noch bei weitem auffallendere Superiorität aus. Den Beweis davon ersieht man aus einer Vergleichung des Tagelohns der verschiedenen Einwohnerclassen, wo sich solche vereinigt finden. Zu Sincapore z. B. steht der Lohn der Arbeiter der verschiedenen Handwerker in folgender Proportion: für einen Chinesen monatlich acht Piaster, für einen Eingebornen von der Küste Coromandel sechs, für einen Malaien vier. Die Arbeit des ersten also schätzt man 1/3 höher, wie die des zweiten, und 100 Procent mehr als die des dritten. Noch größer ist der Unterschied bei Arbeiten, zu denen Geschicklichkeit und Talent erfordert wird. Ein Chinesischer Zimmermann verdient monatlich zwölf Piaster, während ein Indischer nur sieben verdient, und ein Malaischer Dachdecker oder Holzhauer (denn

Zimmerleute vermag diese Nation gar nicht zu stellen), verdient nur fünf.

„Die verschiedenen Classen der Chinesischen Emigranten halten sich nicht allein von den andern Bewohnern abgesondert, sondern auch von sich selbst. Zwischen den eigentlichen Chinesen der verschiedenen Provinzen existirt eine große Verschiedenheit des Characters und der Sitten. Die aus Fokien maßen sich eine größere Feinheit der Manieren über die übrigen an, und unter den Emigranten aus der Provinz Canton kann man wieder drei Classen unterscheiden, die aus der Stadt Canton selbst und der Umgegend, die aus Macao und von den andern Fluß-Inseln, und diejenigen, welche aus den gebirgigen Districten dieser nehmlichen Provinzen sind. Die erstern sind, wenn sie nicht Handel treiben, die besten Handwerker, und beim Bergbau am Besten zu gebrauchen. Ihrer bedient man sich hauptsächlich in den Silberminen von Tonquin, in den Goldminen von Borneo und auf der Malaischen Halbinsel, wie auch in den Zinnminen dieses letztern Landes und in denen von Banca. Die Chinesen von Macao und den andern Inseln stehen bei ihren Landsleuten in geringer Achtung, die dritte und zahlreichste Classe aber steht im Range am tiefsten. Sie widmet sich der Fischerei und Schiffahrt. Aus ihr haben die Europäer bisweilen ihre Matro-

sen recrutirt, wenn es gerade zufällig nöthig war. Sie sind die lärmendsten und undisciplinirtesten unter allen Chinesen. Noch eine andere Classe von Chinesen giebt es, die sich im Reiche der Birmanen niedergelassen hat, und sich von denen, von welchen ich eben gesprochen habe, merklich unterscheidet. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Emigranten aus der Provinz Canton, die ein Mittel gefunden haben, zu Meer nach Ava zu gehen, sind alle aus der Provinz Yunan, und so viel ich darüber zu urtheilen vermochte, schienen sie mir in Hinsicht der Intelligenz und Industrie den Emigranten von Canton und Fokien weit nachzustehen. Kurz, die gemischten Raçen zeichnen sich vor allen diesen Categorien aus, durch ihre überlegene Kenntniß der Sprachen, Sitten und Gewohnheiten der Länder, wo sie wohnen, während sie in Hinsicht der Gewerbsthätigkeit und Handelsbetriebsamkeit weit unter ihnen stehen. Aus dieser Art Menschen nehmen die Europäer ihre Mäkler und Wechsler u. s. w. Selten findet man unter ihnen Handwerker oder Tagelöhner. Die Chinesischen Emigranten aller Classen betreiben den Ackerbau mit vielem Eifer, jedoch höchst selten, wenn sie es irgend vermeiden können, bloß als einfache Tagelöhner. Sie bebauen und fabriciren fast ausschließlich den Cachou oder die Japanische Erde auf der Meerenge von Ma-

lacca, den Pfeffer zu Siam, den Zucker zu Java, zu Siam und auf den Philippiniſchen Inſeln.

„Oft entſtehen unter den Chineſiſchen Emigranten, die in Hinſicht auf Gewohnheit und Sitte, ja ſogar in Hinſicht auf Sprache und Dialect verſchieden ſind, und die gegen einander Vorurtheile und provinciale Antipathie hegen, Klagen und Streit, der ſich zuweilen mit Blutvergießen endigt. Dieß kann manchmal die öffentliche Ordnung in den Europäiſchen Niederlaſſungen ſtören; aber ich bin überzeugt, daß die Behörden nichts zu fürchten haben, in Hinſicht des Widerſtandes von Seiten der Chineſen. Ich kann verſichern, daß von allen Aſiatiſchen Anſiedlern in unſern orientaliſchen Beſitzungen, ſie den Geſetzen den meiſten Gehorſam leiſten, und den Gerichten die geringſte Beſchäftigung machen, ohnerachtet ſie an Reichthum, ja auch an Zahl die Oberhand haben. Die Chineſiſche Bevölkerung der verſchiedenen nachbarlichen Länder von China ſteht in folgendem Verhältniß:

Philippiniſche Inſeln	15,000
Borneo	120,000
Java	45,000
Holländiſche Niederlaſſung in Rhio, auf der Meerenge von Malacca	18,000
Sincapore	6,200

Malacca	2,000
Penang	8,500
Malaiſche Halbinſel	40,000
Siam	440,000
Cochinchina	15,000
Tonquin	25,000
Totalſumme	734,700

„Der größte Theil dieſer Bevölkerung beſteht aus Perſonen männlichen Geſchlechts, und man zählt im Verhältniß ſehr wenig Frauen und Kinder; ein leicht zu erklärender Umſtand. Die Chineſiſchen Geſetze, welche die Auswanderung im Allgemeinen verbieten, ſind in Bezug auf die Männer nur ein todter Buchſtabe; ſie üben aber eine gebieteriſche Gewalt über die Frauen und Kinder, oder um deutlicher zu ſeyn, Sitte und Volksmeinung verhindern letztere, ihr Land zu verlaſſen. Ich habe unter den Emigranten nie von einer Frau ſprechen hören, und auch keine Chineſiſche Frauen geſehen, außer ein einzigesmal zu Hué, der Hauptſtadt von Cochinchina, wo man mir zwei oder drei als eine Seltenheit zeigte, die man in ihrer Kindheit entführt hatte. Die Emigranten tragen kein Bedenken, die Frauen des Landes zu heirathen, wo ſie ſich gerade befinden, und wenn ſich ihre Abkömmlinge mehrmals unter ſich,

und mit Chineſen verheirathet haben, ſo unterſcheiden ſie ſich von jenen bald nicht mehr, weder in ihren Zügen, noch in Hinſicht ihres Teints. Ueberall, wo ſich die Chineſen ſeit langer Zeit angeſiedelt haben, giebt es eine zahlreiche Creolen-Bevölkerung, wie man ſie ſieht zu Java, Siam, in Cochinchina und auf den Philippiniſchen Inſeln; aber überall, wo ſie ſich ſeit Kurzem auch niedergelaſſen haben, iſt das Mißverhältniß beider Geſchlechter ungeheuer groß. Von 6,200 Chineſen zum Beiſpiel, die in Sincapore wohnen, beläuft ſich die Zahl der Frauen nur auf 360, und der größte Theil unter ihnen ſind nur Chineſen dem Namen nach. Wie die Auswanderung der Chineſen jährlich zunimmt, kann nach der Thatſache beurtheilt werden, daß die Zahl derer, die im Jahr 1825 nach Sincapore auswanderten, 3,500 betrug, und im Jahr 1826 mehr als 5500. Nach dem zu urtheilen, was man mir ſagte, als ich in jenem Lande war, belief ſich die Zahl der Emigranten, die jährlich nach Siam kamen, auf 7000. Auf einer einzigen Junke kamen einmal 1200 dahin. Ich ſelbſt habe zu Sincapore eine geſehen, die mit 900 Paſſagieren beladen war. Die Anzahl derer, die nach China zurückkehren, iſt beträchtlich, aber im Verhältniß zu den Auswanderern ſehr gering. Ja es kommt vor, daß welche zweimal auswandern, und ich habe einige der reichſten

gekannt, die China besucht haben, und mit Titeln zurückgekehrt sind."

Nach Herrn Crawfurd scheint es also, daß es außerhalb China noch eine Chinesische Völkerschaft von mehr als einer Million Seelen giebt, die in beständigen Beziehungen mit dem Mutterlande steht, und das Sonderbare darbietet, daß sie keineswegs einen besondern Staat bildet, sondern sich überall den Gesetzen des Landes unterwirft, wo sie sich befindet. Nach dieser Völkerschaft hat man den Character der Chinesen, ihre Industrie, ihre Neigung, die Sitten und Manufacturerzeugnisse Europas anzunehmen, beurtheilt. Man hat sogar wunderbare, statistische Folgerungen daraus gezogen. So hat Herr Crawfurd nach der Quantität Thee, die eine Chinesische Familie zu Sincapore verbraucht, und in Betracht des Reichthums dieser Colonie, in Vergleich mit China, die Consumtion des Thees in China auf 846 Millionen Englische Pfund geschätzt, ungefähr achtundzwanzigmal soviel, wie in England.[1]) Der nehmliche

1) In Sincapore consumirt eine Familie von sechs Personen 70 Pfund. Herr Crawfurd vermuthet, halb so viel wie in China, weil die untern Classen beider Länder in Hinsicht des Reichthums so gewaltig differiren. Hundert und vierzig Millionen Einwohner würden also ungefähr 846 Millionen Englische Pfund consumiren.

Reisende schätzt den Handel mit China auf Chinesischen und Siamesischen Junken u. s. w. auf 80,000 Tonnen; eine Junke faßt im Durchschnitt 300 Tonnen.[1]) Dieser Handelszweig hat die Aufmerksamkeit der Untersuchungs-Commission sehr auf sich gezogen, wegen der präsumirten, aber oft bestrittenen Möglichkeit, in dem Fall, daß die Chinesen den Fremden ihre Häfen gänzlich verschließen sollten, den Handel mit Canton durch Eingeborne betreiben zu lassen.

Unser Plan war es, nicht weitläufig über den Handel der Europäischen Nationen mit China zu sprechen. Dieß ist ein zu complicirter Gegenstand, um so in wenig Worten abgethan werden zu können. Wir wollen uns begnügen, daran zu erinnern, daß dieser Handel gegenwärtig nur von drei Nationen betrieben wird, von den Russen zu Lande, den Engländern und Americanern zur See. Erstere tauschen über Kiachta, für in Preußen fabricirte Tücher, für Pelzwerk und einige andere Gegenstände, Thee ein, gewöhnlich Karavanen-Thee genannt, der von sehr guter Qualität ist. Der Transport durch Asien

1) Der Handel der Indischen Compagnie mit China belief sich im Jahr 1823 kaum auf 30,000 Tonnen. Die ungeheuere Handelsthätigkeit zwischen Indien und China begann erst im Jahre 1826, und man verschickte auf 54 Schiffen 65,498 Tonnen.

scheint aber so kostspielig zu seyn, daß dieser Handelszweig nicht sehr gewinnvoll ist. Auf diesem Wege kommt aller in Rußland consumirte Thee an. Eine der Untersuchungscommission vorgelegte Urkunde schätzt die Quantität auf 28 Millionen Englische Pfund, was ungefähr der Consumtion in England gleichkommt. Man scheint aber in dieser Beziehung keine officielle Documente zu besitzen.

Der Seehandel, von dem die Russen ausgeschlossen sind, wird auf zweierlei Weise betrieben, auf eine gesetzliche und eine ungesetzliche.

Der gesetzliche Handel wird mit Canton betrieben, wo es den Fremden gestattet ist, in einer Vorstadt zu wohnen. Sie müssen sich an eine Corporation von sieben Kaufleuten wenden, die Hong genannt wird. Diese Kaufleute sind im Fall eines Concurses für ihre Schulden solidarisch verpflichtet; man scheint aber dieß Gesetz nicht stricte anzuwenden. An sie wendet sich die Chinesische Regierung wegen der Bezahlung der Exportationsabgaben, und selbst für die Abgaben anderer Kleinhändler müssen sie garantiren, denen es untersagt ist, Thee, Seide oder Tuch zu verkaufen. Die Indische Compagnie, die im Besitz des Chinesischen Handels mit England und den Colonieen ist, handelt nur mit dem Hong; aber

andere, hauptsächlich Americaner, kaufen ganz offen von nicht autorisirten Kaufleuten, die sich mit der Corporation und der Regierung in Hinsicht der Bezahlung der Abgaben mehr oder minder gut abfinden. Das Einkommen derselben wird auf 650,000 Pf. St. geschätzt, ohne zu berechnen, daß die Staatsbeamten ihre Stellen in der Provinz Canton kaufen, des Gewinnes wegen, der ihnen daraus erwächst. Die Americaner sind in ihrem eignen Lande keinem einzigen Monopol in Hinsicht des Verkaufs des Thees unterworfen, während die Indische Compagnie in den Englischen Besitzungen im Genuß des Monopols dieses Handels ist. Sie erlaubt jedoch den Schiffen, die von Calcutta kommen und mit einem Erlaubnißscheine versehen sind, mit China unter gewissen Bedingungen Handel zu treiben. Alle zu Canton wohnende Engländer sind den Gesetzen der von der Compagnie dort niedergesetzten Commission unterworfen. Es hat sich zuweilen ereignet, daß die Compagnie ihren Handel eingestellt hat, um gewissen Beschwerden von Seiten des Hong oder der Chinesischen Obrigkeiten Einhalt zu thun, ein Mittel, was seine Wirkung niemals verfehlt hat.

Wir wollen hier nicht in eine Discussion der vielen Motive eingehen, die man für und gegen dieß Monopol angeführt hat. Folgendes sind jedoch die

Hauptgründe, auf die man sich von beiden Seiten gestützt hat.

Zu Gunsten des Monopols hat man angeführt, aus dem gegenwärtigen System ginge hervor, daß eine minder große Zahl von Schiffen zum Theehandel verwendet wird, daß sie den nämlichen Anordnungen unterworfen sind, und daß sie unter einer Behörde stehen, woraus den Unordnungen der Matrosen gesteuert würde, und weniger Collisionen mit den Chinesen entständen, weßhalb man schon so oft genöthigt gewesen wäre, den Handel zu unterbrechen. Man führt an, die Compagnie sei viel stärker, als irgend ein Handelshaus, und da sie eine wahre Regierung bilde, könne sie auch kräftiger gegen das Monopol des Hong kämpfen, da nur eine Corporation gegen eine Corporation zu kämpfen im Stande sei. Man begreift, daß die Compagnie so wohlfeil, wie möglich, kauft, und daß sie die Englischen Waaren, die sie nach dem neuesten Freibrief ausführen muß, so theuer, wie möglich, verkauft. Man fügt hinzu, daß, wenn Handelsfreiheit gestattet wäre, so würde sich das Verlangen nach Chinesischen Erzeugnissen so plötzlich steigern, daß der Preis in die Höhe getrieben würde, und die Chinesen vielleicht nicht mehr all den Thee liefern könnten, den man verlangte. Da die Compagnie nur einen Handelscharacter habe, so glaubt

sie sich nicht verpflichtet, den Krieg zu erklären, sobald die Chinesischen Behörden es an Achtung fehlen ließen. Noch mehr, sie überläßt der Englischen Regierung die Abgaben vom Thee, eine Abgabe, die sich auf 32 Millionen Pf. St. beläuft, und die einzucassiren sehr schwer halten würde, wenn der Theehandel frei wäre.

Alle diese Gründe bleiben nicht unbeantwortet. Als Muster stellt man auf den freien Handel der Americaner, der sich eines immer glücklichen Fortgangs erfreut, und die kürzlich die Holländer auf ihren eignen Märkten ausgestochen haben. Ein von der Englischen Regierung ernannter, mit hinlänglichen Vollmachten versehener Consul könnte, wie von mehrern bezeugt wird, die Disciplin unter den Englischen Matrosen aufrecht erhalten und den Chinesischen Behörden Widerstand leisten. Neben der Handelsfreiheit könnte die Compagnie auch ihren Handel forttreiben, und ihre ungeheuern Capitalien würden ihr demungeachtet immer ein großes Uebergewicht verschaffen. Ihre Schiffe sind, mehrern in der Schiffahrt Kundigen zufolge, zu groß für den Handel, und der Transport des Thees würde auf einfachen Kauffahrern viel wohlfeiler bewirkt werden können. Mehrere glauben, daß mittels der Eröffnung der Handelsfreiheit mit China die Englischen Erzeugnisse

viel größern Absatz erlangen würden; Andere behaupten, in dieser Beziehung könne nicht mehr geschehen, als schon geschehen sei. Auch glaubt man, China könne bei weitem noch mehr Thee liefern, weil die Consumtion der Fremden in dieser Beziehung, im Vergleich zu der der Chinesen, selbst viel zu gering ist. Als Beispiel führt man Indien an, wo seitdem die Häfen auch den Einzelnen offen stehen, der Handel eine viel größere Ausdehnung gewonnen hat. Endlich legt man darauf noch Gewicht, daß, wenn die Englischen Kaufleute den Theehandel betreiben dürften, sie die Häfen des Continents damit versehen würden, wie es die Americaner thun, und darauf, daß das Monopol der Compagnie den Preis in England über den natürlichen Werth steigert, die Consumtion verringert und jährlich eine Summe von 1 ½ Million Pf. St. kostet. Einige schätzen diese Summe sogar noch höher.

Dieß ist eine Skizze dieser so complicirten Discussion. Diese wichtige Frage, die wir nicht zu entscheiden wagen, ist noch unentschieden und wird im nächsten Jahre besprochen werden, denn der Zeitraum des Freibriefes der Compagnie nähert sich seinem Ende.

Der Handel der Holländer mit China war niemals blühend. Ungeachtet aller Anstrengungen der

Niederländischen Compagnie, in welcher sogar der König mit Actionär ist, und welche große Privilegien genießt, oder, wie Einige behaupten, zufolge dieser Privilegien, hat der directe Handel Hollands mit China gegenwärtig aufgehört. Der in Holland consumirte Thee wird von den Americanern dahingebracht.

Der ungesetzliche oder Contrebandenhandel wird in China mit außerordentlicher Geschicklichkeit betrieben. Die ungeheure Menge Opium, von der wir schon gesprochen haben, wird auf keine andere Art dorthin eingeführt, und dieser Schleichhandel wird fast immer in Einverständniß mit den Chinesischen Behörden getrieben. Hauptsächlich betreiben die Engländer und Americaner wieder dieses Geschäft. Will man eine Idee von dem Schleichhandel in China haben, so sehe man nur in die Berichte der Untersuchungscommission, wo einem folgende an einen Opiumhändler gerichtete Fragen aufstoßen werden.

Nachdem er den Ankergrund beschrieben hat, wo er sich grade befand, 150 Meilen nördlich von Canton, bei einer großen Stadt, mit einem Schiff unter Spanischer Flagge und vierzig Mann, fragt man ihn:

„War der Handel, den Sie betrieben, durch die Chinesischen Gesetze autorisirt? — Nein; aber ich habe ihn offen getrieben. — Wie hoch wird sich wohl

der Totalwerth des Salpeters und Opiums belaufen, den Sie auf einer Reise verkauft haben? — Von meiner zweiten Reise habe ich 132,000 Piaster mitgebracht, theils in Spanischen Piastern, theils in Syceemünze. — Haben Sie der Regierung von Ihrer Ladung einen Zoll bezahlt? — Ich habe niemals Zoll bezahlt; aber ich wußte, daß die Beamten der Regierung ungefähr 20 Piaster von jeder Kiste Opium erheben, was selbst die Chinesen bezahlen. — Haben Sie niemals gelandet? — Sehr oft, fast alle Tage, und wo ich wollte. — Wurden Ihnen bei dieser Gelegenheit Hindernisse in den Weg gelegt, oder wurden Sie von den Chinesischen Behörden oder dem Volke übel behandelt? — Niemals; man hat mich im Gegentheil immer sehr artig aufgenommen. Sie luden mich zu sich ein, wo sie mich mit Thee und Bonbons bewirtheten."

Kurz, wenn man die viertausend der Untersuchungscommission des Englischen Parlaments ertheilten Antworten liest, so drängt sich einem die Ueberzeugung auf, daß der Handel mit China immer größere Ausdehnung gewinnen wird, theils mittels der von den Chinesen in Bezug auf die Fremden getroffenen Dispositionen, oder durch ihre Thätigkeit und ihren Eifer für den Handel, theils weil die Englischen Niederlassungen in Asien alle Tage beträchtlicher werden,

und die Europäiſche Bevölkerung daſelbſt immer mehr ſteigern wird. Vielleicht tragen auch einige Veränderungen in dem Syſteme der Indiſchen Compagnie, in Bezug auf China, oder die Eröffnung des Handels mit dieſem Lande für alle Engliſche Kaufleute dazu bei, daß die Einfuhr der Europäiſchen Waaren beträchtlicher wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſer Handel mit dem Ausland, den die Chineſiſche Regierung aus politiſchen Gründen beſchränkt, ihr in anderer Hinſicht ſehr vortheilhaft iſt, und daß er für das Chineſiſche Volk ebenſo nothwendig iſt, wie für die Europäer ſelbſt. Denn das Opium iſt für die Einen das, was für die Andern der Thee iſt, ein Getränk, dem ſie ſchwerlich wieder entſagen können. Eine einzige Unterbrechung im Theehandel richtet eine Menge Menſchen zu Grunde, die Kaufleute von Canton, die Kaufleute im Innern, wahrſcheinlich viele Theepflanzer, hauptſächlich diejenigen, welche ſich auf die Cultur des feinern Thees legen. Und wenn es jemals nöthig ſeyn ſollte, die Waffen zu ergreifen, um den Handel mit China aufrecht zu erhalten, oder ihn auf einen freiern Fuß zu ſetzen, ſo würden zwei verſchiedene Arten des Kriegs entſtehen, deren eine nur einen glücklichen Wechſel erzeugen könnte. Die Städte ſind nur höchſt ſchwach befeſtigt, und noch ſchlechter durch eine höchſt unkriegeriſche Bevölkerung

bewacht, die noch immer von ihren nördlichen Nachbarn bezwungen worden sind, und keine Antipathie gegen die Fremden hegen. Als man Jemand über diesen Punct befragte, sagte er, die allgemeine Meinung der Cantoner Kaufleute laute dahin, daß 30,000 Engländer auf ihrem Marsch nach Peking auf dem ganzen Wege kein Hinderniß finden würden. Ein Seekrieg würde noch viel leichter seyn, denn ein Kreuzzug von einigen Schiffen würde den ganzen Handel der Chinesen mit den benachbarten Ländern vernichten, sowie den ebenso lebhaften, welchen sie in ihrem eignen Lande von einem Hafen zum andern betreiben, wie ein solcher Kreuzzug auch den so vortheilhaften Handel von Canton vernichten müßte. Es ist zu hoffen, daß man zu solchen Maßregeln nie seine Zuflucht zu nehmen brauchen werde, und daß sich das alte Chinesische Reich allmählig den Anforderungen seiner neuen Nachbarn fügen wird, die augenscheinlich mehr auf den Handel Bezug haben, als auf die Politik.

Reise nach Terre-Neuve [1]).

Aus dem Französischen des Herrn Eugen Ney.

Ich war in Begriff, nach den Vereinigten-Staaten abzureisen, [2]) als Herr Brue, der zum Gouverneur der Inseln Saint Pierre und Miquelon ernannt worden war, mir den Vorschlag that, mich nach seiner neuen Residenz mitzunehmen. Das nahm ich an, obgleich man mir Terre-Neuve und was dazu gehört, als ein trauriges Land schilderte; ich konnte aber die Reise in keiner angenehmern Gesellschaft machen, als in der des Herrn Brue, Commandanten der Corvette, die uns dahin bringen sollte. Am 28. April 1828 fuhr ich also auf der Corvette Ceres von achtzehn Kanonen von Brest ab, in Begleitung der Gabare Chameau und zweier Goeletten von acht Kanonen, der Bearnaise und der Mesange.

Als wir am 17. Mai unter 52° 21′ Länge und 45° 32′ Breite waren, weckte man mich auf, um mir einen Eisberg zu zeigen, der sich grade vor unserm Steuerbord befand. Wir waren etwa eine halbe Meile davon, und der Wind, der von dieser

1) New-Foundland.

2) M. s. diese Zeitschrift sechstes Heft 1831.

Seite uns anblies, erstarrte Alles am Bord. Er mochte ungefähr 350 bis 400 Fuß hoch und eine halbe Wegstunde breit seyn. Der ganzen Schiffsmannschaft, welche diese Gewässer noch nicht befahren hatte, gewährte dieß ein ebenso neues Schauspiel, wie mir. Auch in den folgenden Tagen sahen wir dergleichen, und unter andern einen vier Wegstunden breit und 1200 Fuß hoch. Man hätte glauben sollen, es seien aus dem Meere emporsteigende Inseln, und Morgens und Abends gewähren diese glänzenden, von den Strahlen der Sonne vergoldeten Massen ein prächtiges Schauspiel. Wir sahen Meerschweine, Blasfische und Wallfische, und nachdem wir einige Kabeljaue an der großen Bank gefischt und einige nicht scharf geladene Kanonen auf friedliebende Schiffe abgeschossen hatten, die nichts gethan hatten, als daß sie ihre Flagge nicht aufgezogen, kamen wir am 24. Mai um 4 Uhr Abends bei der Insel Saint Pierre an, und warfen den Anker beim Cap l'Aigle aus.

Es war sehr kalt, und nach dem Schnee, der noch die Spalten der Felsen füllte, war zu erachten, daß der Winter sehr streng gewesen war. Wir waren drei Tage um diese Inseln herumgefahren, ohne uns nähern zu dürfen, weil ein so beständiger Nebel herrschte, daß wir nicht von einem Ende des Schiffs

bis an das andere ſehen konnten; am 27. aber gegen 2 Uhr hellte ſich der Himmel auf, und wir erblickten eine halbe Stunde weit rechts die Küſten von St. Pierre mit Schnee bedeckt. In der Erwartung, das ſchöne Wetter werde anhalten, fuhren wir dreiſt in die Felſen hinein; allein plötzlich umhüllte uns der Nebel, und wir geriethen dadurch in eine ſehr ſchwierige Lage. Wir zogen einige Segel ein und fuhren weiter, nach dem Grand Colombier ausſchauend, einer hohen, eine Inſel bildenden Felſenmaſſe, die wir vor uns haben mußten. Wir ſahen auch bald den weißen Schaum der Brandung, wendeten uns rechts und fuhren zwiſchen dieſen Klippen und der Inſel Saint Pierre durch, eine ziemlich gefährliche Engfahrt, beſonders wenn man nicht ſehen kann. Alle fünf Minuten ſchoſſen wir eine Kanone ab, um den Hafencapitän und den Lootſen herbeizurufen; allein das Schwierigſte war vollbracht. Plötzlich, gleich einer Decorationsveränderung in der Oper, zerſtreute der Wind den Nebel, und wir befanden uns auf guter Fahrt zwiſchen zwei ſteilen, felſigen Küſten. Eine Menge Böte mit Ruderern und Segeln umgaben uns, unter andern auch das des Lootſen, der an Bord kam und uns glücklich durch gefährliche Fahrwaſſer auf die Rhede von Saint Pierre brachte.

Zuerſt blickten wir nach der Stadt, von der

wir ungefähr eine Meile entfernt waren; allein was man davon über die Brücke hinaus gewahr wurde, gewährte eben kein freundliches Schauspiel. Am Fuße der mit Felsstücken bedeckten Berge standen etwa hundert hölzerne, düstere Häuser von traurigem Anblick. Ein kleiner Thurm deutete die Kirche an, neben einem Hause von ziemlich gutem Anschein, welches, sagte man uns, der Regierungs-Palast sei; aber nicht die geringste Bewegung auf der Straße, kein Mensch zu sehen, und im Hafen lagen nur fünf bis sechs Briggs. Welcher Art auch das Land seyn mochte, an welches ich anlandete, ich sehnte mich, auszusteigen.

Die Installation des neuen Gouverneurs, Herrn Brue, hatte Tages darauf Statt. Gegen Mittag verließ er nebst dem Commandanten die Corvette, und fünf Kanonenschüsse von der Stadt her verkündeten dort seine Ankunft. Die Ceres beantwortete solche sogleich. Er wurde mit all dem Pomp empfangen, der in Saint Pierre zu erwarten war, und auf dem Gouvernement und auf allen Schiffen im Hafen wurde die Flagge aufgezogen.

Cassini beschrieb im Jahre 1778 die Inseln Saint Pierre und Miquelon, als er die Breite des Fleckens Saint Pierre bestimmte, folgendermaßen: „Saint Pierre ist eine kleine Insel; ihre größte Länge

mag zwei Wegstunden betragen; Miquelon ist etwas größer. Saint Pierre ist indeß der Hauptort der Colonie. Die Sicherheit seines Hafens zieht viele Schiffe herbei, und es ist dieß wahrscheinlich die einzige Ursache, welche die französische Regierung vermochte, hier die Residenz anzulegen, denn man hat mir gesagt, Miquelon sei weit angenehmer. Ich bin zuweilen im Innern herumgegangen, um das Land und seine Erzeugnisse kennen zu lernen, fand aber nichts als Berge, die man nicht ohne Gefahr erklimmte. Die kleinen Thäler, welche sie trennen, sind nicht zugänglicher. Einige, voller Wasser, bilden eine lange Folgenreihe von Teichen; die andern waren von kleinen Tannen und einigen jämmerlichen Birken verstopft, die einzigen Bäume, die ich im Lande wachsen sah; höhere als zwölf Fuß sind mir nicht zu Gesicht gekommen. Miquelon ist in Hinsicht des Holzes besser versehen. — Die angenehmste Pflanze, die ich in der Insel fand, ist eine Art Thee, wenigstens von den Einwohnern so genannt. Er ist unserm Rosmarin sehr ähnlich, sowohl in Hinsicht des Blattes, als des Stieles. Es giebt noch eine andere Pflanze daselbst, Anis genannt, von der auch ein Aufguß von kochendem Wasser getrunken wird. Hieraus läßt sich leicht erachten, wie sehr die Bewohner dieser

Insel der ersten Bedürfnisse des Lebens beraubt sind, hier, wo kein Korn wächst, und Alles, bis auf die geringsten Gegenstände, von Frankreich kommen muß. Die Häuser sind in einer kleinen Ebene längs dem Meere gebaut. Es giebt kleine Gärten, wo kaum einiger Lattich wächst, der begierig gegessen wird, wenn er noch grün ist. Der Mangel an Weiden verhindert, viel Vieh zu halten; und was frisches Fleisch betrifft, so muß man sich mit Geflügel begnügen. Von Kalbeljau-Köpfen wird Suppe gekocht. Unsere Ankunft auf Saint Pierre wurde durch den Tod eines Ochsen gefeiert, und es war das der schönste Empfang, den die Einwohner uns angedeihen lassen konnten.

„Aus dieser Beschreibung ist zu schließen, daß Saint Pierre bloß als ein Schutzort für Fischer in Noth betrachtet werden muß. Wir haben jedoch dort eine Colonie gegründet."

Seit der Zeit, wo Cassini diese Inseln verließ, haben sie sich sehr verbessert, besonders in Hinsicht der Weiden, die jetzt in der kleinen Insel Nicolo in Fülle vorhanden sind, wodurch sich denn auch der Viehstand gehoben hat. Gegenwärtig, im Jahre 1831, sind daselbst acht landwirthschaftliche Anstalten, 28 Pferde, 380 Ochsen oder Kühe und 400 Schafe und Ziegen. Die Bevölkerung beträgt 800

Seelen an Einwohnern, und 225 an überwinternden Seeleuten, im Ganzen 1025.

Die Insel Saint Pierre liegt unter 58° 35′ W. L. und 46° 46′ 30″ Breite. Fünf Monate im Jahre ist man daselbst von dichten Nebeln umgeben, welche die Sonne selten durchlassen, und fünf andere Monate ist beinah das ganze Land, mit Schnee bedeckt. September und October, und zuweilen auch November, sind sehr heiter. An schönen Tagen sieht man die acht Wegstunden davon liegenden Küsten von Terre-Neuve ganz deutlich, und den Berg Chapeau rouge, der sechzehn Stunden davon liegt. Zur Vertheidigung hat die Stadt bloß fünf Gendarmen, und dreißig Mann auf dem Stationsschiff. Außerdem ist noch eine kleine Landspitze vorhanden, Pointe aux canons genannt, umgeben mit Reisbündeln und Rasen, aus denen drei Kanonen hervorgucken, die zur Salutation fremder einlaufenden Schiffe dienen. Die Engländer verboten uns in ihren Tractaten, mehr zu haben. Die hölzernen Häuser werden größtentheils in Brest verfertigt. Das Gouvernementshaus ist schöner; es hat eine Etage und Mansards. Mittels eines Rasenteppichs mit Palliſaden umgeben und einer bis an den Eingang reichenden Allee kommt man hinein. Die Französischen Wappen sind an die Thür gemalt, und mit

Tonnen, Ankern u. dgl. m. umgeben, welches ihnen den Anschein eines Tabaksbüreaus giebt. Es giebt dort eine Kirche und ein Spital, wo die Kranken von Sanct-Joseph-Schwestern gepflegt werden, einige Laden, drei Billiarde und ein Caffehaus, wo sich gewöhnlich die Marine-Officiere aufhalten. Im Winter ist das ein trauriger Aufenthalt. Alle Verbindungen sind abgebrochen, nicht nur mit Europa, America und Terre-Neuve, sondern auch mit Miquelon und Langlade (Klein-Miquelon). Die Jagd ist die einzige Zerstreuung, die man sich alsdann verschaffen kann; allein zu Ende Aprils kommen schon die Fischerfahrzeuge an. Die Basken sind gewöhnlich die ersten. Um die Mitte Mais langt die Kriegs-Division an, von einer Corvette commandirt. Ehemals schickte man eine Fregatte hin, hat aber darauf verzichtet, weil die kleinern Fahrzeuge in diesen Gewässern bequemer sind. Der Commandant der Division ist auch Inspector der Inseln, und expedirt seine Kriegsfahrzeuge nach verschiedenen Puncten von Terre-Neuve, um unsere Schiffe gegen die Engländer zu vertheidigen, wenn es nöthig wäre. Zu Ende Octobers kehrt er nach Frankreich zurück, bloß eine Goelette zurücklassend, die erst nach der Abfahrt der letzten Fischer zu Ende Novembers zurückkehren darf. Von Ende Mai bis Ende October ist Saint Pierre

sehr lebhaft. Eine groſse Anzahl Schiffe, Banquiers genannt, weil sie den Fischfang auf der groſsen Bank betreiben, trocknen hier ihre Kabeljaue. Die Kriegsschiffe, Französische sowohl, als Englische, kommen auch zum öftern, und der Gouverneur hat immer Officiere an seiner Tafel, die ihm die Langeweile des Winters vertreiben. Die Stationsschiffe von der Havannah verlassen diese Stadt während der Winterszeit, und kommen bis nach Saint Pierre herauf, wo die Kabeljaue und der Sauerampfer in kurzer Zeit die Mannschaft, die beinah immer krank hinkommt, wiederherstellen. Diese Colonie hat vor allen andern, besonders Senegal, Guyana und besonders den Antillen, den Vortheil, vollkommen gesund zu seyn. Was den gesellschaftlichen Umgang der Stadt betrifft, so beschränkt sich dieser auf einige Kaufleute und einige Regierungsbeamte.

Saint Pierre hat, wie bereits erwähnt, viel Wild. Was mich betrifft, so schoſs ich mehrere Silberfüchse, die ich nach Frankreich schickte, wo sie gegenwärtig zu Palatinen und Muffen dienen. Besonders ergiebig war eine Jagd, die ich mit dem Commandanten und mehreren Officieren auf dem Grand Colombier vornahm.

Der Colombier hat bei 400 Fuſs Höhe, und ist gefährlich zu ersteigen, wegen der Erde, des Moo-

ses und der Steine, die unter den Füßen fortrutschen. Da man sich an Nichts anhalten kann, so sind schon mehrere Menschen bis in das Meer hinabgerutscht. Bevor wir daselbst landeten, wurden wir schon von den Tausenden Vögeln geblendet, die um uns herum schwärmten, z. B., weiße Enten, Tauchenten, Pfingstvögel, u. dgl. m. Nichts ist sonderbarer und comischer, als die Physiognomie der sogenannten Calculots.[1]) Sie sehen einen an, und gehen mit ernsthafter Miene vorüber. Wenn sie schon weit weg sind, drehen sie den Kopf um, fliegen noch eine Weile, um einen anzusehen, und setzen sich oft unter den Felsen, auf dem man steht. Man ergreift sie mit der Hand, wenn sie in ihrem Neste sind, und sie fliegen nicht davon, sondern vertheidigen sich mit ihrem Schnabel. Die, welche über einem nisten, stecken den Kopf heraus, und sehen ganz ernsthaft zu, was vorgeht, bis nun auch die Reihe an sie kommt. Die Eier schmecken recht gut, und unsere Matrosen machen recht schöne Eierkuchen davon. Der Kopf des Calculot ist roth und sehr dick im Vergleich des Körpers, das Auge groß und

---

1) Wir haben uns keine nähere Angabe über diese Vogelart aus den vorhandenen Wörterbüchern verschaffen können. A. d. H.

schwarz, der Schnabel von der Seite offen, statt von oben nach unten. Der Leib ist weiß und schwarz, die Flügel sind roth und schwarz, und sehr kurz.

Nachdem wir uns auf dem Colombier zerstreut hatten, blieb ich mit zwei Matrosen allein, um mein Wild aufzuraffen, welches eben nicht leicht war, weil es zuweilen hundert Fuß unter mir herabfiel. Die Calculots kamen zu zwanzig und dreißig sehr geschwind vorüber, und zumal nicht schußrecht, daher sie denn auch nicht leicht zu schießen waren. In einer Stunde erlegte ich dreiundvierzig Vögel, und ich verlor deren viele. Im Ganzen brachte ich vierhundert und zehn Stück zurück, sie waren aber unglücklicher Weise nicht gut genießbar.

Zwei Wegstunden von Saint Pierre liegt Langlade oder Klein-Miquelon. Es hat mehrere malerische Gegenden, unter Andern die Belle riviére, die voller Lachse ist; an den Ufern derselben hat der neue Gouverneur ein landwirthschaftliches Gebäude anlegen lassen. Die Vegetation dieser Insel ist vortrefflich. Sie hat viel Viehzucht, und Ackersleute aus Frankreich wissen den Boden zu benutzen, den man lange jedes Anbaues unfähig glaubte.

Auf den Landcharten wird Langlade noch als mittels einer Engfahrt von Miquelon getrennt bezeichnet, wo das Wasser noch drei bis vier Klafter

Tiefe haben soll, es ist dieß aber irrig; sie waren getrennt, sind es aber nicht mehr. Als Beweis mag dienen, daß ich trocknen Fußes von einer zur andern ging, auf kleinen Hügeln, zwanzig Fuß über das Meer erhaben und mit dem schönsten Gras bedeckt. Ein Englisches von Quebec nach Irland fahrendes Schiff, sich auf seine Charten verlassend, wollte durch diese Engfahrt, strandete darin, und die Küste ist noch mit seinen Trümmern bedeckt.

Wir gingen eines Tages nach Miquelon, um den neuen Gouverneur den Einwohnern vorzustellen. Ich schoß unterwegs einen Wasserwolf, und verfehlte einige Trappen. Die Behörde, drei an Zahl, kamen dem Gouverneur am Strande entgegen. Bei seiner Landung wurde er mit einem Kanonenschuß begrüßt, und der Commissär entschuldigte sich wegen seiner Spärlichkeit damit, daß kein Pulver in der Colonie vorhanden sei. Der Flecken Miquelon besteht aus etwa funfzig hölzernen Häusern am Strande. Miquelon ist die größte von den Inseln, und, wie man sagt, im Winter kälter und der Poudrerie mehr ausgesetzt.

Die Poudrerie ist ein in andern Climaten wenig gekanntes Meteor. Es ist eine Art außerordentlich feinen Schnees, der auch in die versperrtesten Stellen eindringt. Er dringt durch die klein-

sten Ritzen des Mastix an den Fensterscheiben. Der Wind treibt ihn horizontal fort, wodurch große Haufen bei den Mauern und Höhen entstehen; und da er nicht gestattet, in den Straßen die kleinsten Gegenstände wahrzunehmen, oder auch nur die Augen zu öffnen, so kann man kaum von der Stelle kommen, und verliert die Respiration. Mehrere von solchen Stürmen überfallene Menschen verirrten sich, und wurden später, unter dem Schnee begraben, wiedergefunden. Voriges Jahr wollte ein Fischer, dessen Mutter an dem Tode lag, den Wundarzt, der in einiger Entfernung von der Stadt wohnte, holen. Vergeblich versuchte man, ihn zurückzuhalten. Es war Nacht, außerordentlich kalt, und der Schnee wirbelte immerfort. Aus Furcht, sich zu verirren, ging er längs dem Meere hin. So verging die Nacht; der Tag brach an, der Fischer kam nicht wieder, und der Wundarzt hatte ihn nicht gesehen. Als der Schnee schmolz, stieß eine alte Frau mit dem Fuß auf etwas, und blickte hin. Sie sah einen Kopf, dessen Augen und Mund mit Sand verstopft waren; es war der Fischer.

Wenn die Indianer von dieser Poudrerie befallen werden, so setzen sie sich nieder, lassen sich mit Schnee bedecken, schütteln diesen aber von Zeit zu Zeit von dem obern Theil des Körpers ab. Auf diese

Weise leidet man weniger vom Frost, als wenn man dem Wind ausgesetzt blieb, und wenn sich dieser gelegt hat, tritt man gesund wieder hervor.

Wir kehrten zu Pferde von Miquelon zurück. Von Zeit zu Zeit fanden wir einen gewissermaßen gebahnten Fußweg; am öftersten aber ritten wir über die Dünen, wo das Meer die Füße unserer Pferde bespülte, oder in Moräften und Moosen, wo sie bis an die Brust einsanken. Nachdem wir über die Landenge, welche die zwei Inseln vereinigt, hinaus waren, kamen wir an das Cap Percé auf Langlade, wo wir unsere Böte erwarteten, und ungeachtet eines sehr dichten Nebels langten wir glücklich im Hafen an. Hier fanden wir die Englische Kriegsbrigg Manly. Während dieser Jahreszeit kommen die Kriegsfahrzeuge dieser Nation von Zeit zu Zeit, theils von Saint-Jean, theils von Halifax. Auch einige Handels-Galeassen von Boston, und Englische Sloops von Terre-Neuve, mit Holz und andern Waaren langen an.

Terre-Neuve ist, wie man sagt, der zuerst bekannt gewordene Theil von Nordamerica. Im Jahre 874 entdeckten Norweger Island, und gründeten dort eine Colonie. Grönland wurde von ihnen 982 entdeckt, und sie siedelten sich auch dort an. Von hier fuhren einige nach Südwesten, und kamen an ein

Land, wo sie Weinstöcke mit Trauben fanden; sie nannten es Winland. Doctor Morse behauptet, dieses Winland sei Terre-Neuve; man habe es im Jahre 1001 entdeckt, und der Norweger Biorn[1]) sei dort zuerst ans Land gestiegen. Zwischen diesem Lande und Grönland walteten Beziehungen ob, und im Jahre 1121 ging Erich, der Bischof dieser Colonie, nach Winland, um die Einwohner desselben zu civilisirten Sitten geneigt zu machen, weil sie sich beinah noch im wilden Zustand befanden. Dieser Prälat kam nicht wieder nach Grönland zurück, und Winland wurde einige Jahrhunderte ganz vergessen. Es ist allerdings wahr, daß in Terre-Neuve der Weinstock vorhanden ist, und zwar sehr häufig, beinah wie in derselben Breite von Nordamerica, in Neu-England und in Canada. Der Insel Orleans im Lorenzfluß hatte Jacques Cartier den Namen Bacchus-Insel beigelegt, wegen der Menge Weinstöcke, die man daselbst fand. Ein Französischer Reisender schrieb 1748 aus Terre-Neuve: „Die Cantons, welche die Franzosen hier besitzen, haben viele Weinstöcke." Vielen Norwegischen Schriften zufolge ist nicht zu zweifeln, dieses Winland sei Terre-Neuve gewesen.

---

1) Einige schreiben Biurn.

Angrim Jonas, der eine Geschichte von Island geschrieben hat, erzählt, daß im Jahre 1001 ein Isländer, Namens Biorn, auf einer Fahrt von Europa nach Grönland von einem Sturm sehr weit nach Südwesten hin getrieben worden sei, ein flaches Land mit dichten Wäldern entdeckt und bald nachher eine Insel gesehen habe. Er hielt sich jedoch dort nicht auf, und fuhr mit Nordwestwind wieder nach Grönland hinauf, wo er seinen Vater Herljof wiederfand. Diesem theilte er seine Entdeckung mit. Lief, ein Sohn Erichs, ging sogleich mit 35 Mann zu Schiffe, nahm Biorn mit, und steuerte nach dieser neuen Gegend. Das erste Land, was sie trafen, war steinig und unfruchtbar; sie nannten es Helleland, oder Felsland. Hernach entdeckten sie ein niedrigeres, sandiges und mit Wald bedecktes Land, welches sie Markland oder Holzland nannten. Zwei Tage nachher sahen sie abermals Land mit einer Insel im Norden der Küste; es zeigte sich ein großer Fluß, sie liefen in denselben ein, und fanden ihn voller Fische, hauptsächlich schöner Lachse. Die Gebüsche am Strande waren voller süßer Beeren, die Luft war mild und der Boden fruchtbar. Sie kamen an einen See, worin dieser Fluß seine Quelle hatte, und sie beschlossen, den Winter an seinen Ufern zuzubringen. In den kürzesten Tagen sahen sie die Sonne acht Stunden über dem

Horizont, woraus abzunehmen ist, daß der längste Tag, ohne die Morgenröthe zu rechnen, sechzehn Stunden lang seyn mußte. Daraus geht hervor, sagt Angrim Jonas, daß dieser Ort, der unter 49° N. B. im Südwesten von Grönland lag, entweder der Fluß Gander oder eine Bai von Terre-Neuve seyn mußte. Lief kostete die Trauben, machte Wein daraus, und nannte dieses Land Winland tod Gade oder das Land mit gutem Wein.

Zwischen Grönland und Winland entstand nun ein starker Verkehr. Im dritten Sommer, wo es besucht wurde, wurden die Isländer von vielen kleinen Männern mit Bogen und Pfeilen angegriffen, die sie in die Flucht jagten. Sie nannten sie Skröllingers oder Schlittenfahrer. Im folgenden Sommer siedelte sich ein Isländer, Namens Thorfin, dort an, und gründete eine Colonie. Er brachte Hausgeräth und Vieh hin, nebst siebzig Leuten von beiden Geschlechtern. Die Skröllingers besuchten sie, und es wurde ein für die Isländer sehr vortheilhafter Pelzhandel betrieben. Allein seit 1121 erfuhr man, wie Doctor Foster angiebt, Nichts mehr von Winland. Wahrscheinlich stammt die Race Menschen, welche noch jetzt im Innern der Insel lebt, die aber sich von den andern wilden Stämmen des nördlichen Americas sehr unterscheiden, und mit den Skröllin-

gers oder Eskimos, die auf der entgegengesetzten Küste leben, beständig Krieg führen, von den alten Norwegern ab. Pinkerton sagt in seiner Geographie, daß, da Grönland zu America gehört, die Entdeckung dieses Continents zu der Zeit zurückgeführt werden müsse, wo die Norweger im Jahre 982 Grönland fanden, dem bald die Entdeckung von Winland 1003 folgte. Er fügte auch hinzu, die Colonieen wären gediehen, bis die Verbindungen zwischen ihnen durch die Anhäufung des Eises am Pol unterbrochen worden wären. Winland verfiel dann in Vergessenheit bis 1497, wo Jean Cabot es wieder entdeckte.

Im Jahre 1721 faßte ein Norwegischer Prediger, den der Gedanke an die traurige Lage, in der sich die Colonie von Grönland befinden müsse, wenn sie überhaupt noch existirte, gar sehr quälte, den muthigen Entschluß, dahinzufahren. Er landete auf der westlichen Küste, und fand dort einige Ruinen von Kirchen, als einzige Trümmer der christlichen Colonie. Er predigte den Eingebornen das Evangelium und blieb dort bis 1725.

Es ist eine angenommene Thatsache, daß bedeutende Veränderungen zu verschiedenen Perioden in Hinsicht des Eises am Nordpol wahrgenommen wurden. Gewisse Ursachen dieser Erscheinung sind nicht anzugeben. Soll man sie Erdbeben oder Stürmen,

heftigen Bewegungen der sie umgebenden Meere oder beständigen Anhäufungen des Schnees beimessen, weil dadurch das Gleichgewicht gestört wird, und sie gleichsam das Phänomen der Lawinen der Alpen bewirken? Morse, Forster und viele Andere glauben, es sei in dem Clima von Grönland zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Veränderung vorgegangen.

Wenn man Terre-Neuve und die benachbarten Inseln bis Bonnet Flamand untersucht, findet man 16° Länge und 6° Breite, wo die Tiefe des Meeres zwischen 60, 30, und zuweilen 10 Klaftern an Stellen in beträchtlicher Entfernung von einander abweicht, sowohl an den Küsten von Terre-Neuve als an dem Continent von America. Hieraus dürfte man also schließen, daß es Ueberbleibsel einer großen Insel seien, die in früherer Zeit eine Revolution erlitt, wie die, welche 1663 Canada sammt den benachbarten Ländern bis Neu-York erschütterte, und daß der Grund, welcher diese Insel trug, durch diese Bewegung erschüttert wurde, mit Ausnahme der Theile, welche gegenwärtig Terre-Neuve bilden; sie dürften wohl in die Tiefe des Meeres hinabgeschleudert worden seyn, im Verhältniß ihrer frühern Höhe und der verschiedenen Stufen der Festigkeit der Oberfläche, auf die sie in ihrem Sturz stießen. Vielleicht war es auch ein

Theil des Americanischen Continents, denn die Engfahrt Belle-Ile, welche Terre-Neuve von der Küste Labrador trennt, ist nicht viel breiter, als drei Lieues auf einer Länge von funfzehn Seemeilen.

Im Jahre 1500 wurden die Sandbänke, welche Terre-Neuve umgeben, des Fischfangs wegen, von den Europäern besucht. Ein Französischer Reisender schrieb damals: „Bevor die Seefahrer an die große Bank kommen, werden sie durch eine Menge Vögel aufmerksam gemacht. Diese Bänke, erzählt er weiter, sind Berge, die in einer Entfernung von 30, 36 bis 40 Klafter Oberfläche aus dem Meere sich emporheben. Die Länge der großen Bank beträgt 200 Lieues und die Breite 18, 20 und 24 Lieues." Dieß trifft beinah mit unsern neuern Charten überein.

Der Venetianer Jean Cabot, unter den Auspicien Heinrich VII. und mit der Unterstützung Londoner Kaufleute, fuhr 1497 von England ab. Am 24. Juni entdeckte er Land, und gab dem ersten Vorgebirge den Namen Bonavista. Es liegt an der östlichen Küste der Insel Terre-Neuve, und der Name ist ihm verblieben. Er fuhr in die Bai, die noch jetzt diesen Namen führt, und sah mehrere Eingeborene mit Thierhäuten bedeckt, viele Hirsche, Bären, Rebhühner und Adler. Er nahm alsdann Besitz von

dieſer Inſel für den König von England, und nannte ſie Baccalao, wie die Eingebornen die Schellfiſche und Kabeljaue nennen. Er kehrte nach London zurück, und brachte drei Wilde mit. Im Jahre 1501 fuhr Gaspar de Cortereal von Liſſabon ab, und kam nach Terre-Neuve, wo er in einer großen, tiefen Bai vor Anker ging, die er Conception nannte. Er unterſuchte die ganze öſtliche Küſte, umſchiffte ſie in Süden, und nannte die, welche ſich weſtlich von der Inſel befand, Labrador oder das Land des Ackermanns, weil, da ſie unter dem 50° Breite liegt, glaubte, ſie könne zum Landbau dienen. Im Jahre 1504 gingen Bergeron, 1506 Jean Denis aus Honfleur, beide Franzoſen, und 1508 Thomas Hubert von Dieppe nach Terre-Neuve. Hubert brachte zwei Wilde mit zurück. Im Jahre 1534 fuhr Jacques Cartier am 20. April auf Befehl Franz I. von Saint-Malo ab, mit zwei Schiffen und 122 Mann, und langte am 10. Mai bei Bonaviſta an. Das Land war noch mit Schnee bedeckt, und die umliegenden Küſten mit Eis. Er umſegelte die Inſel, und fand viele ſchöne Häfen; allein die Kälte war ſo hart, daß er beinah ſogleich wieder zu Schiffe ging. Im Jahre 1525 nahm Jean Verrazini Beſitz von der Inſel Terre-Neuve für Franz I., und gab ihr den Namen, den ſie noch jetzt führt. Im Jahre 1549 ſiedelte

sich ein Londoner Kaufmann, Namens Hoare, dort mit vielen Englischen Abenteurern an. In den ersten Zeiten hatten sie viele Entbehrungen zu erdulden; zuletzt aber gelangten sie doch zu einem gewissen Wohlstande.

In Uebereinstimmung mit England schickte Frankreich bereits 1634 Fischer nach Terre-Neuve, und zur Zeit der Königin Anna hatten diese Fischereien bereits ihre Reichthümer und ihre Seemacht so vermehrt, daß sie furchtbar für ganz Europa wurden. „Diesen fernen Unternehmungen, sagt ein Engländer, verdankt Frankreich die Entwickelung seiner Streitkräfte auf dem Meere. Man kann sich davon überzeugen, wenn man einen Blick auf den Zustand seiner Marine wirft, bevor man Schiffe nach Terre-Neuve schickte. Es hatte damals nur sehr wenige von mittelmäßigem Tonnengehalt und Stärke; seitdem aber hat es die combinirten Streitkräfte Hollands und Englands bekämpft, und große Caper ausgerüstet, die unsere Küsten belästigten und unsere Kaufleute ruinirten."

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts verwendete Frankreich auf diesen Verkehr bei fünfhundert Fahrzeuge, von denen viele einen starken Tonnengehalt hatten und 14 bis 60 Kanonen führten, für welche bei 16,000 Mann Anstellung fanden. „Die

Franzosen, sagt derselbe Englische Autor, haben uns durch ihre Frugalität, durch den niedrigen Preis des Salzes, welches ihnen wohlfeiler zu stehen kam, als uns, und weil sie die zum Fischfang gemächlichsten Stellen in Besitz haben, in diesem Handelszweig vollständig geschlagen. Der südwestliche Theil, wo sie sich ansiedeln, besonders in der Nachbarschaft des Cap Roy, ist der beste, und selten werden sie dort von dem Eise belästigt, während der kleine Theil der Englischen Fischereien, weil sie nordöstlicher liegen, oft noch Anfang Mais vom Eise verstopft sind. Sie verhindern die Schiffe, in die Häfen einzufahren, und der Fischfang wird nur weit von den Küsten betrieben."

Terre-Neuve hat oft seine Herren gewechselt. Nachdem die Königin Anna auf den Thron Englands gelangt war, wurde 1702 der Krieg gegen Frankreich erklärt. Eine Escadre unter Capitän Leake langte im August bei Terre-Neuve an, vernichtete die Französischen Niederlassungen, nahm die Insel Saint Pierre und schleifte ein kleines Fort von sechs Kanonen. Neunundzwanzig Schiffe fielen ihr in die Hände und zwei wurden verbrannt. Im Jahre 1708 bemächtigte sich der Französische Commandant Saint-Ovide nun wieder der Stadt Saint-Jean, und zerstörte sie ebenfalls, und bis zum Tractat von Utrecht 1713 blieb

Frankreich im friedlichen Besitz dieser Insel. Dieser Tractat brachte sie wieder in die Gewalt der Engländer. Den Franzosen wurde jedoch gestattet, zu fischen, und ihre Fische am Lande zu trocknen, in dem Theile nämlich, der sich vom Cap Bonavista bis zur nördlichen Spitze der Insel erstreckt, und darüber hinaus, der westlichen Küste abwärts, bis nach Pointeriche; allein es war ihnen verboten, irgend einen Punct zu befestigen, oder Häuser daselbst zu bauen, mit Ausnahme der zum Fischfang gehörenden Hütten und Gerüste. Sie hatten auch nicht das Recht, über die Zeit, die zum Trocknen der Fische nothwendig war, sich dort aufzuhalten.

Im Jahre 1745 wurde dieser für Frankreich so wichtige Handel abermals gestört, und es verlor seinen Antheil an Terre-Neuve und bald auch das Cap Breton. Im Jahre 1762 erschien eine Französische Escadre in der Ball-Bai; die Truppen zogen gegen Saint-Jean und diese Stadt ergab sich zum zweitenmal.

Mittels eines neuen Tractats im Jahre 1763 trat Frankreich wieder in seine Rechte, und erhielt außerdem noch die Freiheit des Fischfangs im Golf Saint-Lorenz, aber bloß drei Lieues von den Küsten, die den Engländern gehörten. Die Inseln Saint-Pierre und Miquelon wurden Frankreich abgetreten,

um den Fischern als Zuflucht zu dienen; der König verpflichtete sich, sie nicht zu befestigen und bloß eine Wache von funfzig Mann dort zu halten, um für die Polizei zu sorgen.

Im Jahre 1779 brachen die Feindseligkeiten wieder aus. Die Inseln Saint-Pierre und Miquelon, immer die ersten Schlachtopfer, wurden genommen, und die Einwohner, 1932 an Zahl, nach Frankreich geschickt. Im Jahre 1783 kamen sie wieder in unsern Besitz. Die Engländer bemächtigten sich derselben 1793 wieder; 1801 nahmen wir sie wieder, verloren sie abermals, und durch den Tractat vom 17. Juni 1814 wurde das Fischerrecht der Franzosen auf der Bank von Terre-Neuve wieder auf denselben Fuß gestellt, wie 1792. Allein die vorgerückte Jahreszeit und die Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba gestatteten uns nicht, vor 1816 irgend einen Vortheil daraus zu ziehen. Nun erst wurde der Französische Gouverneur wieder in den Inseln Saint-Pierre und Miquelon installirt.

Seit dieser Epoche nimmt der Fischfang mit jedem Jahre zu, und jede neue Jahreszeit sieht neue Rhedereien für Terre-Neuve in Bretagne und in Normandie betreiben. Man kann drei Arten Fischereien in Betracht ziehen: 1) die sogenannte ansässige, welche die auf den Küsten angesiedelten Colonisten

betreiben, und deren Erzeugniß gegen Europäiſche Waaren vertauſcht oder von Fiſchern gekauft werden, die ihre Ladung durch eigne Fiſcherei nicht completiren konnten; 2) die auf der großen Bank, welche von Fahrzeugen, die aus Frankreich kommen, Banquiers genannt, vollbracht werden; der Fiſch wird hier gleich nach dem Fange eingeſalzen, und iſt unter dem Namen grüner Stockfiſch (morue verte) bekannt; 3) der endlich, der von Schaluppen und Piroggen auf offenem Meere und an den Küſten betrieben wird, der Fiſch wird in den Häfen zubereitet und getrocknet, und gewöhnlich von Europäiſchen Schiffern abgeholt.

Die größten Kabeljaus werden auf der großen Bank gefangen. Ich habe deren von fünf Fuß Länge geſehen, aber ihre gewöhnliche Größe iſt drei bis vier Fuß. Es giebt keine gefräßigere Fiſche im Meer; das Maul iſt im Verhältniß des Leibes außerordentlich groß. Man findet oft in dem Bauche große Muſcheln, Stücken irdenes Geſchirr, Eiſen, Stücken Glas ꝛc. Der Magen kann freilich dieſe harten Subſtanzen nicht verdauen; allein mittels einer gewiſſen Eigenſchaft, ſich wie eine Taſche umzuwenden, kann er das, was ſich darin befindet, wieder ausſpeien. Die Fruchtbarkeit dieſes Fiſches iſt höchſt merkwürdig. Ein berühmter Naturforſcher, der die Geduld

hatte, die Eier eines einzigen Kabeljaus zu zählen, fand 9,344,000 [1]). Der Phosphor scheint ein wesentliches Element dieses Fisches, denn der Kopf eines Kabeljaues strahlt im Dunkeln.

Am 5. Juni 1828 fuhr ich von Saint-Pierre ab nach le Croc, im Nordosten von Terre-Neuve, einem Hafen, wo das Commandoschiff der Station bis dahin gewöhnlich vor Anker zu gehen pflegte. Das Wetter war heiter, und wir sahen die Küsten der Grande-terre den ganzen Tag über bis zum Chapeau-rouge, von dort fuhren wir bis zum Cap Raze, welches wir umschifften, und so fort bis nach Saint-Jean, wo wir Tags darauf um Mittag ankamen, vierundzwanzig Stunden nach unserer Abfahrt, und wir hatten also 84 Lieues zurückgelegt. Wir hielten uns beständig vier bis sechs Meilen von den Küsten, und ich konnte sie von Chapeau-rouge an beinah alle zeichnen. Wir sahen nun deutlich die weißen Häuser der Stadt im Hintergrunde des Hafens und auch das Fort Amherst auf dem Berge. Am Abend befanden wir uns vor der Insel Baccalao. Am andern Mor-

---

1) Diese Eier pflegt man gewöhnlich nicht eigentlich zu zählen; man nimmt eine kleine Quantität, wiegt sie und zählt die Eier, dann wiegt man die ganze Masse und berechnet die ganze Zahl. A. d. H.

gen hatten wir Regen und wenig Wind. In der Nacht fing es an zu wehen, und wir waren genöthigt, zu treiben, wegen der Eisberge. Am folgenden Tag Windstille und eine Menge Eisstücke im Angesicht aller Küsten. Man schätzte mehrere vier bis fünf Lieues in der Länge auf acht- bis zwölfhundert Fuß Höhe. Wir glaubten, auf einer derselben sich etwas bewegen zu sehen, konnten aber, ungeachtet unserer Fernröhre, es nicht genau erkennen; es war vielleicht ein weißer Bär. So kommen sie vom Pol nach Terre-Neuve, von den Strömungen fortgezogen. Sie scheitern dann an den Küsten, nachdem sie zwei bis drei Monate gefastet haben, in welcher Zeit sich ihnen keine andere Nahrung darbietet, als daß sie ihre Pfoten lecken. Obgleich die Fahrt wegen des Nebels und dieser Berge gefährlich ist, kann man doch leicht ihre Nachbarschaft mittels eines Thermometers, den man an den Seiten des Schiffs aufstellt, merken, und sogar wenn man in den Nebel hineinschaut, sieht man die Stelle, wo sie sich befinden, heller hervorleuchten.

Da wir am Morgen des 9. Juli zu weit nach Norden gekommen waren, sahen wir das Cap Charles in Labrador, und eine lange Folge hoher Küsten, die sich nach Nordosten erstreckten. Wir verbrachten die Nacht unter der Insel Grois, im Angesicht von

25 Eisbergen, und umgeben von Wallfischen, die schnaufend und knurrend um unsere Corvette herumfuhren. Einer derselben kam unter das Bogspriet, und bespülte zwei Mann, die auf Schildwache standen, völlig mit Wasser. Am 10. hatten wir schönes Wetter, und das Meer zeigte sonderbare Schattengebilde (Mirages), unter denen unter Andern eine Brigg, die ganz umgekehrt erschien, d. h., der Rumpf stand in der Luft, und die Masten berührten das Meer. Als der Commandant gegen Mittag sah, daß kein Wind sich erhob, ließ er die Ruder der Ceres in Bewegung setzen; es waren deren acht mit acht Mann an jedem. Da wir aber nur auf diese Weise eine Meile in der Stunde zurücklegten, so wurden alle Böte herabgelassen, und wir ließen uns am Schlepptau fortziehen. Nahe am Lande bekamen wir jedoch etwas Wind, und nachdem wir die Krümmungen der Einfahrt zurückgelegt hatten, gingen wir im Hafen von Croc vor Anker, neben zwei abgetakelten Briggs, deren mit dem Fischfang beschäftigte Eigenthümer sich solcher nur zur Fahrt bedienten. Dieser Hafen liegt im Nordosten der Insel unter 58° 10′ W. L., und 58° 3′ 17″ der Breite. Er ist beinah rund, und man ist in demselben völlig geschützt. Die Einfahrt desselben würde, sogar in der Nähe, nicht leicht zu unterscheiden seyn, wenn

nicht ein starkes Vorgebirge, Cap de Vent genannt, am Backbord der Einfahrt da wäre, auf welchem sich ein Mast oben mit einem Ballon befindet.

Im Hafen selbst links ist die Mündung eines hübschen Flusses von ungefähr 300 Fuß Breite; längs desselben befinden sich Hügel mit Tannen und Felsen bedeckt, und die Windungen desselben gewähren eine malerische Ansicht; er heißt l'Epine Cadoret. Rechts aufwärts liegt auf einer grünen Anhöhe, wo eine einsame Birke steht, der Begräbnißplatz. Man sieht auf demselben drei Kreuze und zwei Steine, auf denen die Namen zweier Englischen Aspiranten stehen, von denen der eine neunzehn, der andere einundzwanzig Jahre alt war; sie verloren das Leben in einem Seesturm.

Was mir in diesem Lande zuerst in die Augen fiel, schien mir reizend, malerisch und mild. Alles war sehr grün, und die Gehölze, beinah einzig aus Birken und Tannen bestehend, bedeckten eine Stufenfolge von übereinanderragenden Hügeln. Die Vegetation war sehr thätig, die Pflanzen duftend, und besonders die Angolien, die in großer Menge vorhanden sind, und die Wälder mit ihrem balsamischen Geruch erfüllt.

Gleich bei seiner Ankunft stellte der Commandant vier Gärtnermatrosen an den Ufern dieses Fluß-

ses an, um einiges Gemüse zu sammeln. Am andern Tage besuchten wir sie, und fanden sie mit angeschwollenen Köpfen und Augen, dergestalt, daß sie die Wimpern nicht emporschlagen konnten, und große Schmerzen erlitten. Die Mücken hatten sie in diesen traurigen Zustand versetzt. Nach und nach gab sich das jedoch, und sie gewöhnten sich an den Stich dieser Insecten, der nur noch etwas Jucken hervorbrachte. Wenn der Himmel ruhig ist, und sogar bei jeder Art Wetters, sind die Mücken in Besitz der Luft von der Mitte Juli an bis im August, und in den Wäldern sind sie oft in so dicken Haufen, daß sie die Luft verdunkeln. Sie verschwinden aber, wenn es regnet, und wenn der Wind aus Nordwesten bläst.

Einige Tage nach meiner Ankunft führte mich der Commandant zu zwei Fischereianstalten im Hafen selbst; eine war in einer kleinen Bucht, Anse du sud-ouest genannt, und die andere in einer Bucht vor uns, la Genille genannt.

Die Fahrzeuge, deren man sich zum Kabeljaufang bedient, sind von verschiedener Größe. Einige haben nur zwei Mann, andere drei bis vier, und in den Englischen Fischereien, wenn der Fisch in Fülle vorhanden ist, sind außerdem noch oft Kinder und Weiber. Die Fischer haben auf beiden Seiten

des Fahrzeugs zwei Schnuren, an deren Ende sich zwei Angeln befinden, so daß sechzehn Angeln angewendet werden. Der Köder ist nach der Jahreszeit verschieden. Gewöhnlich gebraucht man Heringe, Maquerelien ꝛc., und wenn es an diesen Fischen fehlt, das Fleisch von Wasservögeln. Die Böte fahren gewöhnlich vor Tagesanbruch aus, einige Meilen weit nach einer Untiefe oder Bank, und werfen dort ihre kleinen Anker aus. Wenn jede Schnur im Innern gut befestigt ist, und die Angeln bereit sind, stellt sich der Fischer in gleicher Entfernung von seinen Schnuren, die er von Zeit zu Zeit bewegt. Sobald er die mindeste Spannung an seiner Schnur zu bemerken glaubt, zieht er sie so geschwind als möglich an, wirft den Fisch in das Boot, und nimmt ihm die Angel aus dem Maul. Wenn der Kabeljau groß ist, holt er ihn mit einem Haken, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht hat, oder an einer an einem Stock befestigten Angel, um zu verhindern, daß er, wie oft geschieht, durch die außerordentliche Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und sein großes Maul wieder entschlüpfe.

Wenn die Ladung vollständig ist, bringen die Fischer sie ans Land, um sie zu präpariren; wenn aber nicht Fische genug da sind, und sie sich weit vom Lande befinden, verbringen sie die Nacht auf

dem Meer, in ihren schlechten Böten ohne Verdeck, durchnäßt, der Kälte und den Wellen ausgesetzt, ohne andere Lebensmittel als etwas Zwieback und einige Glas Brantwein.

Die Stelle, wo der Kabeljau zubereitet wird, wird Echafaud (Gerüste) genannt. Es ist das eine bedeckte Plattform, oder ein Schuppen am Strande, von welchem die eine Seite, die bis ins Meer hinausreicht, stark gestützt ist; große Bäume schützen ihn vor dem Anstoß der Böte und Schiffe. Von der Wasserseite steigt man mittels Bäume hinauf, die in der Quere stufenförmig davor angebracht sind. Vor dem Gerüste befindet sich ein Tisch. Auf der einen Seite steht der Décolleur (Halsabschneider), der den Fisch nimmt, ihm den Hals bis ans Genick mit einem Messer abschneidet, und ihn dem Etêteur (Kopfabschneider) zu seiner Rechten zuschiebt. Dieser nimmt ihn mit der linken Hand, und mit der andern die Leber heraus, die er in eine Tonne unter dem Tisch wirft, ebenso auch die Eingeweide, die aber durch ein Loch des Fußbodens ins Meer fallen. Den Hals des Fisches legt er dann an den Rand des vor ihn stehenden runden Tisches, drückt die linke Hand darauf, giebt ihm mit der rechten einen starken Stoß, schiebt ihm dem gegenüberstehenden Trancheur (Schneider) zu, und der vom

Leibe getrennte Kopf fällt ins Meer. Der Trancheur nimmt nun den Fisch mit der linken Hand, fängt vom Genick an, schneidet mit dem Messer hinein, aber immer so, daß er der großen Gräte folgt, bis hinab zum Schwanz. Er nimmt dann mit seinem Messer die Rückgräte heraus, stößt den so gespaltenen Fisch in einen Schubkarren, und die Rückgräte fällt durch eine im Fußboden angebrachte Oeffnung ins Meer. Wenn der Schubkarren voll ist, fährt man ihn sogleich zum Saleur (Salzer), und ein anderer wird dafür hingelegt. Alle diese Präparationen geschehen mit der größten Schnelligkeit, obgleich mit vieler Sorgfalt, denn der Werth der Fischer hängt hauptsächlich davon ab, daß Nichts daran fehle. Zuweilen werden die Zungen aufbewahrt; in diesem Fall wirft man so viele Köpfe an die Seite, als man nöthig hat, und um die Arbeit an dem Tische nicht zu verzögern, werden diese dann von Andern aufgehoben.

Der Salzer befindet sich am andern Ende des Gerüstes. Sobald der Schubkarren bei ihm anlangt, nimmt er den Fisch einzeln heraus und, ihn lagenweise hinlegend, wirft er eine gewisse Quantität Salz mit der Hand darauf, wobei er sorgfältig die Quantität nach der Größe des Fisches und der Dicke seiner verschiedenen Theile abmißt. Vom Salzer hängt

das Gelingen der ganzen Fahrt ab. Ist nicht Salz genug auf dem Fisch, so conservirt er sich nicht; ist zu viel darauf, so wird die Stelle, wo die Ueberladung herrscht, schwarz und feucht. Ist er der Sonne ausgesetzt, so dörrt er; wendet man ihn um, so wird er feucht, und zerbricht, wenn man ihn handhabt; ist er aber gehörig gesalzen, so wird er weiß, fest und dicht. Die Menge des zu verwendenden Salzes hängt auch sehr von der Qualität desselben ab.

Die Gegend, wo die Gerüste stehen, ist immer voller Fischköpfe, womit die Hunde sich eine Güte thun, die in diesem Lande Nichts als Fische fressen wollen.

Die Kabeljau-Lebern werden in große Kufen gelegt, die Oeffnungen genug haben, um durch die Fäulniß den Thran ablaufen zu lassen, der sehr sorgfältig gesammelt wird. Der Mann, der bis an die Kniee darin steht, um die Arbeit zu verrichten, wird Perroquet genannt, und bekommt ein Glas Brantwein für seine Mühe.

In gewöhnlichen Jahren giebt es keine solche Anstalt, die nicht wenigstens 800,000 Fische finge.

Der Fisch muß fünf bis sechs Tage aufgestapelt stehen bleiben, bis er genugsam durchgesalzt ist. Ist

dieſe Zeit vorüber, ſo wird er ſobald als möglich gewaſchen, dann wird er in Kufen mit Waſſer oder in eine Art Gitterkäfige ins Meer gelaſſen, hierauf nimmt man ihn einzeln heraus, reibt ihn auf dem Bauch und auf dem Rücken mit einem Stück Wollenzeug, und läßt ihn auf einem Brett abträufeln. So fährt man fort, bis man eine hinreichende Quantität hat, um ſolche Tages darauf wieder zu bearbeiten. Der Fiſch kann dann zwei Tage ſo bleiben, aber nicht länger, weil er zu viel von ſeinem Gewicht verlieren würde; und da das Salz nicht mehr darauf iſt, wird er auch die Veränderung der Witterung nicht ſo gut vertragen können. Am andern Morgen legt man ihn an die Luft, um ihn zu trocknen, die offene Seite gegen die Sonne, und Abends werden zwei bis drei übereinandergelegt, den Kopf des einen auf den Schwanz des andern, den Rücken der Luft zugewendet, um zu verhindern, daß die offene Seite nicht von der Feuchtigkeit leide. Am andern Morgen wird er abermals ausgebreitet, und Abends legt man fünf bis ſechs übereinander; ſo wird die Zahl bis zum vierten Tag immer vermehrt bis auf achtzehn oder zwanzig, immer den Rücken der Luft zugewendet und etwas ſchräg, damit das Waſſer ablaufe, wenn es bei Nacht regnen ſollte. Am fünften Abend wird der Fiſch als ge-

rettet angesehen, und bleibt in diesem Zustande acht, wohl auch vierzehn Tage, wenn das Wetter schlecht ist. Dann wird er in grosse Haufen gelegt, Heuschobern ähnlich, mit dem Rücken nach der Luft und Alles mit Strohdecken belegt, auf denen grosse Steine lasten, um sie gegen den starken Thau der Sommernächte zu schützen. Sie werden noch einmal auseinander gelegt, bevor man sie ins Magazin oder ans Schiff transportirt, auf welchem sie nach Guadeloupe, Martinique, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland ausgeführt werden.

Da ein eiziger Tropfen Wasser nicht nur einen Fisch verderben, sondern den ganzen Haufen und auch wohl die ganze Ladung anstecken kann, so wird genau Acht auf das Wetter gegeben, und bei dem mindesten Anschein von Regen wird er sogleich umgewendet. Es sind auch noch andere Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wodurch dieser Fischfang sehr schwierig und beschwerlich ist. Die Stellen, warauf der Stockfisch getrocknet wird, heißen Vignots und Rames. Es sind Lager von Tannenzweigen, auf die der Fisch gelegt wird. Die erstern unterscheiden sich dadurch von den letztern, daß sie auf Stangen über dem Erdboden stehen, um den Luftzug zu befördern. Dann giebt es auch noch Galets, Graves, etc.

Bis jetzt verlangte die Regierung, daß jedes Fi-

scherschiff einen Wundarzt am Bord habe, und da die Capitäne sie zu beschäftigen wünschen, so werden sie zum Kopfabschneiden der Kabeljaus gebraucht.

Alle Tage hoben wir ein Netz auf, welches wir über den Fluß gezogen hatten, und fischten jedes Mal fünf bis sechs schöne Lachse; allein man wird dieses Fisches bald überdrüssig. Die Art und Weise, wie sie sich fangen lassen, zeigen, daß sie nicht viel Verstand haben. Sie kamen mit der Fluth herauf, und blieben vor dem Netze, das sie an der Einfahrt des Flusses aufhielt. Statt umzukehren, steckten sie die Nase vor, und wir bekamen sie beinah lebendig. Wir fingen deren so viele, denn überall wurde gefischt, daß alle Gerüste unserer Corvette voll davon waren. Unter den Fischen von Terre-Neuve ist der Capelan ohne Widerspruch der beste von allen. Sein technischer Name ist, wie ich glaube, Salmo arcticus. Er ist von der Größe des Seestints, und wird zu Ende Juni zu Tausenden gefangen, wo er als Köder für den Kabeljau dient. Oft habe ich auf einmal mit dem Netze das ganze Boot des Commandanten davon gefüllt, dergestalt, daß wir uns Höhlungen machen mußten, um unsere Füße hineinzusetzen. Er ist perlmutterfarbig und sehr glänzend. Die Capelane schwimmen in Haufen, die acht bis zehn Fuß dick sind. Bei Windstillen kommen sie

gern auf die Oberfläche des Wassers, und man merkt sie schon in der Ferne an den Wirbeln des Meeres. Wenn man mit einem Boot hindurch fährt, spaltet man die Haufen, und wirft sie mit den Rudern hoch über das Wasser hinauf. Genug, sie sind so leicht zu fangen, daß ich Hunde ins Meer gehen und in ihrem Maule mehrere heraus=holen sah.

Manchmal fingen wir auch mit dem Handnetz mancherlei Fische, besonders Lachsforellen, Sardellen und Aale. Mit gespanntem Auge, mit bloßen Füßen im Wasser stehend, hielt ich mich bereit, während zwei Matrosen einen Stein aufhoben, unter welchem wir den Aal versteckt glaubten. Er kam schnell hervor, und es bedurfte dann einiger Geschicklichkeit, ihn zu stechen. Diese Art zu fischen ist ziemlich gefährlich, weil man sich dabei leicht die eigenen und der Anderen Füße durchstechen kann. Die Aale halten sich gewöhnlich in seichtem, aber schnellfließendem Wasser auf.

Eines Abends während eines heftigen Ungewitters kamen zwei Indianer zu uns an Bord, die einen Brief von Herrn Cradock, dem Präsidenten der beotischen Gesellschaft von Saint=Jean de Terre=Neuve, an den Commandanten adressirt, überbrachten. Der Zweck dieser Gesellschaft ist, den Auf=

enthalt und die Zahl der rothen Indianer zu erforschen, welche sich noch in dieser Insel aufhalten. Man glaubt, im Jahre 1826 seien noch etwa hundert in dem noch unbekannten innern Theil vorhanden gewesen.

Diese zwei Indianer, von denen einer, der in Quebec erzogen war, Französisch sprach, waren von dieser Gesellschaft beauftragt, sie aufzusuchen, und es war ihnen eine Gratification von 150 Dollars versprochen, im Fall sie sie fänden. Sie reisten seit dem Monat Februar durch die Wälder, machten sich Piroggen aus Häuten, wenn sie über Seen mußten, und lebten von dem Wilde, welches sie erlegten. Da sie nur noch die Französischen Küsten zu untersuchen hatten, so schickte sie die Gesellschaft abermals aus, und gab ihnen einen Brief an den Commandanten der Station, mit der Bitte, ihnen Unterstützung und Schutz zu gewähren. Sie waren sehr kupferfarbig und ohne Bart, trugen Beinkleider von Leder und dergleichen Halbstiefeln. Ihre Haare waren schwarz, hingen steif herab, und sie trugen eine Flinte von Englischer Fabrik. Ihre Nachforschungen waren bis dahin fruchtlos geblieben, und sie glaubten, es lebten keine rothe Indianer mehr in der Insel. Sie waren jedoch im Irrthum, denn bei unserer Rückkunft nach Saint-Pierre er-

zählte man uns, ein kleines Mädchen aus Saint Jean habe außerhalb der Stadt Beere pflücken wollen, und sei plötzlich durch die Erscheinung eines Indianers in geringer Entfernung von ihr heftig erschreckt worden. Sie fing an zu schreien, und in demselben Augenblick fiel ein Pfeil in ihrer Nähe nieder. Sie rief um Hülfe, man eilte herbei; der Wilde wurde verfolgt, man schickte Soldaten in die Umgegend aus, sie konnten ihn aber nicht wiederfinden. Die Spitze des Pfeils war aus einer gerade geschlagenen Angel gemacht. Die wenigen Indianer dieser Insel sind größtentheils von den die Küsten bewohnenden Engländern wie wilde Thiere ausgerottet worden. Von Hunger und Noth getrieben, näherten sich diese Unglücklichen im Winter den bewohnten Stellen am Strande, und die Engländer, welche die Hütten der Französischen Fischer bewachen sollten, schossen sie nieder.

Es ist zu verschiedenen Epochen von der Englischen Regierung versucht worden, Verbindungen mit den Wilden von Terre-Neuve zu eröffnen, die aber lange ohne Erfolg blieben. Im Jahre 1703 wagten es ein gewisser Scott und noch einige Andere, ohne Waffen zu ihnen zu gehen, sie wurden aber auf eine f ige Weise ermordet. Capitän Thomson war in demselben Jahre bei einem andern

Stamm glücklicher. Er kreuzte längs der südwestlichen Küste der Insel, und sah eine Menge Micmac-Indianer am Strande lagern. In einer Besprechung mit ihren Häuptern, gelang es, mit ihnen im Namen des ganzen Stammes einen Tractat abzuschließen, welcher sie verpflichtete, in gutem Einverständniß mit den Engländern zu leben, überall, wo sie sie treffen würden, und sie gegen ihre Feinde so lange zu unterstützen, als die Sonne und der Mond dauern würden.

Im Jahre 1803 kam Lieutenant Spratt mit einer Kriegsgaleasse in die Bai des Exploits, um mit den Eingebornen zu unterhandeln. Er nahm eine Menge Dinge mit, die er ihnen zu schenken gedachte; allein ungeachtet seines Eifers und seiner Thätigkeit konnte er auch nicht einen Einzigen entdecken, und da die Zeit seiner Station vorüber war, kehrte er nach Saint-Jean zurück.

Im Jahre 1810 wurde eine andere Galeasse von Admiral Duckworth mit Geschenken nach der Bai des Exploits geschickt, und dießmal war man so glücklich, ein Lager oder mehrere Wigwams längs dem Flusse zu finden. Es gelang dem commandirenden Officier, mit den Indianern in Verbindung zu kommen. Es schien Vertrauen von beiden Seiten einzutreten, und sie gingen zusammen eine Strecke

ins Innere hinein; allein als sie wieder an die Stelle zurückkamen, wo sie sich getroffen hatten, fielen ihnen gleich die Leichname zweier, ermordeten Franzosen ins Gesicht, die sie am Strande zurückgelassen hatten. Die Indianer ergriffen sogleich die Flucht, und man gab sich vergeblich Mühe, sie wieder zurückzubringen. Seit dieser Zeit hat man auch nicht einen Einzigen mehr gesehen. Im Jahre 1811 wurde abermals ein Schiff in diese Bai geschickt; allein alle Nachforschungen waren vergeblich.

Bis zum 25. Juli theilten wir unsere Zeit zwischen Fischfang, Spatziergängen und der Jagd längs dem Flusse, wo wir einige Enten fanden. Um 3 Uhr Morgens an diesem Tage bestiegen der Fähndrich Masson, der Commissär, der erste Wundarzt und ich, nebst dem Büchsenschmid, acht unserer stärksten Matrosen und dreizehn Ruderern die Schaluppe, um nach der Insel Grois zu fahren. Es war Windstille, und wir kamen erst um 8 Uhr südlich an eine Bucht, wo das Landen leicht war. Grois ist eine wüste, wilde Insel von 500 Fuß Höhe, beinah überall steil, und mit Gehölz und Teichen bedeckt. Sie liegt drei Wegstunden von Grande terre und ungefähr zwei Meilen von Belle-Ile, welche größer ist. Sie ist wegen der Menge Wildes berühmt, und jedes Jahr verfehlt der Commandant nicht, Jäger hinzuschicken.

Unsere Lebensmittel und Geräthschaften wurden an die Felsen gebracht, wir frühstückten, und ich erlegte einen Seewolf, der einige Schritte von uns aus dem Wasser kam. Jeder nahm die ihm zugetheilte Last, und man fing an, hinaufzuklimmen. Es war das eine schwierige Unternehmung; jeden Augenblick befand man sich am Fuß hoher perpendiculärer Felsen, denen man nicht recht beizukommen wußte; allein durch gegenseitige Unterstützung, sich einander forthelfend, und mittels kurzer Leitern gelang es am Ende doch. Wir fanden zuweilen verrätherische Moose, die sehr fest schienen und vertrauten darauf. Zuweilen fanden wir auch kleine Tannen von zwei Fuß Höhe, so dicht und stark, daß sie uns ganz einschnürten, und wir nicht mehr hinauskonnten. Auf einer Fläche fanden wir zwei dichte Gehölze, die uns viel Hoffnung gewährten, und nachdem wir eine Stunde lang weiter hinaufgestiegen waren, wählten wir bei einem fliessenden Bache eine hübsche Stelle, um unsere Hütte zu bauen. Die Ruderer kehrten wieder zurück, und wir blieben nur unserer zehn. Es wurde bald ein Kamin erbaut, wir schlugen Bau- und Brennholz. Es wurde Feuer gemacht, der Kessel mit einem Schellfisch darüber gehangen, um die Suppe zu kochen. Die Hütte hatte 20 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe. Für die Nacht wurde eine

Laterne in die Mitte gehangen. Der Pulvervorrath wurde hinten unter einen Stein gelegt, die Lunte brennend erhalten, und ein Segeltuch auf dem Boden diente uns als Bett. Beim Holzhauen flogen drei Rebhühner unter unsern Füßen auf, und unsere Matrosen fingen zwei mit ihren Kappen. Da wir bloß nach Grois gekommen, um Caribous zu schießen, so schwuren wir, einen ganzen Tag lang auf kein anderes Wild auszugehen, denn von unsern Schüssen in Furcht gesetzt, würden diese Thiere sich verborgen haben; und da wir keine Hunde hatten, so konnten wir nicht hoffen, sie zu überfallen. Der Caribou ist eine Art Dammhirsch, der, ebenso wie das Original, ein längeres Geweih hat, als der Hirsch, dessen Zweige immer flach sind. Er hat dicke Beine und sein Fuß gleicht dem der Kuh. Die Indianer nennen ihn Bucca-rebou. Man findet ihn in Menge in den Wäldern von Terre-Neuve, in Canada, nördlicher als Quebec und an der Hudsonsbai.

Am Abend unserer Ankunft brachen wir paarweise auf, und zerstreuten uns in den felsigen Ebenen, in den Morästen und an den Teichen. Zehn Trappen, größer als die größten Gänse, schwammen ganz ruhig und furchtlos neben mir; allein mein Eid hielt mich zurück. Die Nacht kam, wir kehrten heim, und da begann unsere Qual; die Mücken griffen uns

an. Man kann sich keinen Begriff machen, in welchen Zustand diese Insecten einen bringen können; man könnte toll davon werden; zu Tausenden fielen sie über uns her. Da ich die Vorsichtsmaßregel angewendet hatte, mich mit einem dichten Florschleier zu versehen, der mir das Gesicht ganz bedeckte und lederne Handschuhe und Kamaschen trug, so war ich Anfangs weniger unglücklich, als meine Gefährten. Diesen waren die Beine und die Füße so geschwollen, daß sie genöthigt waren, ihre Schuhe auszuziehen, und ihre Gesichter konnte man kaum erkennen. Wir legten uns dicht neben einander, und, mit einem Pelz bedeckt, theilte ich meinen Nachtsack, der mir zum Kissen diente, mit dem Fähnrich Masson. Allein wie hätte man in einer solchen Lage das Auge schließen können! Alle Mücken der Insel hatten unter unserm Zelt sich ein Rendezvous gegeben; die Fremdlinge gewährten ihnen eine köstliche Mahlzeit. Endlich waren meine Handschuhe durchstochen und meine Hände in einem so erbärmlichen Zustande, daß sie kaum die andern bedrohten Theile beschützen konnten. Man hörte nichts, als Klagen und Seufzen. Während dieser Zeit bezog jeder Matrose der Reihe nach die Wache, und unterhielt das Feuer, um die Bären entfernt zu halten, die uns wohl auch mit einem Besuche hätten erfreuen mögen. Um 4 Uhr Morgens

weckte uns die Schildwache auf, und der Anblick von fünf Caribous auf einem Hügel uns gegenüber war für Jäger eine angenehme Ueberraschung. Drei derselben ergriffen sogleich in Galopp die Flucht und verschwanden, die zwei andern blieben noch eine Weile, und folgten ihnen dann im Schritt. Wir zerstreuten uns in der Ebene, drei Invaliden mit dem Fieber in unserer Hütte zurücklassend weil sie auch nicht einen Schritt gehen konnten; allein die Caribous kamen uns nicht wieder zu Gesicht. Die ganze Insel war von ihrer Spur durchschnitten und so genau abgesteckt, als wäre sie von Menschen gemacht worden; sie kommen aus Gehölzen und endigen beinah alle an Morästen, Teichen oder Bächen. Ich schoß bloß auf einen Trappen, und zumal mit einer Kugel, in groser Entfernung. Es wurden ihm einige Federn entrissen, er flog ziemlich hoch, aber plötzlich fiel er in einen Abgrund, der bis ans Meer ging, von Felsen zu Felsen fallend, und ich fühlte mich nicht versucht, ihn zu holen. Als ich hinabblickte, erschienen mir die Fischerböte wie kleine schwarze Puncte.

Drei Tage lang blieben wir ein Raub der Mükken. Wenn ich essen wollte, so setzte ich mich in den Rauch eines groſen Feuers, lüftete eine Ecke meines Schleiers und steckte den Löffel darunter, der gewöhnlich schon zur Hälfte mit diesen schändlichen Thieren

gefüllt war. Am vierten Tage sahen wir endlich um 9 Uhr Morgens durch den Nebel die Ruderer ankommen, die uns abholen wollten. Anfangs lachten sie über unsre Gesichter und unsere ganze Haltung; nach einigen Minuten aber gaben ihnen die Mücken Beschäftigung genug, um ihnen die Lust, über unsern Jammer zu spotten, zu benehmen. Wir legten Feuer an das Holz, an die Hütte, an Alles, was brennen wollte, und machten uns auf und davon. Unser Rückzug war schwierig; allein er wurde doch ohne mißlichen Zufall über die Cascaden, die tiefen Moosstrecken, die unter unsern Füßen und über unsern Köpfen hinrollenden Felsstücken glücklich bewerkstelligt. Die Schaluppe stieß ab mitten unter einem Haufen Seewölfe, die, weil sie, sobald sie das Feuer erblicken, untertauchen, schwer zu treffen sind.

Der Abbé Raynal schrieb, daß im Jahre 1763 die Fischer im Winter gewisse Stellen der Insel besuchten, um Seewölfe zu fangen. Das geschieht auch noch jetzt auf Terre-Neuve und auf den Küsten von Labrador. Die Fischer finden sich gegen den Herbst ein, legen ihre Netze aus zwischen den Küsten und den Inseln oder Felsen. Die Seewölfe, die im Allgemeinen in Masse aus Osten kommen, gerathen fest, indem sie versuchen, durch diese Engfahrten zu kommen. Man trägt sie dann an den Strand und läßt

sie gefrieren, bis zu Ende Aprils, wo alsdann der Thran ausgezogen wird. Da die für den Fang der Seewölfe bestimmte Zeit dem Kabeljaufang nicht nachtheilig seyn darf, so darf keine Zögerung eintreten, sonst wäre die Fahrt vergeblich, und übrigens werden sie auch von den Eisschollen an die Küsten getrieben.

Während der Monate Februar, März, April und eines Theils des Mais sind die Küsten von Terre-Neuve bis auf mehrere Meilen weit mit Eisschollen bedeckt. Die Stürme und Windstöße sind äußerst heftig, und doch ist grade solches Wetter dem Fang der Seewölfe günstig. Galeassen von 40 bis 60 Tonnen Last und große, stark gebaute Böte von 25 bis 30 Tonnen dienen zu diesem Fange, und die größten Besatzungen bestehen nur aus 15 bis 18 Mann. Der 17. März ist der bestimmte Zeitpunct, wo sie zu dieser Jagd abfahren, hauptsächlich von Saint-Jean. Die Besatzung, zu der noch viele Landbewohner stoßen, steht in zwei Reihen auf dem Eise, Einige mit Aexten oder großen Sägen, und die Andern mit großen Stangen in der Hand. Nachdem sie zwei getrennte Linien von hinreichender Größe, um die Fahrzeuge durchzulassen, abgesteckt haben, zerhacken sie das Eis in viereckige Stücke, stoßen diese mit ihren Stangen unter das feste Eis, oder leiten

sie bis zur Einfahrt, wenn diese nicht zu weit entfernt ist. Diese sehr mühselige Arbeit wird fortgesetzt, bis die Fahrt bis an das Meer offen ist, und dann einen hübschen Canal abgiebt, der wegen des Contrastes des ihn umgebenden Eises dunkelschwarz erscheint. Man kann sich keine größere Ausdauer und Unverzagtheit denken, als die, welche die Fischer der Bai Conception bei dieser Gelegenheit zeigen. Nachdem sie die Schwierigkeit, die sie an der Ausfahrt hindert, besiegt haben und bis zur Höhe der Insel Baccalao gelangt sind, sind sie zuvörderst darauf bedacht, eine Seewolfswiese zu erreichen, fahrend oder sich durch das Eis einen Weg brechend. Eine Wiese ist eine Strecke schwimmenden Eises von mehrern Wegstunden Länge. Hier ruhen die Seewölfe von Zeit zu Zeit aus; zuweilen auch kommen sie ans Land. Man sieht sie oft in unzählbarer Menge auf diesen schwimmenden Schollen oder auf isolirten Felsen hier zusammen, besonders wenn sie ihre Jungen säugen. Wenn nun das Fahrzeug mitten unter den Schollen ist, zerstreut sich die Mannschaft, und während die Einen auf die größten schießen, tödten Andere diese Thiere mit einem Stockschlag auf die Schnauze. Die stärksten vertheidigen sich zuweilen, und sind in dieser Hinsicht nicht gering zu schätzen; dann wird mit Flinten auf sie geschossen.

Obgleich ihre Hinterbeine eben nicht zum Gehen geeignet sind, so dienen ihnen doch die vordern, um die Küsten, die Felsen und die Eisfelder hinaufzuklimmen, so glitschig diese auch seyn mögen. Wenn auch verwundet, so laufen sie doch geschwinder, als der Jäger, und wenn sie vor ihm an den Rand des Wassers gelangen können, so stürzen sie sich hinein und entkommen. Sie schlafen hauptsächlich des Tages in der Sonne auf den Eisfeldern. In diesem Augenblick besonders greifen die Jäger sie mit ihren Stöken an, und ein leichter Schlag auf die Schnauze ist hinreichend, sie zu tödten. Wenn die Jäger sie unversehens überfallen, so geht die Vernichtung rasch vor sich. Man schießt aber so selten, als möglich, auf sie, weil das Fell dadurch verdorben wird. Wenn man auf einer Wiese fertig ist, oder eine allzustrenge Kälte die Jagd zu unterbrechen zwingt, werden die Todten auf dem Eise fortgeschleppt und an Bord gebracht. Vorher aber wird noch eine Operation mit ihnen vorgenommen, nämlich das Fell sammt dem daran hängenden Fette von dem Leibe abzuziehen; dieser wird dann ins Meer geworfen, mit Ausnahme dessen, was zur Nahrung der Mannschaft dienen kann.

Die Fahrt wird dann durch die Eisschollen oder im offenen Meere fortgesetzt, wenn die Umstände es erlauben, um andere Wiesen aufzusuchen, bis die La-

dung voll ist, oder irgend eine Haverie zwingt, nach einem Hafen zu fahren. In sechs Wochen ist gewöhnlich eine Fahrt vollbracht, wenn das Eis und die Seewölfe häufig an den Küsten sind. Bis Ende Mais können zwei gemacht werden, und Jedermann hat dann 250 bis 300 Franken erworben. Eine solche Jagd ist jedoch nicht immer glücklich, und oft werden die Fischer von den Eisschollen zusammengedrückt. Im Jahre 1811 verlor die Hälfte der Fischer das Leben. Das Fett wird später abgesondert und durch verschiedene Verfahrungsweisen geschmolzen und dann zu Schiffe gebracht. Dieser Thran gewährt alsdann eine sehr vortreffliche Ladung. Ein mit Salz beladenes Schiff, wenn es leck wird, geräth in große Gefahr, während ein mit Thran beladenes Schiff, es möge auch noch so viel Wasser ziehen, nicht untergeht; der Thran hält es flott.

Ehedem wurde auch der Wallfischfang bei Terre-Neuve betrieben; man hat aber darauf verzichtet. Im Jahre 1795 zeigten sich diese Thiere viel häufiger in diesen Breiten, und sie waren auch von stärkerem Wuchs, als die, welche gegenwärtig gefunden werden. Noch im Jahre 1782 war der Wallfischfang bedeutend bei Nantucket in Neu-England, und man kannte dort eilf Species.

Mehrere Franzosen scheiterten in dem Versuch

dieſer Fiſcherei; der letzte geſchah vor einigen Jahren von einem Fiſcher aus der Bai Conception. Er rüſtete ein beſonderes Schiff dazu aus, und ſegelte ab, ohne irgend einen Begriff von der Geſchicklichkeit und dem Verfahren zu haben, die dieſer Fang erfordert. Bekanntlich muß die Leine, an deren Ende die Harpune befeſtigt iſt, mit dem andern Ende höchſt ſorgfältig in der Mitte oder in dem Raum des Fahrzeugs befeſtigt ſeyn. Sobald der Wallfiſch getroffen iſt, taucht er unter, oder eilt davon, als wäre er gar nicht verwundet; er zieht aber die Leine mit ſolcher Geſchwindigkeit nach, daß durch die Reibung das Schiff in Brand geräth. Um dieſes zu vermeiden, hält ein Mann einen Eimer Waſſer, und gießt dieſes nach und nach über ſie aus. Bald hat der Wallfiſch die ganze Länge der Leine mit fortgeſchleppt, und reißt nun das Fahrzeug mit unbegreiflicher Schnelligkeit nach, gleichſam, als fliege es über das Meer hin. Der Harpunier ſteht mit einer Axt bereit; ſieht er nun, daß der Rand des Schiffes zu tief geht, und in Gefahr iſt, unterzuſinken, ſo haut er die Leine entzwei. Das Fahrzeug kommt dann wieder ins Gleichgewicht, und wird noch immer von dem erhaltenen Impuls eine große Weile fortgetrieben. Wenn der Wallfiſch wieder zum Vorſchein kommt, bevor das Seil ganz abgelaufen iſt, ſo iſt das ein ſicherer Fang. Das Blut,

welches er in der Flucht verloren hat, schwächt ihn dergestalt, daß, wenn er dann auch noch wieder untertaucht, es doch nur auf kurze Zeit geschieht. Das Fahrzeug folgt ihm mit der größten Geschwindigkeit; endlich erscheint er wieder, stirbt und schwimmt oben auf dem Wasser.

Es ist zu bemerken, daß man bei diesem Fischfang hauptsächlich dem Seil ausweichen muß, an welchem die Harpune befestigt ist. Weil diese Vorsichtsmaßregel vernachlässigt wurde, verlor einer der neuen Schiffer das Leben. Sein Bein wurde gefaßt, und er sogleich über Bord geschleudert; man sah ihn nicht wieder. Dieses Unglück schreckte von jedem neuen Versuch dieser Art ab.

Bei unserer Rückkunft von Grois fanden wir den Hafen von Croc voller hoher Eisberge und unsere Matrosen beschäftigt, sie, soviel als möglich, an den Rand zu ziehen. Wir schossen einige Kanonen auf dieselben ab. An manchen Stellen machte die Kugel nur noch ein Loch hinein, und blieb darin stekken, an andern zersplitterte sie das Eis, und trieb es ins Meer. Zwei Tage lang blieb der Hafen davon angefüllt, und wir mußten Vorsichtsmaßregeln treffen, nicht von ihnen zusammengestoßen zu werden.

Gegen Ende Juli ging ich mit noch einigen Andern in einem Boote nach Saints-Juliens, eine Fi-

scher-Anstalt, drei Lieues nördlich von Croc. Die Küste bis dahin ist Nichts als eine Folge hoher, spizziger, schwarzer Felsen, gegen welche ein Meer zerschellt, welches auf einer Strecke von 1200 Lieues auf kein Hinderniß gestoßen ist. Wir fuhren im Nebel durch etwa hundert Böte, die bei hundert Ankertauslänge vom Ufer lagen, und frühstückten in Saints-Juliens. Von dort gingen wir zwei Lieues weit nach den Fichot-Inseln, wo mehr als dreitausend Fischer beschäftigt sind. Der Vorsteher der Capitäne lud uns zu Mittag ein, und zumal in die Küche, denn in jenem Lande dient diese zum Speise- und zum Schlafzimmer. Die Häuser sind aus übereinander liegenden Baumstämmen gebauet, mit Moos in den Spalten, und obendrüber mit Theer beschmiert. Eine Lampe mit zwei bis drei Schnäbel, voller Thran, am Plafond hängend, diente Abends zur Beleuchtung. Das Diner dauerte lang, und es gab Speisen in Fülle. Als Gäste waren ungefähr zwanzig Capitäne da. Kabeljau erschien in verschiedenen Formen, und war auch der Gegenstand des Gesprächs, wie sich das wohl denken läßt.

Da der Commandant drei Tage bei den Fichot-Inseln bleiben sollte, ging ich wieder übers Meer nach Grande terre, der Bai aux lièvres gegenüber. Der Vorsteher der Capitäne hatte Leute hingeschickt,

um Holz zu fällen, und eines Abends, als ich nach Hause kam, sah ich einen der Arbeiter blaß und außer Athem herbeieilen. Er hatte funfzig Schritte von uns einen weißen Bären gesehn, und wollte uns davon benachrichtigen. Wir waren nur unserer drei mit Flinten versehen, und die Arbeiter hätten sich wohl gegen einen so furchtbaren Feind nicht vertheidigen können, wenn sie angegriffen worden wären. Wir entschlossen uns daher, ihm entgegenzugehen. Diesem Thiere ist schwer beizukommen. In Saint-Pierre hatte man mir einen gezeigt, der zweiunddreißig Kugeln bekommen hatte, und erst dann gefallen war, als man ihm den Kopf mit einer Axt abgehauen hatte. Kaum hatten wir uns funfzehn Schritte weit in ein Gehölz versteckt, wo wir ihn erwarten wollten, so hörten wir ein dumpfes Geräusch. Es schien mir, als käme etwas vorüber; allein im Zweifel getrauete ich mich nicht zu schießen. Mein Nachbar, Capitän D . . ., schoß zwei Mal. Ich habe ihn getroffen, rief er mir zu; er machte einen Purzelbaum, dann sah ich ihn aber nicht wieder. Der Patron unserer Schaluppe kam zu uns gelaufen, und schrie, das Thier käme auf uns heran; wir sahen aber Nichts, und zogen uns zurück. Als wir an das Feuer kamen, wo die Zimmerleute sich befanden, fing man eine Berath-

schlagung an. Die Mehrsten waren der Meinung, wir sollten wieder ins Meer gehen, und gleich abstoßen, weil wir keine Gewehre hätten, und also weder angreifen, noch uns vertheidigen könnten. Da aber das Meer hohl ging, so wollte der Capitän nicht abfahren, wir mußten bleiben, und hielten die ganze Nacht Wache um ein zwanzig Fuß hohes Feuer. Gegen 4 Uhr Morgens kam unerwartet der Capitän mit seinem Boot und dem Fähnrich Swentson. Das waren also zwei bewaffnete Leute mehr. Wir gingen nunmehr wieder ins Holz, die Spur des Thieres aufzusuchen. Wir gingen vorsichtig zehn Schritte von einander, als ich plötzlich rufen hörte: Da ist er! er ist verwundet. Ich lief vor, und im Grunde einer Art ausgetrockneten Bassins von ungefähr dreißig Fuß Tiefe sah ich einen ungeheuern Bär, dessen uns zugewendeter Rachen furchtbare Zähne hatte. Er bewegte den Kopf und die Vorderbeine; allein unter ihm war Blut, und ich bemerkte, daß die Hinterbeine sich nicht bewegen konnten. Es erhob sich ein freudiges Hurrah, und man versuchte, ihn aus seiner Grube herauszuziehen, welches aber nur mit vieler Mühe und Anstrengung bewirkt wurde. Er war gerade sechs Fuß lang, und da ihm Abends vorher die Hinterbeine gebrochen wurden, so konnte er nicht aus seinem Loche hervor. Unser

Boot war zu klein, als daß wir ihn hätten mitnehmen können. Capitän D . . . erhielt also den Auftrag, dem Herrn M. C., der uns in den Fichot-Inseln aufgenommen hatte, in unserm Namen ein Geschenk damit zu machen.

Als wir nach Croc zurückkamen, war man noch mit den Eisbergen beschäftigt. Es ist kaum zu begreifen, daß diese ungeheuern Massen schmelzen können; allein die Wellen durchschneiden sie bis auf die Oberfläche des Meeres; sie trennen sich dann, und verschwinden endlich in südlichern Breiten, oder zerschellen an den Felsen, wohin die Strömungen sie führen.

Der Aufenthalt in Croc den Winter über würde durchaus nichts Abschreckendes für mich haben, und ich hätte mich wohl vom Eise einsperren lassen, wie einst Admiral Saunders in einem westlichen Hafen, der auch noch seinen Namen führt. Wenn man ein Dach über dem Fahrzeug anbringt, könnte man gegen die Kälte recht gut geschützt seyn, zumal im Flusse. Mit Büchern, Waffen und Munition könnte man sich die Zeit recht gut vertreiben. Um diese Jahreszeit ist das Wild häufig, und, von Hunger gedrückt, nicht scheu; man kann es mit großer Leichtigkeit schießen. Ein Engländer, der alle Winter in Croc zubringt, um unsere Hütten zu

bewachen, schickt im Frühling viel Pelzwerk nach Saint-Jean. Das Meer gefriert bis Grois, und die Caribous kommen trocknen Fußes aus dieser Insel nach Grande terre. Auch den Seewölfen ist sehr leicht beizukommen, und um Rebhühner und Haselhühner zu bekommen, braucht dieser Engländer nur einen Fleck vor seinem Hause vom Schnee zu säubern, und Körner darauf zu streuen, und kann dann davon so viel bekommen, als er will. Im Winter geht man mit Schneeschuhen, oder läßt sich von Hunden in einem Schlitten fahren.

Um den 1. August kamen die Courliers (Wettervögel). Der Courlier hat die Größe einer Schneppe; sein Schnabel ist etwas länger und krumm, der Bauch rosenfarbig; das Gefieder braun und schwarz. Er kommt, wie man sagt, aus Africa. Ich aber weiß, daß er aus dem Norden kommt. Daher sieht man sie auch anfänglich in Quirpon, dem letzten Hafen im Norden der Insel. Hier halten sie sich einige Tage auf, und fliegen dann nach Süden hin. Anfänglich kommen sie in kleinen Trupps, aber am 15 oder am 20 geschieht es in Haufen von vier bis fünftausend. Es gewährt ein seltsames Schauspiel, sie in langen Reihen ihre Bewegungen in der Luft machen zu sehen; dann in einem Dreieck, im Halbkreise, alle

zugleich sich hinabschwenken, und dann plötzlich schnell wie der Wind emporsteigen. Sie nähren sich von einem kleinen, schwarzen Samen, welcher wie Weintrauben schmeckt, Courlier-Saamen genannt, und dadurch bekommen sie einen köstlichen Geschmack. Um ihre Verdauung zu befördern, sagt man, kommen sie an den Rand des Meeres, sich den Schnabel auf dem Sande zu reiben, und dann sind sie leicht zu fassen. Schifferjungen schlagen oft bei hundert mit einem Stocke todt. Sie fliegen nicht davon, und Flintenschüsse machen sie nicht scheu.

Während der Commandant einen Lieutenant mit der Schaluppe nach Quirpon schickte, um die Register des Fischfangs zu inspiciren, nahm er mich auf einigen Wasserexcursionen mit, im Süden von Croc, unter andern nach Carruge. Es ist dieß der schönste Hafen der Insel, vier Lieues von Croc. Es sind dort vierzehn Gerüste, und es kann als die größte unserer dortigen Anstalten betrachtet werden. Von da ging ich auch nach Conche, einige Meilen weiter, und nach acht Tagen kam ich wieder zurück. Als wir aus dem Hafen von Carruge fuhren, zeigte man mir eine Stelle im Meer, wo einige Jahre vorher das Boot einer Französischen Fregatte mit einem Fähnrich und sechs Mann untergegangen war. Er

fuhr, ohne es zu wissen, über Felsen, die man in Terre-Neuve roches chatouilleuses nennt, deren es dort gar viele giebt. Bei stillem Wetter kann man wissen, wo sie sich befinden, wenn nur irgend eine Boje sie andeutet; wenn es wehet, sieht man sie leicht, denn das Meer schäumt dann. Bei stillem Wetter ist ein hineingeworfner Stein oder Brett, ein Ruderschlag hinlänglich, um sogleich mehrere Wogen emporzuheben, die dann mit starkem Gerassel auseinanderfließen; aber einige Minuten nachher legen sich die Wellen, und das Meer wird wieder glatt. Auch die Ruder der Böte bringen einen ungeheuern Wellenschlag zu Wege, der aber gleich wieder abläuft.

In Conche gab man uns Fleisch von einem schwarzen Bären zu essen, der einige Tage vorher erlegt wurde. Dieser wahrscheinlich ausgehungerte Bär hatte einem Schiffsjungen seinen Zwieback entrissen, und war eiligst davon gelaufen; er wurde aber verfolgt und erlegt.

Unsere erste Excursion nach der Insel Grois war mißlungen; aber am 16. August Abends wurde der Himmel licht und voller Sterne, und so erhielt die Schaluppe Befehl, um 2 Uhr Morgens bereit zu seyn. Mit einem hübschen Nordwestwind waren wir in zwei Stunden in Grois. Wir umschifften die

erste südliche Spitze, und hielten am Fuße einer steilen Schlucht an, wahrscheinlich das Bett eines verschütteten Wasserfalls, wo aber das dichte Gehölz nicht sichtbar war, welches uns das erste Mal so beschwerlich war. In einer kleinen Bucht am Fuße dieses Engweges stiegen wir ans Land, mit den Augen die Höhe messend, die wir zu erklimmen hatten. Wir waren nur unserer neun, nebst vierzehn Matrosen, um uns in der Fortschaffung unserer Lebensmittel, Wein, Zwieback, Brantwein, Segeltuch, Kessel, ꝛc. beizustehen. Leute, die wir oben zur Schlucht hinaufgeschickt hatten, gaben uns ein Zeichen, heranzukommen, und so traten wir unsern Weg an; allein erst nach unerhörten Schwierigkeiten gelangten wir auf den Knieen und Händen zu dem Gipfel des Berges; zuweilen rollten wir sammt den Steinen, die unter unsern Füßen fortschlüpften, von oben herab, ohne ein Gesträuch, einen Zweig zu finden, wo man sich anhalten konnte. Dann hatten wir die andere Seite des Berges hinabzusteigen, über einen Bergstrom zu gelangen, der hundert Fuß rechts von uns mit betäubendem Geräusch als Wasserfall ins Meer hinabfloß, und danach mußten wir abermals über Gehölze und Felsen klimmen. Wir kamen über das Wasser, und blieben auf einer kleinen Ebene, die mit Beeren geschmückt, und von einem Morast umgeben war.

Wir lehnten uns an ein kleines Gehölz, von wo man die ganze Oberfläche des vor uns liegenden Meeres überschauen konnte. Bei heiterer Luft sah man weiter als zwölf Lieues. Die Aexte wurden vertheilt, die höchsten Tannen angegriffen, herbeigebracht und aufgerichtet. In wenig Augenblicken waren zwei Kamine angelegt, und drei Stunden nach unserer Ankunft war Alles vollendet. Das Zelt war dießmal geräumiger, als das erste, und sehr fest gebauet.

Am andern Morgen um 3 Uhr waren wir auf den Beinen. Es war noch dunkel und kalt, und doch brachen wir auf, um auf die Caribous zu lauern. Ich verbarg mich im Gehölz, an einem Bach, der zwischen zwei spitzigen Bergen hinfloß; es war derselbe, über den wir gekommen waren, und auf den mehrere frische Spuren der Thiere ausliefen. Ich stand seit einer Stunde, vom Nebel durchnäßt, und verdrießlich, Nichts zum Vorschein kommen zu sehen. Die Sonne war eben aufgegangen, und der Himmel sehr heiter, als endlich längs des Berges vor mir ein langer Schatten hervorragte. Es war ein Caribou, welches seinen, mit ungeheueren Geweihen belasteten Kopf rechts und links drehete, und zu überlegen schien, ob es bleiben oder hinabsteigen sollte. Endlich kam es auf mich zu, von Zeit zu Zeit die an seinem Wege herabhängenden Zweige anbeißend. Ich hatte es schon

seit langer Zeit auf dem Korn, und auf dreißig Schritte schoß ich es und sah es auf die Kniee sinken. Da es unter dem Gehölze fortkroch, ging ich bis ans Wasser, und erlegte es völlig mit dem zweiten Schuß. Ich rief, aber das Geräusch der Cascade deckte meine Stimme. Ich brach Zweige von den Bäumen längs dem Thale, und kehrte zur Hütte zurück, von wo ich bald mit Einigen der Unserigen kam, die das Thier dann auf einer Bahre forttrugen. Ich schoß an diesem Tage neun Courlieus, sieben Haselhühner und zwei große Wasservögel. Die Haselhühner sind dort so groß wie Rebhühner, roth, und keineswegs scheu. Ich habe sie geschossen, wenn sie saßen. Man sollte denken, sie könnten kaum fliegen, und das ist oft der Fall mit ihnen. Eigentlich haben sie auch keinen Feind zu fürchten, etwa den Adler ausgenommen, und diesem können sie nur dann ausweichen, wenn sie sich verbergen. Der Nebel vergrößert die Gegenstände auf eine unglaubliche Weise. So glaubte ich einmal, einen von mir geschossenen Courlieu fallen zu sehen, es war aber nur der Pfropf meiner Flinte. Am andern Morgen in der Frühe war meine Jagd nicht minder glücklich. In der Nähe eines ungeheuern Abgrundes, längs welchem ein sehr betretener Fußsteig hinlief, hatte ich, wie die Wilden es thun, mit Strängen und Zweigen mehrere Wege, die zu dem

meinigen führten, abgesperrt. Wenn ein Caribou auf ein Hinderniß stößt, so versucht er, statt es zu umgehen, mit seinem Geweihe sich einen Durchgang zu bahnen, und macht durch das Geräusch den Jäger aufmerksam. Ich schoß aufs Gerathewohl, und als ich die Zweige auseinander bog, fand ich es leblos auf die Erde hingestreckt. Es war ein junges Thier, dessen Geweihe noch sehr kurz waren.

Gegen 9 Uhr wurde der Nebel sehr dicht, und Alles gewann eine andere Ansicht. Kleine Feldsteine schienen mir Hügel, und ich glaubte, überall das Meer zu erblicken. Traurig irrte ich lange umher und gleichsam in Nebel verloren, als plötzlich der Himmel sich aufklärte, und ich den schwarzen Teich gewahr wurde, den ich suchte, weil er uns dazu diente, den Weg zu unserm Zelte aufzufinden. Er zeichnet sich vor vier andern auf Grois durch eine Insel in der Mitte aus. Von dort stieg man auf eine Anhöhe, wo man den Rauch unsers Feuers sah. Gegen 11 Uhr begann unser Unglück. Wir erlegten zwar viele Courlieus, und hatten deren viele um uns hängen; allein der Nebel trat wieder ein, und mit ihm, wie die Seeleute sich ausdrücken, eine brise carabinée, der uns eisig befiel. Ich war der Meinung, wir sollten zu unsern Hütten zurückkehren; meine Gefährten wollten das aber nicht, und so setzten wir unsere Jagd

fort bis ans Knie im Waſſer, denn Grois iſt nichts als Gehölz, Moräſte und Felſen. Auf den letztern kann man nicht ſtehen bleiben, denn der Wind würde einen fortwehen, wie ein verwelktes Blatt, und in den Gehölzen noch weniger, denn ſie ſind ſo dicht, daß man ſich darin nicht bewegen kann.

Um 2 Uhr wollten wir zurückkehren, erſtarrt vom Nebel und dem Winde, der uns Einen auf den Andern ſtieß; allein wir konnten unſern Weg nicht finden, und ſuchten vergeblich, die Gegend zu erkennen, wo wir uns befanden. Da mußten wir wohl warten. Vor uns hatten wir ein Paar Teiche, deren entgegengeſetzte Ränder unter ein graues Nebelgewölke verſchwand, welches der Wind über ihre düſtere Oberfläche hintrieb. Um und hinter demſelben dehnten ſich Moräſte aus, umgeben mit grünem, tiefem Moos, dann wieder Geſträuch und ſchwarze Teiche. Man hörte Nichts, als das Brauſen des Windes und den Flug der Courlieus, die bei uns vorüberrauſchten, ohne daß wir ſie ſehen konnten, und wir hörten ſie bloß ſchreien. Es war ſchon lange Nacht, und wir irrten noch herum, als endlich unſer Nothgeſchrei mit zwei Flintenſchüſſen beantwortet wurde; es waren unſere Gefährten, die uns holen wollten. Freudig war ich nunmehr wieder in unſerm beſcheidenen Zelt. Aber welches Wetter und welche Windſtöße die ganze Nacht

über! Wir waren darauf gefaßt, jeden Augenblick weggeweht zu werden, und den Abgrund hinabzurollen, der nur zwanzig Schritte weit von uns war. In Wellen drang das Wasser ein, und wir lagen inwendig; ach! dieses Wetter dauerte noch zwei Tage. Unsere Lunte war erloschen, und es war unmöglich, Feuer anzuzünden. Wir hatten uns eingerichtet, nur drei Tage zu bleiben, und am vierten nichts, als ein Glas Wein und einen Zwieback ein Jeder. Wild aller Art hing freilich vor uns, wir konnten es aber nicht roh verzehren. Der Bach, an dem unser Zelt lag, war ein Waldstrom geworden, und wir mußten fürchten, er möchte uns fortschwemmen, denn er kam immer näher.

Nachdem wir auf solche Weise zwei Tage und zwei Nächte zugebracht hatten, auf Steinen unter unserm Zelte sitzend, weil wir uns des Wassers wegen nicht legen konnten, wurde es wieder besseres Wetter; allein das Meer schien noch sehr hoch zu gehen, und wir durften nicht hoffen, daß es möglich wäre, abgeholt zu werden. Man konnte Feuer machen, sich trocknen, Rebhühner kochen, ein Viertel Caribou braten, und wieder auf die Jagd gehen, aber immer im Wasser, denn die Insel glich einem See. Am andern Morgen hielten wir uns bereit, abzufahren, da kamen die Schaluppenführer mit Lebensmit-

teln. Ich war sehr fatiguirt, legte mich wieder zum Feuer, wo ich einschlief, während unser Koch, Botte, unsere Mahlzeit bereitete. Dieser weckte mich aber bald auf, und zeigte mir eine dicke Wolke Courlieus, die über uns hinschwebte, dergestalt, daß sie uns den Anblick des Himmels völlig entzog. Ich schoß meine Flinte ab, und sie fielen dutzendweise herab auf mich, auf Botte, in den Kessel, in das Feuer; genug, sie regneten herab. Alles verschwand nun, und ich sah nichts, als den blauen Himmel; da schlief ich wieder ein. Einige Minuten nachher weckte mich Botte abermals. Es waren wieder Courlieus, die sich hundert Schritte weit von mir auf einen Hügel niederlassen wollten. Ich schlich mich hin, und hinter einem Felsen verborgen, sah ich sie auf mich zukommen, rechts und links um sich blickend, mit großem Geräusch, und so ansprechend, daß es nur ein wirklicher Jäger zu schätzen vermag. Ich stellte eine große Verheerung unter ihnen an, und sie kamen nicht wieder.

(Der Schluß folgt.)

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Jahrgang 1831. Neuntes Heft.

Reise nach Terre-Neuve.

Aus dem Französischen des Herrn Eugen Ney.

(Schluß.)

Gegen 3 Uhr kam alle Welt wieder zurück, und da um 6 Uhr Alles bereit war, so setzte man sich in Bewegung, um zu dem Boote zu gelangen. Das Meer schien etwas beschwichtigt, und wir entschlossen uns, abzufahren. Von den Höhen, wo wir waren, sahen wir ein ungeheures Feuer, das die Matrosen, welche die Schaluppe bewachen sollten, angezündet hatten. Es war beinah Nacht, und bei dem Schein dieses Feuers, welches sich im Meere abspiegelte, neben den hohen Felsmauern, mit den Paketen und den Gewehren, hätte man uns wohl für eine Bande Piraten halten können. Die Wellen zerschellten mit ungeheurer Kraft, es war kalt, und es fing an, etwas zu wehen. Um nicht von dem Stoß zertrümmert zu werden, war die Schaluppe genöthigt, sich in offnem Wasser zu halten. So groß auch die Gefahren wa-

ren, die der Zustand des Meeres uns andeuteten, stiegen wir doch ein. Wir waren unserer sechsundzwanzig auf diesem schwachen Fahrzeug, Einer über dem Andern liegend, nebst den Gewehren, dem Wilde ꝛc. Der Wellenschlag dehnte sich in die Länge aus. So lange wir indeß der Küste folgten, machten wir ziemliche Fortschritte. Bald herrschte tiefe Nacht. Zum Glück warf der Mond, die Wolken zuweilen durchbrechend, sein Licht auf den Gipfel der Wellen, und als wir um das Cap waren, drängten diese auf uns ein, dick und drohend, mit Geräusch sich fortwälzend. Stellt die Spitze der Welle entgegen! aber wir rückten nicht vor. Zieht die Ruder ein! und dergleichen Matrosenausdrücke mehr. Es war aber beinah kein Wind und das Meer fürchterlich. Die Strömung und die Wellen bearbeiteten uns, und wir blieben immer in gleicher Entfernung vom Lande. Grois erhob sich schwarz und perpendiculär rechts von uns. Wir drehten uns immer um uns selbst herum, und da sich der Nordwestwind zu erheben begann, wurde das Meer noch schwieriger. Die Schaluppe war voller Wasser. Durchnäßt und vor Kälte zitternd, betrachteten wir die geräuschvolle, so unermeßliche, so mächtige Welle neben uns, die aber wieder so klein, so verloren mitten in diesem Chaos des Oceans erschien. Wären wir von der Seite ge-

faßt worden, so war es um uns geschehen. Adieu, Paris!

Um Mitternacht ging der Mond unter und ließ uns in tiefer Dunkelheit. Der Wind wurde noch heftiger, aus Nordwesten gerade auf uns anwehend. Immer dahin strebend, mich aufrecht zu erhalten, gingen mir manche Ideen durch den Kopf; ich sang das Glockenlied aus der Somnambule. Das führte mich gar weit von dem schwarzen Grois! Uebrigens, ohne es uns zu sagen, dachten wir gewiß Alle, der Boden des Vaterlandes würde nie von unsern Leichnamen gedüngt werden. Um 1 Uhr erschien ein Nordlicht. Die Fischer von Terre-Neuve nennen diese Lufterscheinung Marionettes. Man erblickt im Norden Raketen, auf und absteigend, Bomben platzen, erscheinen und verschwinden, den ganzen Himmel glänzend, dann wieder düster werden. Alles verschwand bald; nur die Furchen unserer Schaluppe leuchteten uns, und es war ganz seltsam, das Feuer auf dem Rücken der Wellen weit hinter uns forthüpfen zu sehen.

Wir kämpften mühsam gegen die Wellen an, als wir plötzlich zehn Schritte rechts von uns einen Wallfisch mit großem Geräusch Wasser ausprühen hörten. Bald tauchte er unter, bald hob er sich wieder empor, und folgte uns so eine Viertelstunde lang in gleicher Entfernung. So sehr auch Botte mich

bat, der, mehr todt, als lebendig, den Kopf in seinen Mantel gehüllt, wie Cäsar, neben mir kauerte, zielte ich auf ihn und schoß meine Flinte ab; aber das Pfeifen des Windes verhinderte mich, den Schuß zu hören. Ich that ihm, glaube ich, nichts, denn sie war mit Schnepfenhagel geladen; meine Absicht war aber, ihn ebenso einzuschüchtern, wie er uns; denn wenn er Lust gehabt hätte, hätte er uns leicht umwerfen können. Er schwamm davon, wahrscheinlich von dem Feuer der Flinte in Furcht gesetzt; allein zwei Stunden nachher, als es anfing, zu tagen, sahen wir ihn nebst einem Gefährten in einiger Entfernung folgen. Mit der Sonne vermehrte sich der Wind, wodurch, wenn es möglich war, das Meer noch höher ging. Gegen 6 Uhr jedoch legte er sich wieder; und als wir uns dem Lande näherten, welches wir erst in der Entfernung einer Meile wegen der hochgehenden Wellen erblickten, sahen wir, daß wir zufällig gut gesteuert hatten, und erkannten das Cap Vent. Um 8 Uhr endlich kamen wir in die Croc-Bai, nachdem wir drei Stunden auf drei Lieues zugebracht hatten. Als wir ankamen, sah ich an den Vorbereitungen, daß wir bald abfahren würden, und das geschah auch wirklich am andern Morgen um 8 Uhr, unter Millionen Courlieus hin, die nach dem Cap Vent flogen, und sahen auch Grois, traurigen Andenkens,

wieder. Will man sich einen Begriff von dieser Insel machen, so verschließe man die Augen zur Hälfte, sehe auf ein schwarzes Papier, setze die Füße in kaltes Waßer, und lasse sich mit großen Blasebälgen in die Ohren blasen, um den Wind nachzuahmen.

Die Insel Terre-Neuve hat längs seiner Küsten und an seinen großen Baien Spuren einer großen Umwälzung, die in einer frühern Zeit seine primitive Form und Ausdehnung veränderte. Im Westen ist sie, durch einen engen Canal von drei Lieues Breite, die Meerenge Belle-Ile genannt, von dem Fluß und dem Golf St. Lorenz getrennt. Ihre Form ist dreieckig, und ihr Flächeninhalt 11,833 gevierte Lieues. Die Schwierigkeit, in das Innere einzudringen, der geringe Erfolg, den der Versuch einer nähern Untersuchung darbietet, sind Ursache, daß man sehr wenig davon weiß, ausgenommen etwa, daß der Boden felsig und allgemein unfruchtbar ist, daß sich mit Holz bewachsene Spitzberge, enge und sandige Thäler und einige große Heideebenen darin befinden; allein man erblickt weder Bäume, noch Gesträuche. Im Lande selbst nennt man diese Ebenen Barrens oder Landes. Seen und Teiche sind in Fülle vorhanden, und überall entspringen die Quellen des reinsten Wassers. Zuweilen ist der Boden so

ſumpfig, daß man nicht zu Pferde durchkann, und ſogar zu Fuße in große Gefahren geräth.

Die Küſten ſind im Allgemeinen mit kleinen, an Bergen hängenden Gehölzen bedeckt, die bis zum Meer herabſteigen, oder als ſteile Abgründe erſcheinen. Im Südweſten der Inſel erheben ſich ziemlich hohe Berge. Uebrigens findet man auf der ganzen Küſte viele Flüſſe, ſchöne Rheden, prächtige Häfen und große Räume am Ufer, mit Strandſteinen bedeckt, die ausdrücklich hingebracht ſcheinen, um die in der Nähe gefangnen Fiſche darauf zu trocknen. Es giebt geräumige Baien, mehrere Meilen ins Land hinein gehend, wo die Schiffe in größter Sicherheit liegen, von dem ſie umgebenden hohen Lande vortrefflich geſchützt.

Ungefähr drei Meilen von der nordweſtlichen Ecke der Conceptions-Bai liegt die kleine Inſel Baccalao, die wegen der außerordentlichen Menge an ihren zerriſſenen Wänden niſtenden Seevögel höchſt merkwürdig iſt. Man nennt ſie Oiseaux de Baccalao; es ſind nützliche Lootſen, die die Natur den Seeleuten geſpendet zu haben ſcheint; ſie benachrichtigen ſie von der Annäherung der Küſte, beſonders bei ſtarkem Nebel. Darum gewährt ihnen die Engliſche Regierung auch beſondern Schutz, und verbietet auch, ſie zu tödten, oder ihre Eier zu nehmen.

Allein ungeachtet der Gouverneur jedes Jahr eine Proclamation in dieser Hinsicht erläßt, verachten kühne Männer, verleitet durch den großen Gewinn, den der Verkauf dieser Vögel, ihrer Federn und ihrer Eier gewährt, jede Gefahr, und es gelingt ihnen, mittels Taue und Netze die Eier herunterzubringen und der Vögel selbst habhaft zu werden.

Die Conceptions-Bai, die zwanzig Lieues ins Land hinein geht, hat zwei Städte: Harbour Grace und Carbonier. Von dieser Stadt bis nach Pointe de Grat hauset eine zahlreiche Bevölkerung, die ganz zum Fischfang gebraucht wird, ungeachtet der rauhen, unangebaueten Küste und der vielen Verluste, die sie jeden Herbst durch Strömung und Wellen erleidet, die zuweilen die Gerüste und Fahrzeuge vernichten.

Der Hafen Saint Jean liegt nicht weit von der Conceptions-Bai, und ist einer der besten auf der Insel. Er liegt zwischen zwei Bergen in geringer Entfernung von einander, die im Osten der äußersten Enden eine enge Einfahrt gewähren. Er ist zwei Meilen tief bis zur Mündung des Flusses Petit-Castor. Im Süden erheben sich hohe, steile Berge, und im Norden die Forts William und Townsend. Hinter dem erstern befindet sich ein sehr schöner See voll vortrefflicher Forellen, und er ist mit dem Meere in Verbindung.

Die Stadt Saint-Jean ist der Sitz der Regierung und des Obergerichts der Admiralität von Terre-Neuve. Sie ist wichtig in Kriegszeiten, und der größern Sicherheit wegen ist denn auch hier der größte Theil des Vermögens deponirt. Alle Schiffe aus den verschiedenen Häfen, mit Ausnahme derer, die nach Norden segeln, nach Schottland und Liverpool, müssen in Saint-Jean sich unter Convoi stellen, und segeln dann zugleich ab. Die dortige Land- und Seemacht geben der Stadt Leben und Bewegung und tragen auch viel zur Wohlfahrt derselben bei. Die schwierige Anfahrt zum Hafen, die imponirende Lage der Berge auf beiden Seiten, die Forts und die vielen Batterien, die solche flankiren, machen sie beinah uneinnehmbar. Die Schiffe können nur einzeln einfahren, und könnten leicht von den Forts in den Grund gebohrt werden.

Die Bevölkerung der Stadt beträgt etwa 12,000, und die der ganzen Insel etwa 60,000 Seelen. Als wir sie besuchten, stellte der Gouverneur großen Luxus zur Schau, und repräsentirte im Kleinen den Hof des Königs von England. Die Gesellschaft ist, wie man sagt, auserwählt, die Frauen sind frisch und hübsch, und der Winter, ungeachtet seiner großen Strenge, gilt für die angenehmste Jahreszeit. Es werden Bälle gegeben, Privattheater sind im

Gange, und die Acteurs, hauptsächlich die Officiere der dort Garnison haltenden zwei Regimenter und der im Hafen stationirten Schiffen.

Die größte Stadt nach Saint-Jean ist Plaisance an der Bai gleiches Namens im Süden der Insel, deren Hafen so groß ist, daß 150 Schiffe dort in größter Sicherheit verweilen könnten. Unter den Inseln und Baien von Terre-Neuve findet man Namen, die beinah alle irgend einen Vorfall in Erinnerung bringen; z. B. la Baie du Desespoir, la Baie des Trépassés, la Baie des Facheux, la Baie du Diable, la Baie de la Rencontre, l'île des Pigeons, des Pinguins, la Baie de l'Ours blanc, des cinq Cerfs, du Grand Bruit, de la Poile, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Ofen; die Rose blanche, l'Ile brûlée, la Pointe blanche und endlich la Pointe enragée, deren wilde Lage gegen den Golf Saint Lorenz mit Felsen umgeben, diesen Namen zu rechtfertigen scheint, besonders wenn der Sturm aus Süden und aus Südwest kommt.

An der westlichen Küste befindet sich der größte Fluß der Insel, der Humbert, der 38 Lieues von Süden nach Norden fließt.

Die gegenüberliegenden Küsten von Labrador sind der Colonie von Terre-Neuve beigefügt. Aus den

älteſten Beſchreibungen dieſer Küſten erhellt, daß ſie immer wegen der großen Menge Fiſche, hauptſächlich der Kabeljaue und Lachſe, die man an denſelben und in den Flüſſen findet, berühmt waren. Dieſe Küſten, die höchſten auf der Welt, können ſchon aus vierzig Lieues im Meere geſehen werden. In der Nähe gewähren ſie den wildeſten und furchtbarſten Anblick. Ungemein viel Wild iſt daſelbſt vorhanden, und auch Hirſche, Füchſe, Caſtore, Marder, u. d. m. Fünf Arten Seewölfe ſind häufig in dieſem Gewäſſer, unter Andern der Fatuc vindac, wie ihn die Lappländer nennen, der einen runden Kopf hat und einen langen Rüſſel wie ein Elephant. Die Hunde, ungefähr den Grönländiſchen ähnlich, haben den Wuchs eines Wolfes. Sich ſelbſt überlaſſen, machen ſie in Haufen Jagd auf das Wild, welches ihnen zur Nahrung dient.

Im Jahre 1585 fuhr John Dawis längs dieſer Inſeln hin. Als er am 19. Juli weit im Norden war, hörte er einen fürchterlichen Schall bei dichtem Nebel, deſſen Urſache er nicht zu errathen vermochte, da er bei dreihundert Klafter keinen Grund fand. Er merkte bald, dieſer Schall entſtehe von den Wellen, die gegen ungeheuere Maſſen Eiſes anſtürzten, welchen er aber mit ſeltenem Glück auswich. Tages darauf erblickte er ungeſtaltete Berge, deren Gip-

fel bis über die Wolken reichten, und die ganz mit Schnee bedeckt waren. Er legte diesem Lande den Namen Terres de la Desolation bei, und von der Ansicht dieser Küsten und ihrer Gefahren erschreckt, kehrte er durch die seinen Namen führende Engfahrt zurück in das weite Meer, die Hudsonsbai genannt, und kam so bis nach Terre-Neuve. Es ist sonderbar, daß in diesem Lande, in welchem acht Monate des Jahres nichts wächst, so viel Wild vorhanden ist. Als die Hudsonsbai noch den Franzosen gehörte, von 1697 bis 1714, verzehrte ein Gouverneur des Forts Bourbon mit seiner aus zwanzig Mann bestehenden Garnison während eines einzigen Winters 90,000 wilde Hühner und 25,000 Hasen.

Seiner Breite nach müßte Terre-Neuve im Genuß derselben Temperatur seyn, wie andere Länder von gleicher Lage. Allein das nördliche America weicht in seinem Clima von den andern Theilen des Erdbodens ab. Terre-Neuve, ein Theil von Neu-Schottland und Canada liegen unter derselben Breite wie Frankreich, und überall, in diesen drei Ländern, sind die Flüsse im Winter mit drei Fuß dickem Eis belegt. Das Land ist beständig mit Schnee bedeckt und alle Vögel wandern aus. Labrador und die Länder im Süden der Hudsonsbai liegen unter derselben Breite wie Großbritannien, und doch ist dort, z. B.

in der Nähe der Hudsonsbai, die Kälte so groß, daß oft das Queckſilber gefriert. Doctor Mitchell, der viele Beobachtungen in dieſer Hinſicht anſtellte, hat berechnet, daß dieſer Unterſchied der Temperatur 14 bis 15 Grad Breite gleichkommt. Demnach würde ein Ort unter dem 40. Grad Breite in America dieſelbe Temperatur haben, wie unter dem 55. im alten Continent.

Es iſt auch zu bemerken, daß, da die Kälte während des Winters hier ſtrenger iſt, die Hitze hier auch ſtärker iſt, als in Ländern unter gleicher Lage in Europa. Das Queckſilber friert in der Hudsonsbai im Januar, und im Sommer ſteigt das Thermometer bis auf 25 Grad. Alle Schiffer, welche die Länder zwiſchen dem 70. und 80. Grad N. B. beſucht haben, berichten, die Hitze ſei dort ſo groß, daß das Pech an den Schiffen ſchmilzt; dieß geſchieht nicht einmal in Südamerica. Es giebt eine größere Menge über dem Niveau des Meers liegende Länder am Nordpol, als in den entgegengeſetzten Regionen des Südpols, wo überhaupt viel mehr Waſſer ſich zeigt. Dieſes Waſſer abſorbirt die Sonnenſtrahlen; im Norden dagegen wirft das Land ſie zurück, und erzeugt ſo einen höhern Grad Hitze.

America liegt den Polen näher, als jeder andere Theil der Welt, und dehnt ſich auch gewaltig nach

Westen hin. Sein nördliches Ende ist Nichts, als eine Gruppe hoher, das ganze Jahr über mit Schnee bedeckter Berge. Westlich, im Russischen Antheil, liegen auch hohe Berge, ebenfalls mitten im Sommer mit Eis bedeckt. Der über diese hohen Regionen ziehende Wind ist dergestalt mit eisigen Elementen gesättigt, daß er es bei sich behält, selbst, wenn er über wärmere Climate zieht, und oft ist er nicht einmal im Golf von Mexico gemildert. Ein kalter Wind würde augenscheinlich anfänglich etwas von seiner Temperatur verlieren, weil er auf seinem Zuge der Oberfläche der Erde etwas von ihrem Wärmstoff entziehen würde; ist aber diese Oberfläche einmal erkaltet, so würde er, wenn er immer in derselben Richtung wehet, Nichts von seiner Intensität verlieren. Auf dem ganzen Americanischen Continent sind Nordwestwinde und große Kälte synonym. Dieser Wind herrscht aber am Gewöhnlichsten, und hat dort eine Kraft, wie kein anderer. Die großen Seen Canadas, diese innern Meere, die sich weithin nach Nordwest erstrecken, geben diesen Winden noch mehr Stärke und eine Richtung, wodurch das Clima der Hudsonsbai nach dem Süden des Continents geleitet werden. In Europa kommen die kalten Winde aus Norden nach Osten, in America dagegen aus Norden nach Westen. Dann ist der Himmel heiter, schön blau und

die Nächte sind prächtig. Die Sterne sind glänzender, als jenseits des Atlantischen Meeres, und es erscheinen viele Nordlichter.

Die frühen Winter sind im Allgemeinen lang und streng auf Terre-Neuve. Ein milder Winter giebt einen regnigen Sommer, während ein strenger Winter einen trockenen Sommer herbeiführt. Man weiß ungefähr, wann er beginnt, aber nie die Zeit, wo er endigen dürfte. Die periodische Ankunft der schwimmenden Inseln und der Eisfelder aus dem Norden an diesen Küsten verursacht dieß. Sie bewirken das Anhalten seiner strengen Kälte, oder vielmehr einen zweiten herbeizuführen, der so lange dauert, bis das Eis von den West- oder Nordwestwinden weggeführt ist.

Der Himmel im Norden und Westen der Insel ist im Allgemeinen klar und heiter; die östliche und südliche Seite dagegen sind immer dem Regen oder dem Nebel ausgesetzt, wegen der Nachbarschaft der Bänke. Dichte und nasse Nebel herrschen häufig im Frühling und im Herbst, und sind für die Schiffahrt in der Nähe der Küste sehr gefährlich.

Die Kälte, welche die West- und Nordwestwinde im Winter herbeiführen, ist streng, aber trocken; die aus Norden oder Nordosten ist durchdringend, begleitet von Schneewirbel, die den Boden vier bis

fünf Fuß und zuweilen sechs bis sieben Fuß hoch bedecken. Es entstehen plötzliche Stürme; der Wind bläst von allen Seiten her, und treibt den Schnee mit Wuth vor sich hin; die Häuser krachen und schwanken, und das Wasser des Meeres wird weithin über das Land auseinandergetrieben wie Schneestaub.

Im Frühling herrschen Nebel und Regen; allein gegen Anfang Junis wird die Veränderung fühlbar, und von Mitte Julis bis Ende Augusts ist die Hitze im Allgemeinen so stark, daß man Sommerkleider anlegt. Die Nächte sind prächtig. Der klare Himmel, die reine, heitere Luft, der Glanz des Mondes und der Sterne, besonders die des Horizonts, die wie entfernte Leuchthürme glänzen, sind unbeschreiblich schön. Von dem schönen Anblick der Baien in solchen Nächten kann man sich keinen Begriff machen. Ihre weite Oberfläche ist alsdann mit Myriaden Fische von verschiedener Form und Größe bedeckt, alle unter sich beschäftigt, die einen mit Verfolgen, die andern mit Fliehen. Die schwarzen und gestreiften Wallfische kommen aus dem Wasser hervor, und tauchen wieder unter, und ihre hohen Wasserstrahlen fallen in phosphorischem Funkeln wieder zurück. Kabeljaue und Schellfische hüpfen über die Wellen, und strahlen vom Glanz des Mondes. Die Capellane fliehen in unermeßlichen Bänken dem

Ufer zu, um dort eine Zuflucht zu ſuchen, und jede zurücktretende Welle läßt deren eine unzählbare Menge auf dem Sande zappelnd zurück. Sie werden alsdann eine leichte Beute für die Frauen und Kinder, die ſie mit Waſſereimern fangen. Die Fiſcher füllen ihre Böte damit als Lockſpeiſe für die Kabeljaue.

Der Monat September iſt der gemäßigſte. Um die Mitte Octobers wird das Wetter friſch und wandelbar, und zu Ende dieſes Monats haben Regen und Nebel bereits angefangen, den Zuſtand der Atmoſphäre zu verändern. Um die Mitte Decembers verkünden Schnee, Eis, kalte, durchdringende Winde die Annährung des Winters. Dann ſtößt ein hohles Meer, welches eine dunkele Farbe anzunehmen ſcheint, brauſend an die Küſte, ſchüttelt die Gerüſte und die zum Fiſchfang erbaueten Hütten, die der Herbſtſturm noch verſchont hatte, und reißt ſie oft nieder. Der Wind dreht ſich von Südoſt nach Nordoſt und Norden, Schneewolken vor ſich hertreibend, bis endlich der Nordweſtwind ſeine ganze Kraft erreicht hat, und die Atmoſphäre heitert ſich auf, der Froſt nimmt zu. Nur mitunter wird der Himmel durch die Stürme des geſchmolzenen eiſigen Schnees aus Nordoſten und Oſten getrübt.

Was die Thiere in den Wäldern von Terre-

Neuve- betrifft, so steht der Hirsch und der Caribou im ersten Range. Die Bären, die Biber, die Otter, der rothe- und Silberfuchs, die Hasen und Marder sind auch in großer Menge vorhanden. Am häufigsten wird die Jagd bei starkem Frost betrieben, denn um diese Zeit haben die Pelze den größten Werth. Alles Belebte und Unbelebte trägt alsdann die Livree des Winters. Die verschiedenen Farben, wodurch die Thiere sich auszeichnen, verwandeln sich alsdann in ein gleichförmiges Weiß, und Alles, sogar die Hunde und die Katzen, selbst wenn sie erst neuerlich aus einem wärmern Clima gekommen, ziehen ein sanfteres und dickeres Gewand von weißen, glänzenden Haaren an, die im Frühling flockenweise wieder ausfallen, oder sie reißen sie auch wohl selbst mit den Zähnen aus, als wenn sie ihrer recht bald wieder los werden wollten. Diese merkwürdige Veränderung geht auch mit den Vögeln vor, von denen mehrere, unter andern das Rebhuhn, ganz weiß werden, um im Frühling ihr gewöhnliches Gefieder wieder anzunehmen. Das köstlichste vierfüßige Thier dieser Insel ist der Hund, als eine eigene Art, und er wird daher auch nach seinem Geburtsland benannt. Die wirkliche, reine Race ist dort nicht so gemein, wie man wohl glauben dürfte, und findet sich hauptsächlich nur an den Baien Plaisance, Fortune und

Conception. Gelehrig und sehr anhänglich, ist er in Hinsicht der Nahrung leicht zu befriedigen. Er lebt von frischen, rohen oder gekochten Fischen, von Kartoffeln oder Kohl. Sein liebstes Getränk ist Schafsblut. Er bellt selten, und bloß, wenn er sehr gereizt wird, und dann auch stößt er nur zwei Mal einen Schall aus, der ihm sehr mühsam wird, und nicht sehr natürlich scheint. Der Ton hält die Mitte zwischen dem Bellen und dem Heulen, und alle andere Hunde, die ihn hören, vereinigen dann ihre Stimme mit ihm. Seine Liebe zum Wasser, es möge frisch oder gesalzen, warm oder eisig seyn, die große Tiefe, in die er taucht, (ich habe deren bis auf 20 Fuß hinabsteigen sehen), endlich die Gestalt seiner Pfoten nähern ihn der Classe der Amphibien. Wie die Hunde in Labrador und Grönland, gleichen die von Terre-Neuve sehr dem Wolf; sie jagen in Haufen und verzehren ihren Raub.

Als ich von Croc abfuhr, ließ ich die Bearnaise, die uns ablöste, zurück. Wir brauchten acht Tage, um nach Saint Pierre zurückzukehren, bei einem abscheulichen Wetter und einem dichten Nebel, dem gewöhnlichen Begleiter der Seefahrer in diesen Gewässern. In der Bai Desespoir, in welcher die Strömungen uns gewaltig fortrissen, liefen wir sogar einige Gefahr. Glücklicher Weise erhob sich ein

Landwind, und am 6. August gegen Mittag entdeckten wir Saint Pierre in einer Entfernung von zwei Lieues. Mit vollem Winde und alle Segel aufgespannt langten wir an. Eine halbe Lieue vom Lande legten wir bei, weil wir ohne Lootsen, uns nicht vorwärts getraueten, und bald ankerten wir unter dem Cap l'Aigle.

Zu Anfang Septembers kam die Englische Kriegsbrigg Manly auf die Rhede, und da der Capitän uns auf seinem Schiffe ein Diner gab, so gab ihm der Gouverneur auch eins, dem ein Ball folgte. Im Ganzen waren wir vierzig Personen, worunter sieben tanzende Damen. Unser Orchester bestand aus einem alten Matrosen, der die Violine spielte.

Der Manly sollte am 28. September von Terre-Neuve nach Halifax fahren, um Bericht von dem Englischen Fischfang abzustatten, der um diese Zeit endigt. Capitän Field that mir den Vorschlag, mit ihm zu fahren, welches ich recht gern annahm. Am andern Morgen vor Tagesanbruch war ich mit meinen zwei Freunden B . . und B . ., die mich bis zum Manly begleiten wollten, im Boot; das Schiff lag vom Lande entfernt, um leichter unter Segel gehen zu können. Kaum sah man uns bei der Morgenröthe in der Ferne, so hörte ich auch schon die Pfeife, und sah die Segel aufziehen. Ich

stieg an Bord, nahm Abschied, und bald verschwand die Küste von Saint Pierre weit von uns.

Die Schleichhändler.

Wer da?
Bauern, arme Leute aus
Frankreich.
Shakespeare, Heinrich VIII.

Ein leiser Nordostwind säuselte durch die Tannen, die Brightons Höhen bekränzen. Im Innern beugten sich auf den ungeheuren Heidestrecken der Grafschaft Sussex in wellenförmiger Bewegung die blüthenreichen Halme, sie wogten wie die vergoldeten Fluthen des Sees bei den ersten Strahlen der Sonne. Auf der Seite des Meers, am Fuße des von einzelnen Gebüschen beschatteten Kalkfelsens lag die herrliche Stadt Brighton, mit ihren abhängigen Straßen, auf die herab schöne Balcons schauen, so künstlich, daß man versucht wird, sie für Maurische Kreuzgänge des Alhambra zu halten. Mitten auf einem Rasenplatze steht der Gothische, pyramidenförmige Kirchthurm, der seine schönen Umrisse in den Azur des Oceans tauchte. Der eiserne, mitten in den Fluthen liegende Hafendamm, der von ungeheuren,

in den Felsen eingemauerten Ketten gehalten wird, schien sich auf den durchsichtigen Gewässern des Canals zu wiegen. Spatziergänge dehnten sich an den Küsten hin aus; Tilburys rollten im Galopp darauf hin; zwischen elegante Herren und Damen in Amazonentracht hindurch stolzirten zu Pferde Officiere in prächtigen Uniformen, während auf dem großen Platze die Militär-Musik, umringt von einem Haufen Neugieriger, Nationallieder spielte, wie God save the king und Rull Britannia. Was aber in den feierlichen Anblick des gewaltigen Meeres, des einfarbigen Himmels und der durch Balconreihen verschlungenen Häuser Abwechselung brachte, das waren die spitzigen Glockenthürme, die vergoldeten Thurmspitzen, und die Chinesischen Pyramiden, die sich, mit den Dächern des prächtigen Palastes der Könige von England wetteifernd, in die Lüfte erheben. Am Ufer hin wogten eine Menge Kähne, eine kleine Flotte von Yachten mit ihren bizarren Segeln, Peniſchen, welche die Ruderschläge der Matrosen durch die Fluthen jagten, Yoles mit fliegenden Wimpeln und farbigen Flaggen. Das ferne Geräusch dieser muntern und belebten Stadt, vereint mit dem regelmäßigen Brüllen der Wogen auf einer Sandbank, mischte sich auf dem Gipfel des Hügels mit dem Rauschen der Föhren, und das Getöse der beiden

Elemente klang wie der Accord zweier gewaltiger Stimmen, der als Echo in einer melancholischen Seele wiederhallt.

Am Fuße der Tannen stand ein Mann, unbeweglich, die Augen starr auf die hohe See gerichtet. Seine Stellung verrieth gespannte Aufmerksamkeit, die aber keineswegs durch das Schauspiel aufgeregt zu seyn schien, das wir so eben zu schildern versucht haben. Seine Jacke und sein gewichster Hut verriethen einen Seemann. Mit einem Fernglas, wie man sich deren gewöhnlich auf der See bedient, und die mit der Aufschrift night and day versehen sind, betrachtete er den Horizont von einem Punct bis zum andern. Sobald ein Schiff erschien, verfolgten seine durchbohrenden Blicke den Lauf und das Takelwerk desselben mehrere Minuten lang, dann murmelte er mit leiser Stimme: Viereckige Segel und drei Maste; — nach seiner Kajüte zu schließen, ist es ein Schiff der Indischen Compagnie; — und das andere, das den Wind im Rücken hat, mit seinen untern Leesegeln, die das Wasser berühren, wie der Schwanz der Haifisches, das ist es auch nicht. — Heh! John! (und von der Tanne herab, unter deren Schatten er stand, antwortete die Stimme eines Kindes, das auf dem höchsten Aste saß, diesem Ruf mit der Unterwürfigkeit, wie sie ein Schiffsjunge dem

Rufe ſeines Capitäns ſchuldig iſt;) was ſiehſt du in der Richtung der großen Pagode unter dem Ewölke in Südweſt? Sind es die Flügel einer Möve, oder iſt es die Flagge eines Kreuzers? — Und ohne die Antwort abzuwarten, betrachtete der Seemann mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit den weißen Punct, den kein anderes menſchliches Auge in ſolcher Ferne hätte entdecken können, als das eines Schleichhändlers, oder eines Corſaren. — Hem! das iſt es, die Klüver ſo ſpitz, wie der Schnabel eines Wolkenvogels, und die Naſe im Winde, wie ein Blaſebalg während einer Windſtille, das muß es ſeyn. — Marſch John, vorwärts, wenn der Meerwolf von der Seite jagt, ſo kommt es von Hafen zu Hafen, und morgen ſchon iſt die Schiffsladung unter den Felſen von Dieppe, trotz aller Kreuzer des Königs und der Franzöſiſchen Douanen, oder ein Engliſcher Schleichhändler iſt ein Stümper. Anſtatt den Fußſteig zu verfolgen, der nach der Stadt hinführte, ließ ihn der Seemann rechts liegen, und ging an den letzten Häuſern der Vorſtadt vorüber, an der zerſtörten Capelle und ihrem Kirchhof, der mit trockenen Gräſern bewachſen iſt, und aus deſſen Mitte ſich hier und da graue Steine erheben, als Zeichen der Gräber, Marmorkreuze, Monumente mit Inſchriften und geflochtenen Kränzen. Nur mit

Mühe konnte das Kind dem Gefährten durch das Heidekraut folgen; aber sei es, daß die unwillkürliche Furcht vor diesem einsamen Todesaufenthalt seine Schritte beflügelte, sei es irgend ein anderer Beweggrund, er hielt sich immer so nah wie möglich an dem voranschreitenden Seemann. Nicht weit von der Küste, und ungefähr zwei Meilen von der Stadt in einer tiefen Bucht, wo sich die letzten Wogen des steigenden Meeres brachen, pfiff der Schleichhändler auf einem Pfeifchen, und in demselben Augenblick tauchten ein dutzend Köpfe aus den Dünen, traten aber nur mit groſser Vorsicht aus ihren Höhlen, wie, wenn in den Gefilden des Arkansas und des Missouri der Rehbock seine Schnauze über die Kräuter streckt, wenn der Indische Jäger, zwischen den Fingern blasend, das Seufzen eines Rehkalbes nachahmt, das seine Mutter ruft.

Der Ort, den die Schleichhändler als Zuflucht gegen Verfolgungen gewählt hatten, war, wie wir schon erwähnt haben, eine Bucht, und zugleich so seicht, daß selbst die kleinsten Schaluppen nicht einlaufen konnten; während der Ebbe ließ das zurückfließende Wasser ein Bett voll feinen Sandes zurück, der die Küste bedeckt von der Mündung des Adur an zu Shoneham bis in die Gegend von Douvres. Ihre Hütte bestand aus Spieren und Bootshaken und aus mit

betheerter Leinwand überdeckten Rudern, und die in den Sand eingescharrten Schleichhandelwaaren wurden nur herausgeholt, um eingeschifft zu werden. Anfangs hatte man beschlossen, die Nacht zu erwarten, um der Kriegs-Yacht besser zu entgehen, die zwischen Dieppe und Brighton kreuzte; aber den Beobachtungen des Capitäns zufolge hatte sie ihre Richtung nordwärts genommen, und mußte sich ganz außer dem Gesichtskreis befinden.

Die Fluth steigt in dem engen Canal, der Frankreich von Großbritannien trennt, mit reißender Schnelle. Jede Woge, die am Strande zerfloß, näherte sich mehr und mehr der Schaluppe der Schleichhändler. Anfangs bespülten Schaumwellen, dann ganze Wogen den Kiel, nach und nach erhoben sie sich rings um die schmalen Flanken der Barke, und von ihrem Drängen zitterten die Maste. Als sie durch die Fluthen gehoben war, drehte sie sich wirbelnd um den Anker herum, der sie noch am Ufer festhielt. Alle stiegen an Bord, die Spieren und Bootshaken nahmen wieder ihren Platz auf dem Verdecke ein. Mehr und mehr beugte sich nun die Schaluppe auf dem Ocean, dann richtete sie die Spitze ihrer Maste mit Anmuth wieder empor, und endlich der vereinten Kraft zweier Segel gehorchend, zog sie ihre Furche in schwebender Bewegung mit

einem Gemurmel, das im Ohr des Seemannes so lieblich wiederhallt, und welches das unaussprechliche Wohlbefinden erzeugt, die innere Freude, in der der Reiz des Seelebens besteht.

Die Neugierigen auf dem Hafendamm von Brighton hätten nur mit Mühe die durch die zwei ganz aufgeblähten Segel beschleunigte Fahrt bemerken können. Schnell verschwanden sie mit ihrer theerigten Farbe, wie ein schwimmender Balken, als Trümmer eines Schiffbruchs. Im rechten Winkel segelte nordwärts, um den Schleichhändlern den Wind abzuschneiden, eine mit Kanonen versehene Yacht. Auch sie hatte den Wind im Rücken, und die beiden Klüvers waren durch ein Brensock-Segel maskirt; das Briggsegel, das von der Seite gesehen wurde, schweifte in einem weiten Bogen, und das leichte Schiff schwebte majestätisch über die stürmischen Wellen des Canals dahin, mit der Schnelle und Ungeduld eines Kreuzers, der seine Beute sucht. Schwer war es, genau den Punct zu bestimmen, wo die beiden Fahrzeuge sich begegnen mußten, denn das unruhige Manöver der Schaluppe, die immer mehr südwärts segelte, verrieth hinlänglich, daß die, welche sich auf derselben befanden, gern das Zusammentreffen zu vermeiden suchten. Aber wie ein Schatten folgte die Yacht ih-

rem Lauf, und jeder neue Druck am Steuerruder der Schaluppe ward nachgeahmt vom Piloten des Kreuzers. Es war dieß der entscheidende Augenblick. Am Bord der Schleichhändler herrschte tiefe Stille, denn der Hauptmann hatte die unerwartete Gegenwart eines Feindes erkannt, den er noch so weit glaubte; aber fest gestützt auf ein Ruder, folgte er allen Manövers der Yacht wie ein geschickter Reiter mit seinen Schenkeln die geringste Bewegung des Rennens fühlt, den er bändigt. Plötzlich wandte sich der Kreuzer auf die Seite; die Fockſegel, die dem Wind entgegen gerichtet waren, weheten hin und her, und schleuderten die Kolben ins Vordertheil des Schiffes; das viereckige Segel ward an den Mast herangezogen, und zur Hälfte aufgehißt, um das Manöver zu erleichtern; der Hauptmann sprang auf die Wandtaue, um das Innere der verdächtigen Ladung besser unterscheiden zu können, und nahm sein Sprachrohr. — Heh da! auf der Barke, wer seid ihr? — Fischer von Dieppe, erwiederte der Steuermann, indem er den normannischen Accent nachahmte, wir sind Fischer von Dieppe. — Wie heißt die Barke. — Eclipse, erwiederte die vorige Stimme. — Feuer! schmettert die Schmuggler zusammen! schrie der Capitän der Yacht, aufs Verdeck springend, es sind Betrü-

ger, die Eclipse lief gestern in den Hafen von Calais ein; zielt nach den Segeln, schießt die Maste ab. Schnell wurde dem Befehl gehorcht; aber die unerschrocknen Matrosen der Schaluppe hatten ihr Schiff herumgedreht, und boten den Kanonen der Yacht nur ihren schmalen Theil. Eine Kugel riß das Ruder aus den Händen eines Matrosen, zerschnitt ein Wandtau des Hauptmastes, und über den Häuptern der Wogen hinwegsausend, wie ein fliegender Fisch, stürzte sie 100 Schritt vom Bogspriet ins Wasser. Nun begann eine wüthende Jagd. Der Schmuggler zog alle seine Segel auf, setzte seine sechs Ruder in Thätigkeit und flog mit reißender Schnelle über den Ocean, wie eine Londner Yacht, die der Strom unter der Cité-Brücke dahinführt. Die Yacht ihrer Seits, von ihrem ungeheuren Briggsegel getrieben, und alle ihre leichten Segel um den Hauptmast vor den Wind gebracht, folgte seiner Beute auf dem Fuße. Aber nach und nach erschlaffte der Wind, die Sonne verschwand hinter dem dicken Nebel der Insel Wight, und färbte hier und da die hohen Spitzwellen des Canals. Die schweren Ruder des Kreuzers fielen mit einem dumpfen Geräusch in die niedergeschlagnen Wellen, und die Fahrt des Schiffes ging langsam vorwärts, während die kühnen Schleichhändler immer lavierten, voll Eifer und er-

muthigt durch die Stimme ihres Führers und den Anblick des Feindes, dessen Lauf allmälig langsamer zu werden begann. Schaum sprühte unter dem Kiel, wie die Funken unter dem Huf eines galoppirenden Rosses, und die kleinen Segel des bewaffneten Schiffes, die höher waren, als die der Schaluppe, spürten allein noch den erlöschenden Hauch des Abendwindes, der sie im Vorüberwehen aufschwellte; dann fielen sie schlaff und faltenreich auf die Taue herab.

Es war dieß die Stunde, wo sich der Kohlendampf über die Englischen Städte erhebt, und da in schwebender Bewegung bleibt, bis das Morgenroth des neuen Tages, oder ein frischer Wind den Dampf nach Westen jagt, oder in der Luft zerstreuet. Es war die Ruhe des Abends, wo das Takelwerk knarrt, und die Kanonen rollen auf dem Zwischenverdeck. Vom höchsten Knopf der Bramstange herab bis in den untersten Boden des Kiels schreit und knarrt alles am Bord der großen Schiffe. Doch die Schleichhändler verfolgten ihren Vortheil, und der unkluge Kreuzer jagte immer nach, wenn auch nur von weitem, auf gut Glück, kaum geleitet durch das Feuer, das vom äußersten Ende des Pear von Brighton herglänzte. Ein leichter Wind runzelte die Oberfläche des Meeres und schwellte die noch immer aufgehißten Segel der Yacht wieder an. Die

Schaluppe begann nun, langsamer zu laufen; aber eine Kanonenkugel zerschmetterte dießmal den Hauptmast, und das zerfetzte Segel lag über dem Verdeck, wie ein Leichentuch.

— Jetzt bringt die Leithunde, schrie der Führer des Schmuggler Schiffs, indem er vor seiner Barke her sondirte, es ist Zeit; wie findet ihr den Grund der Bai? — Da stieß die Yacht mit einer solchen Gewalt auf einen mit Schaum bedeckten Felsen, daß die Spitze des Mastes zitterte, wie eine Ankerkette, die der Strom anspannt und erschüttert. Hierauf ertönte ein gewaltiges Geschrei von der Schaluppe der Schleichhändler, die siegreich aus dem Labyrinth der Klippen schlüpften, in das sie den Kreuzer verlockt hatten, um ihn zu vernichten, und sie verschwanden auf dem hohen Meer.

Bei Anbruch des Tages bot diese herrliche Yacht, mit ihren bronzenen Kanonen, ihren roth gemalten Stückpforten, ihrem wie ein mit Mosaik getäfelter Fußboden glänzenden Verdeck nichts dar, als den traurigen Anblick eines verunglückten Schiffes. Der Mast, den man hatte abhauen müssen, um das Fahrzeug wieder flott zu machen, lag umgestürzt da, die Segel und das Tauwerk lagen in blinder Unordnung auf dem Verdeck, die Schaluppen waren ausgesetzt, um das an die Küste zu bringen, was aus

dieſer ſchrecklichen Cataſtrophe gerettet war. Auch dieſe Trümmer drohten noch die wüthenden Fluthen in den Abgrund zu reißen, denn die Yacht war an den ſpitzen Felſen geſcheitert, um die die Gewäſſer des Adur ſich bei ſeiner Mündung in wirbelnder Bewegung drehen. Der Capitän ſteckte eine Flagge auf, um den Fiſchern ein Zeichen zu geben, ihm zu Hülfe zu kommen, und in einer Ferne von 10 Milles konnte er noch die beiden ſchwarzen Segel der Schleichhändler erblicken, die an Frankreichs Küſte landeten.

Abſchied Carls X. von dem Schiffscapitän Dumont d'Urville.

Am 24. Auguſt Abends unterhielten ſich der König und der Dauphin noch lange mit mir über die politiſchen Angelegenheiten; aber es war mir unmöglich, ihnen Vernunft zu predigen, ſie behaupteten immer, man habe eine allgemeine Verſchwörung gegen den Thron angezettelt, und das einzige Mittel, dem Strome Widerſtand leiſten zu können, wäre das der Ordonnanzen geweſen. Das Unglück habe es nicht gelingen laſſen; aber es wäre dieß nur eine Prüfung, die ihnen die Vorſehung auferlege. . . denn die Gerechtigkeit und die Ehre würden doch noch

triumphiren, und über kurz oder lang würde die Krone ihrem legitimen Herrn wieder zukommen, dem jungen Herzog von Bordeaux. Mit solchen Täuschungen beschwichtigen sich die armen Fürsten.

Als Carl X. um halb 9 Uhr Abends zu Bett gehen wollte, vertraute er mir noch seinen Plan, nicht in England bleiben zu wollen, und daß sein dortiger Aufenthalt nur temporär seyn würde. Sobald die Sachen in Europa wieder etwas ruhiger ständen, so wäre sein Plan, sich im Süden Europas festzusetzen, an der Küste von Venedig oder Mailand.

Hierauf sagte er mir mit Herzlichkeit, indem er meine beiden Hände drückte: „Mein lieber Capitän, bevor ich Sie verlasse (er sollte sich am andern Morgen ausschiffen), ist es mir angenehm, Ihnen noch einmal meinen ganzen Dank aussprechen zu können, meinen Dank für all die Aufmerksamkeit, all die Gefälligkeit, die Sie gegen mich und alle Glieder meiner Familie bei dieser Gelegenheit gezeigt haben. — Sire, alles, was ich that, war für mich nur eine Pflicht; Sie im Unglück zu sehen, reichte hin, um Sie und alle Glieder Ihrer Familie in meinen Augen als geheiligte Gegenstände darzustellen. — Ja mein Lieber, Sie konnten Ihren Auftrag unmöglich ehrenvoller und zarter ausführen, als Sie es gethan; ich bin unendlich erfreut, Ihre

Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich lebe in der gegründeten Hoffnung, daß ich Sie jetzt nicht zum letzten Mal sehe, wir werden uns einst unter bessern Auspicien wiedersehen. — Ich weiß nicht, wie ich diesen Wunsch verstehen soll; wenn Sie meinen, daß meine abenteuerliche Laufbahn mich einst in die Orte führen wird, die Sie bewohnen, so werde ich ohne Zweifel mit wahrhaftem Vergnügen die Ehre haben, Sie wiederzusehen; ich kann die Privatbeziehungen, in denen ich mit Ihnen gestanden habe, nur loben, und Sie haben sich so einfach, so angenehm gezeigt, wie ich es nie erwartet hätte, und was Ihnen meine ganze Achtung verschafft hat. Außerdem weiß ich aber nicht, wie wir uns anders wiederfinden sollten. — Aber, mein Lieber, Frankreich kann nicht in dem Zustand bleiben, in dem es jetzt ist, es wird eines Tages die Augen öffnen, und der kleine Bordeaux wird sein legitimer Souverän seyn, dann werden auch Sie von den Unsrigen seyn. — Das, was Sie da sagen, ist sicher nicht unmöglich; aber eine Reihe von großen Unglücksfällen würde dem vorangehen. Wenn der Herzog von Orleans taub für die gegenwärtigen Wünsche der Franzosen, und, die Quelle seiner Gewalt verkennend, nicht mit der öffentlichen Meinung fortzuschreiten weiß, wenn er sich den Rathschlägen solcher hingiebt, die durch ihren persönlichen

Ehrgeiz, und durch eine schändliche Begierde geblendet sind, wenn dieser Fürst, sage ich, anstatt vollkommen und von Grund aus alle Mißbräuche der gegenwärtigen Verwaltung zu zerstören, fortschlendern will in dem traurigen Weg, auf dem man seit 25 — 30 Jahren gegangen ist, so wird er nach und nach das Vertrauen der wahren Franzosen verlieren, man wird es bereuen, ihm das Ruder des Staats anvertraut zu haben, und die Anhänger der Republik, deren Zahl jetzt schon nicht unbedeutend ist, werden die Fehler des neuen Monarchen benutzen können, um seinen Thron umzustürzen und ein neues System zu substituiren. Wenn nun auch die jetzt bei weitem aufgeklärtern Franzosen nicht mehr, wie man sich einbildet, den Schrecknissen von 1793 ausgesetzt sind, so zweifle ich doch, daß die Republik lange Zeit bestehen kann, bei einem so leichtsinnigen Volk, das in seinem Geschmack und seiner Meinung so veränderlich ist. Wir könnten so zu Anarchie und Bürgerkrieg zurückkommen. Dann unterliegt es keinem Zweifel, daß Ihr Enkel, durch eine Partei ins Innere von Frankreich getragen, und durch eine Million fremder Bajonette unterstützt, sich eines Tages auf den Thron setzen könnte, d m Sie jetzt haben entsagen müssen. Aber ich versichere Ihnen, mit allen Wünschen meiner Seele

hoffe ich, daß eine solche Zukunft fern bleibe. Wenn uns nun ein solches trauriges Schicksal beschieden wäre, so muß man es als eine Thatsache annehmen, aber die traurigste Thatsache für unsere Freiheiten. — Ach, mein Lieber, Sie reden jetzt immer wie ein Liberaler, aber dereinst werden Sie von diesen Ideen zurückkommen. Endlich aber (und dabei drückte er mir die Hände) seien Sie überzeugt, daß mein Enkel nie mit Hülfe fremder Bajonette nach Frankreich zurückkehren wird; entweder er wird von den Franzosen selbst zurückgerufen, oder er bleibt im Exil; mit aufrichtigem Gemüth kann ich Ihnen das versichern. — Möge diese Erklärung wahrhaft aufrichtig seyn, und mögen Sie immer bei so ehrenwerthen Vorsätzen verharren! das ist alles, was ich für mein Land wünsche. . . . .

Noch einmal wiederholte Carl X. seinen Dank auf eine höchst gefühlvolle Art, dann begab er sich in sein Zimmer. . . .

Um jeder Art übelwollenden Verdachtes vorzubeugen, müssen wir unsre Leser daran erinnern, daß die schwierige Sendung, womit Herr von Urville beauftragt war, ihm mit nichts, weder von Carl X., noch von Ludwig Philipp vergolten worden ist. Aber er hat seine Pflicht als wahrhafter Franzose gethan, und diese Ueberzeugung genügt ihm.

Wir haben den Bericht des Herrn von Urville gelesen. Er enthält merkwürdige Thatsachen über die Menschen, die uns regiert haben, und über die, welche noch an der Spitze des Staats stehen. Herr von Urville entwickelt darin so erhabene Ansichten über einige Verwaltungszweige, daß wir nicht zaudern, zu bekennen, daß es ein wahrer Dienst fürs Land seyn würde, wenn man diesen Bericht bekannt machte. Wir hoffen, ihn unsern Lesern mittheilen zu können, wenn auch nicht im Ganzen, doch wenigstens in großen Bruchstücken.

Character und Fortschritte der Cholera-Morbus seit ihrem Ursprung im Jahre 1827 bis 1830.

Aus dem Französischen. [1])

Seit langer Zeit ist Europa nicht von der Pest heimgesucht worden, dieser zerstörenden Plage, die im Mittelalter die Nationen so sehr in Furcht setzte, bevor sie noch zum Ausbruch kam. Die

---

1) Dieser Aufsatz erschien ursprünglich in dem Englischen Journal Englishman.

Organisation des Menschen scheint in unsern Tagen nur noch gegen die gewöhnlichen Ursachen des Todes ankämpfen zu müssen, und wenn irgend eine epidemische oder sogar contagiöse Krankheit von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommt, so hat sie gewöhnlich nur eine locale Wirkung, und man kann sich leicht gegen dieselbe schützen. Dieser Art ist der Typhus, welchen große Heere in Kriegszeiten mit sich schleppen, und die Blattern, die bereits gänzlich aus Europa verschwunden wären, wenn mehr Aufklärung unter den Volksclassen obwaltete. Allein diese Krankheiten weichen gänzlich von den großen Landplagen ab, die ehemals die Nationen plötzlich überfielen, sich schnell überallhin verbreiteten, und erst dann verschwanden, nachdem sie grauenvolle Spuren auf ihrem Zuge zurückgelassen hatten. Einige denkende Männer sehen in dieser Veränderung die Wirkung der Fortschritte der Civilisation und die Verbesserung des menschlichen Schicksals; andere betrachten sie als das Resultat eines der Menschheit eignen Gesetzes, denen gleich, die in dem ganzen Erdboden walten und ihm so erstaunenswürdige Revolutionen mitgetheilt haben. Seit einigen Jahren jedoch verheerte eine, wenigstens in Hinsicht ihrer Bedeutenheit neue Krankheit ein weit von uns liegendes Land, welches aber wegen des häufigen Verkehrs

uns nah war. Die anfänglich auf Indien beschränkte Krankheit drang auch bald in andere Länder ein; bald zog sie auch über die Meere, und nun bemächtigte sich eine gerechte Besorgniß des Gemüths der verständigen Aerzte, die ihren Lauf beobachteten. Seitdem sie aber rasche Fortschritte in Europa machte, nachdem sie durch ganz Asien gezogen war, herrschte ein allgemeines Schrecken bei allen Völkern, die sich vor ihrer furchtbaren Erscheinung fürchteten. Aerzte eilen nach den Gegenden, wo sie solche beobachten können, und die Regierungen glauben sich verpflichtet, Maßregeln zu ergreifen, die dem Handel und der gegenseitigen Verbindung der Nationen nachtheilig sind, aber zur Erhaltung derselben nothwendig erachtet werden.

Die Ursache, welche in diesem Augenblick ganz Europa beunruhigt, und so gerechte Besorgnisse erregt, ist die Cholera, eine Krankheit, die den Alten nicht unbekannt gewesen zu seyn scheint, und die auch in Europa und Asien sich gezeigt hat, aber unter einer minder fürchterlichen Gestalt, als die, in welcher sie sich gegenwärtig zeigt; in Europa ist es die gallichte Cholera, und in Asien die spasmodische oder Indische Cholera, zwei sehr verschiedene Arten, die oft verwechselt worden sind. [1])

1) Die Cholera, Holuan, ist in China von

Der Ursprung des Worts Cholera (χολη, Galle, und ρεω, fließen) bezieht sich weit mehr auf

---

Wang-chou-ko und einigen seiner Zeitgenossen schon vor Hippocrates beschrieben und in ihren heftigsten Crisen beobachtet worden, bevor sie ihren epidemischen Character im Englischen Indien annahm. Gleich nach den ersten Verheerungen dieser Epidemie in Bengalen that Doctor Livingstone einige Fragen an einen alten Chinesischen Arzt in Canton, einen sehr erfahrnen Mann. Dieser versicherte ihm, es sei ihm nie dieser schreckliche Character der Cholera vorgekommen, die Krankheit selbst aber sei ihm vollkommen bekannt, und er habe sie alle Jahre vielfältig behandelt, nie aber mehr als drei Kranke von hundert verloren. Dieses Factum wurde von andern Chinesischen Aerzten bestätigt, woraus der Englische Arzt schließt, daß die epidemische Cholera sich in diesem Theile von China erst einige Zeit nach ihrer Erscheinung in Bengalen gezeigt habe.

Das im Jahre 1790 im Druck erschienene medicinische Werk Tching-tche-tching-ching enthält Folgendes über diese Krankheit: „Der Holuan ist ein heftiger und plötzlicher Schmerz im Herzen und im Unterleib (abdomen), begleitet mit Erbrechen und Stuhlausleerungen, fürchterlicher Kälte und Mangel an Wärme. Es folgen ihr auch heftige Kopfschmerzen und Schwindel. Wenn

die Europäiſche Cholera, die immer von Erbrechungen und Stuhlgang ſehr gallichter Art begleitet iſt, als der Indiſchen, deren Abgänge nicht den gallichten Character haben. Auch iſt der letztern nur darum der Name Cholera beigelegt worden, weil die Europäiſchen Aerzte ſie mit dem, was ſie der Art in ihrem Vaterlande beobachteten, verglichen wurde.

In England kommen die bedeutendſten Fälle der gallichten Cholera gewöhnlich zu Ende des Sommers und zu Anfang des Herbſtes zum Vorſchein. [1]) Zu dieſer Jahreszeit ſtimulirt die außer-

---

die Krankheit zuvörderſt das Herz angreift, ſo iſt das Erbrechen ihr erſtes Symptom; greift ſie zu gleicher Zeit das Herz und den Unterleib an, ſo ſind Erbrechen und Stuhlgänge gleichzeitig. Iſt der Angriff heftig, ſo hat der Kranke Krämpfe, und wenn dieſe Krämpfe den Unterleib erreichen, ſo erfolgt der Tod.“

1) In Frankreich ſcheint die gallichte Cholera nicht häufig beobachtet worden zu ſeyn. Man erinnert ſich jedoch, daß während des Sommers 1824 in Paris ſo viele Fälle der Art vorkamen, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Aerzte in Anſpruch nahmen. Dieſe Krankheit wird auch darum als höchſt ſelten bei uns angeſehen, weil die Aerzte, die ſich zu der ſogenannten phyſiologiſchen Doctrin bekennen, ſie gewöhnlich als eine acute Magenentzündung bedrachten.

ordentliche Hitze die Leber und vermehrt die Ausleerung der Galle, die, weil sie durch die Gallencanäle abfließt, sich in den Eingeweiden anhäuft. Bei gesundem Zustande ist eine gewisse Quantität nothwendig zu einer guten und regelmäßigen Verdauung; wenn sie aber zu selten oder zu häufig ist, wird sie Ursache oder Andeutung einer Krankheit.

Die Erbrechungen und die Stuhlgänge der gallichten Cholera sind bloß Anstrengungen der Natur, um die überflüssige Galle auszuwerfen. Der Kranke fühlt zuvörderst Durst, Unruhe, und dann Uebligkeiten und gänzliche Abspannung, Symptome, die den Erbrechungen und gallichten Ausleerungen vorangehen. In vielen Fällen bemerkt man Krämpfe in den Gliedern, eine Folge des Reizes der Galle auf die innere Oberfläche der Intestinen. Die Kenntniß des Wesens und des Sitzes dieser Krankheit führt leicht zur Wahl einer paßlichen Behandlung. Der in diesem Falle zu befolgende Gang ist leicht vorzuschreiben. Es sind zwei Hauptgegenstände zu erfüllen: 1) das reizende Fluidum aus den Eingeweiden fortzuschaffen; 2) den Durst, die Schmerzen und die Krämpfe zu stillen. [1])

1) Wir übergehen hier die arzeneilichen Andeutungen, die aus andern Schriften genugsam bekannt sind.
A. d. H.

Die spasmodische oder Indische Cholera unterscheidet sich sehr leicht von der hier angedeuteten Art, durch das beinah unbehandelbare Wesen der Krankheit selbst, und durch die größere Intensität der beiden gemeinsamen Symptomen aus. Der Anfall ist gewöhnlich heftig. Es kann jemand den Tag über vollkommen gesund gewesen seyn, und in der Nacht von einem krampfhaften Gefühl befallen werden, welches anfänglich bloß eine allgemeine Empfindung ist, und keinem Organ besonders beigemessen werden kann.[1]) Bald treten, in ungleichen Zwischenräumen, eine heftige Hitze in der Gegend des Magens ein, dann Erbrechungen und häufige Ausleerungen einer wässerigen Substanz, die eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Wasser hat, in welchem Reiß gekocht wurde. Die Krämpfe der Finger und der Fußzehen rücken nach und nach von den Gliedern zum Rumpf; endlich vervollständigen die Muskeln der Brust und des Bauchs den Kreislauf der spasmodischen Bewegung. Die heftigsten Symptome quälen fortdauernd den Kranken, bis seine Kräfte nicht mehr ausreichen. In

1) In der Umgegend von Macao gingen mehrere Bewohner einer Hütte, oft eine ganze Familie, Abends völlig gesund zu Bette, wurden aber am Morgen von der Krankheit ergriffen, und waren schon vor der Mittagsstunde alle todt.

der letzten Periode der Krankheit hören die Erbrechungen und Krämpfe von selbst auf durch die vollständige Erschöpfung der physischen Kräfte. Der Kranke fühlt indeß dadurch eine große Erleichterung, und kann in diesem Zustande noch lange leben. Bei der Vernichtuug aller Functionen des Körpers bleibt sein Geist in voller Kraft.

Ein mit der spasmodischen Cholera bekannter Arzt kann oft einen nahen Anfall in dem Ausdruck der Züge des Kranken erkennen, bevor dieser selbst irgend eine Veränderung, es sei in seiner Physiognomie, oder in seinen Gefühlen, ahnet. Sein Gesicht erscheint mehr in die Länge gezogen, als gewöhnlich, und in seinem ganzen Aeußern liegt etwas Aengstliches. Wenn man ihn aufmerksam macht, wird er vielleicht gestehen, daß er sich nicht so wohl befinde als gewöhnlich, ohne es sich jedoch erklären zu können. Die Veränderungen des Pulses und der Haut in den verschiedenen Perioden der Krankheit sind sehr merkwürdig, und müssen auch die Aufmerksamkeit des oberflächlichsten Beobachters in Anspruch nehmen. Anfänglich ist der Puls schnell, klein und schwach. Wenn die Krämpfe begonnen haben, wird er während der Paroxismen unbemerklich in den Gliedern, und einige Zeit vor dem Tode kann man gar keine Pulsation mehr in diesen Theilen finden. Da der Umlauf

nicht mehr in den obern Geweben Statt hat, so häuft sich das Blut in den innern Organen an, und erdrückt sie. Bei der Leichenerôffnung findet man die verschiedenen Eingeweide, besonders die Leber und die Lungen, mit schwarzem, dickem Blut angefüllt, woraus erhellt, wie sehr die Respiration und alle Secretionen eine Aenderung erlitten hatten. Zu Anfang der Krankheit ist die Haut blaß, kalt und mit zähem Schweiß bedeckt, in den weitern Perioden wird sie ganz cadavrôs.

Folgendes Factum, welches der Verfasser am Früheſten in Calcutta beobachtete, wird beſſer als eine weitläufige Beſchreibung dazu dienen, den Character und den Gang dieſer fürchterlichen Krankheit anzudeuten. Herr A..., ein Europäer, in der Kraft des Alters und von vortrefflichem Körperbau, war erſt ſeit einigen Monaten aus England gekommen. Am Abend des Tages vor dem Anfall befand er ſich in Geſellſchaft mit einigen Freunden und ließ ſich gegen ſeine Gewohnheit verleiten, geiſtige Getränke in Fülle zu ſich zu nehmen. Man trennte ſich um 1 Uhr Morgens. Herr A..., der nicht weit von ſeiner Wohnung war, ließ ſich in einem Palankin nach Hauſe tragen. Dort, ſtatt zu Bette zu gehen, ſetzte er ſich auf einen Stuhl auf dem Balcon, um friſche Luft zu ſchöpfen. So der Nachtluft ausgeſetzt, ſchlief

er ein, und wurde erst eine Stunde nachher von seinem Bedienten aufgeweckt. Sei es nun, daß die Krankheit noch keine große Fortschritte gemacht hatte, oder daß er bereits die Empfindlichkeit verloren hatte, genug Herr A... fühlte sich durchaus nicht unwohl. Nachdem er jedoch ungefähr zwei Stunden in seinem Bette geschlafen hatte, wachte er plötzlich auf, und klagte über ein ängstliches Gefühl und Uebelbefinden in der Magengegend, maß es aber unruhigen Träumen und der Wirkung des Weines bei. Aber die Aengstlichkeit nahm zu, und er fühlte eine heftige Hitze. In Zeit von vier Stunden traten häufige Ausleerungen eines wässerigen Stoffes, der dem Reißwasser glich, ein. Diesen folgten bald schmerzhafte Krämpfe in den Muskeln der Fußzehen. Der Character der Krankheit war nun evident geworden, sogar für den Kranken, der beinah nichts vom Clima und seinen Krankheiten wußte. Ich wurde sogleich gerufen, aber zu spät, um ihn zu retten.

Bei meiner Ankunft fand ich Herrn A... außer dem Bette in den heftigsten Krämpfen. Er kauerte in einem Winkel des Zimmers, und bot ein herzzerreißendes Schauspiel innerer Agonie dar. Sein Körper, kaum mit einem Schlafrock bedeckt, hatte in seinen spasmodischen Zuckungen die Gestalt des Buchstaben S. Von zwei Bedienten unterstützt, bemühte

er ſich, ſeine Glieder gegen die Ecke einer Mauer geſtützt, die Bewegung der rebelliſchen Muskeln durch die Anwendung aller von ſeinem Willen abhängenden Kräfte zu beſiegen. Der Ausdruck ſeines Geſichtes in dieſer Stellung iſt meinem Gedächtniß noch eingeprägt, und obgleich mehrere Jahre ſeitdem verlaufen ſind, iſt es mir unmöglich, bei dieſer Erinnerung ohne ein peinliches Gefühl zu verharren. Das Geſicht des Kranken ſchien hohl und auseinander gezogen; die Zähne waren aneinander gedrückt, Wangen und Lippen ohne Blut, und die Glieder wegen der Krämpfe ſteif und zuſammengezogen. Nach einigen Minuten trat eine Erleichterung ein. Er gab uns nun durch Zeichen zu verſtehen, daß er im Stande ſei, auf die Fragen, die wir an ihn über das, was er im Innern litte, richten dürften, zu beantworten. Die Symptome waren der Art, wie ſie bei der ſpasmodiſchen Cholera während einer eingetretenen Erleichterung immer vorkommen. Sein Magen ſchien ihm ein brennender Ofen zu ſeyn; der Durſt war nicht zu löſchen und das Gefühl der Erſchöpfung in dem Zwiſchenraum der Anfälle ſo vollſtändig, daß er keine Macht mehr über die Bewegung aller Theile ſeines Körpers hatte.

Es konnte keine vernünftige Hoffnung zur Heilung eines ſo heftigen und ſo weit gediehenen An-

falls obwalten. Indeß wurden alle durch die Erfahrung sanctionirte Mittel angewendet, um eine günstige Veränderung herbeizuführen. Der Kranke selbst schien sich sehr wenig über den Ausgang seiner Krankheit zu bekümmern. Die Schmerzen, und besonders die der Krämpfe, lähmten seine Sinne und seine ganze Seele. Er bat flehentlich, man möchte ihn durch eine energische Behandlung oder durch den Tod von den unerträglichen Krämpfen befreien, die ihn zu zerreißen droheten. Die Zeit, welche zwischen diesem Verlangen und der ewigen Ruhe verlief, war nicht lange. Die Krämpfe, welche alle Muskeln des Körpers erfaßt hatten, wichen endlich der Schwäche des Organismus, und alle natürliche Bewegungen der zarten Theile hatten aufgehört, und so auch das Brechen. Der Puls in den Gliedern war nicht mehr fühlbar, und sogar das Klopfen des Herzens, dieser Citadelle des Lebens, war schwach und kaum bemerkbar. Die Oberfläche des Körpers schien kalt und feucht; man hätte glauben sollen, einen Cadaver vor sich zu haben. An den Händen und an den Füßen schien die eingeschrumpfte Haut macerirt, als hätte sie mehrere Tage im Wasser gelegen; die Respiration war kalt, das Auge erloschen. Er lebte noch einige Stunden in diesem Zustande, und verschied hernach ohne Anstrengung.

Die Krankheitsgeschichte des Herrn A... ist ein gemeinsames Beispiel des Verlaufs der Cholera zu einem traurigen Ende. Von dem ersten Krankheitsgefühl bis zum letzten Seufzer vergingen dreizehn Stunden; allein in sehr vielen Fällen dauert sie bis vierundzwanzig Stunden, und sogar drüber. Andererseits werden aber auch viele Kranke mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit hingerafft. Die Geschichte dieser schrecklichen Krankheit zeigt viele Beispiele von Soldaten, die auf dem Marsch mitten unter ihren Cameraden hinfielen und sogleich starben, als wären sie vom Blitz erschlagen, und ohne daß sie vorher die mindeste Klage verlauten ließen. Arbeitsleute sind gestorben, ihre Werkzeuge noch in der Hand haltend, und Braminen mit ihrem Rosenkranz, Ackersleute fielen leblos neben ihrem Pfluge nieder.

Die Symptomen, welche sich bei Herrn A... zeigten, erschienen bei allen Kranken, die erst nach einem Zeitraum starben, der zur Entwickelung derselben ausreichte. An welchem Ort und unter welcher Breite sie auch von der Cholera gefaßt wurden, waren die Phänomene immer gleicher Art. Wenn irgend ein Unterschied in verschiedenen Ländern bemerkt wurde, so war er gewiß von geringer Wichtigkeit. Uebrigens werden wir sie andeuten, wenn wir den Lauf bezeichnen, den dieses schreckliche Uebel nahm,

seit der Epoche, wo sie die Aufmerksamkeit auf sich zog bis auf diesen Augenblick.

Nach Angabe der Hinduschen Aerzte scheint die spasmodische Cholera immer als eine diesem Lande eigene Krankheit, in Hindostan vorhanden gewesen zu seyn. Von nicht arger Bedeutung in Vergleich der, die sich später zeigte, afficirte sie zu gewissen Epochen des Jahres eine geringe Anzahl Individuen in verschiedenen Theilen des Landes. Allein obgleich sie zu Ende des letzten Jahrhunderts in einer grossen Landesstrecke herrschte, und sogar den größten Theil Indiens durchzog, so ist doch durch Nichts erwiesen, daß sie vor dem Monat August 1817 Symptome gezeigt habe, die sie in die Reihe der contagiösen und pestilenziellen Krankheiten setzte. Um diese Zeit erschien sie plötzlich in einer unbekannten Form zu Jessore, einer Stadt, hundert Meilen (Englische) nordöstlich von Calcutta, decimirte die dortige Bevölkerung, und zog sich binnen einem Monat nach Calcutta, nachdem sie vorher alle Dörfer auf ihrem Wege verheert hatte. Vor Ende Augusts wurden die Eingebornen davon ergriffen, und in den ersten Tagen des Septembers brach auch die Krankheit unter den Europäern aus. Von Januar bis Mai 1818 wüthete sie in Bengalen, von Silhet an bis nach Cuttack, und gegen das Innere

des Landes hin, von der Mündung des Ganges bis zu seinem Zusammenfluß mit der Jumna, eine Strecke, welche 450,000 Geviertenmeilen in sich faßt. Bengalen verlassend, zog sich die Cholera eine Zeit lang nach dem westlichen Ufer des Ganges und der Jumna. In Benares zeigte sie ihre ganze Wuth, und es starben 15,000 Menschen in Zeit von zwei Monaten. In Allahabadh starben täglich 40 bis 50. Bald verbreitete sie sich nach allen Ortschaften an denselben Ufern, und war auch dort mörderisch. Im District von Gorriackpoure starben 30,000 Menschen in einem Monat, und nach einander stellte sie dieselben Verheerungen an in Lacknow, Cawnpoure, Delhi, Agra, Muttra, Meerat und Bareily.

Vom 6. bis zum 7. November hatte die Epidemie die große Armee erreicht, die in Jubbulpore, Mundellah und Sangor unter Commando des Marquis von Hastings versammelt war. Sie bestand aus 10,000 Englischen Soldaten und einem Gefolge von 8,000 Mann Eingebornen. Die verschiedenen Divisionen dieser Armee verloren durch die Cholera weit mehr Leute, als das Schwert des Feindes ihnen in einer blutigen Schlacht hätte rauben können; in zwölf Tagen starben 9,000 Mann. Um diese Epoche stand das Thermometer auf 90 bis 100 Grad Fahrenheit. Die Hitze war feucht und

erstickend, und in der Atmosphäre herrschte die vollkommenste Windstille. Da sie anfänglich ihre Verheerungen nur unter den letzten Classen derer ausübte, die dem Lager folgten, so griff sie doch täglich weiter um sich, und schon am 14. November waren alle Divisionen des Lagers angegriffen; sie verschonte weder Alter, noch Geschlecht, und zeigte sich überall gleich heftig. Der Greis und der Jüngling, der Europäer und der Hindu, der Soldat und die Marketenderin wurden erfaßt und mußten erliegen. Vom 14. bis zum 20. November hatte sich die Sterblichkeit so verbreitet, daß auch die Tapfersten in Verzweiflung geriethen. Die Aerzte, Tag und Nacht auf ihrem Posten, konnten nicht mehr ausreichen für die vielen Kranken, die aus allen Quartieren herbeiströmten. Um diese Zeit bot das Lager ein ganz anderes Schauspiel dar, als einige Tage vorher. Geräusch und Lärm, unzertrennlich von der Gegenwart einer so großen Volksmenge, waren einem düstern Schweigen gewichen. Nur in Zwischenräumen sah man einige einzelne Individuen von einer Abtheilung des Lagers zur andern gehen, um sich nach dem Schicksal ihrer Gefährten zu erkundigen. Man hörte nichts, als das Aechzen der Sterbenden und die Klagen der Ueberlebenden. Da die Eingebornen nur in der Flucht eine Rettung er-

blickten, so desertirten sie in Haufen; aber die Krankheit, deren Keim sie mit sich fortschleppten, entwickelte sich sogleich, und Felder und Hügel, mehrere Meilen weit umher, wurden mit ihren Leichnamen bestreut.

Es war evident, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht lange dauern konnte; denn wenn es nicht gelang, die Fortschritte der Cholera sogleich zu hemmen, mußte in wenigen Tagen das ganze Lager entvölkert werden. Zum Glück faßte der Commandirende den Entschluß, als letztes Hülfsmittel zu versuchen, das Lager an eine andere Stelle zu versetzen. Die Armee setzte sich sogleich in Marsch nach Osten hin, und der Marquis von Hastings war so glücklich, der Regierung anzeigen zu können, daß er, nachdem er etwa funfzig Meilen zurückgelegt hatte, ein trocknes, hohes Terrain gefunden habe, wo die Krankheit sich schnell vermindere.

Die Cholera nahm nun ihre Richtung durch Decan hin, durchlief täglich ungefähr 15 bis 18 Meilen, und blieb an mehreren Orten zwei bis sechs Wochen. So gelangte sie nach Hussen-Abad, wo die Sterblichkeit während mehrerer Tage schrecklich war, zog dann länge den Ufern des Nerbuddah hin bis nach Tanah, über Aurungabad, Ahmednagur und Punah. Der Richtung der Küste fol-

gend, erreichte sie Bombay im August 1818, nachdem sie nun die Indische Halbinsel in zwölf Monaten, seit ihrer Erscheinung in Calcutta, durchstrichen hatte.

Bis jetzt haben wir die Spur dieser verheerenden Seuche über das Land, in welchem sie entstand, verfolgen können. Der Mittelstand ihrer Progression und die gelegentlichen Stationen, die sie während bestimmter Perioden in volkreichen Städten machte, müssen besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, denn die Cholera hat noch gegenwärtig denselben Character. Ihr Lauf war bald geradeaus, bald schräg, gleichförmig, oder momentan unterbrochen; sie zeigte sich an verschiedenen Orten nicht zu gleicher Zeit, sondern successiv durch einen graduellen Lauf von dem Hauptstrom oder einigen seiner Zweige.

Als Hindostan der Sitz ihrer Verheerungen war, breitete sie sich längs der Küste von Malabar und Coromandel aus, und gelangte am 8. October nach Madras. Während auf diese Weise ihre Fortschritte anhielten, nahm sie einen ebenso neuen, als besorglichen Character an. Die Möglichkeit des Uebertragens des Contagiums über das Meer wurde durch den Uebergang der Cholera von Coromandel nach der Insel Ceylon erwiesen. In Candy, der

Hauptstadt derselben, erschien sie im December 1818 mit weit mehr Heftigkeit, als auf dem Festlande. Am 15. September 1819 wurde auch die Insel Mauritius (Isle de France) angesteckt. Die Cholera zeigte sich hier nach der Ankunft der Englischen Fregatte Topaze, die gerade von Ceylon absegelte, als die Epidemie dort in ihrer höchsten Kraft war. Als sie unter Segel ging, zeigte sich unter der Besatzung durchaus keine Spur von Ansteckung; allein gleich zu Anfang der Fahrt wurden mehrere Leute krank, und es waren schon eine Menge gestorben, als die Fregatte in Port Louis vor Anker ging. Die am Bord herrschende Krankheit theilte sich schnell den Bewohnern der Stadt mit, wo jeden Tag funfzig starben, und in Zeit von sechs Wochen bei 6000 Menschen; allein ihre Verheerungen dehnten sich nicht über die Küste hinaus, und hauptsächlich hatte nur die schwarze Bevölkerung darunter zu leiden. Während man in dem Stadtspital 94 Tode auf 133 Kranke zählte, überstieg in den Pflanzungen die Sterblichkeit nicht auf 10 bis 15 vom Hundert.

In der benachbarten Insel Bourbon erschien die Cholera im December 1819. Die Regierung hatte Maßregeln ergriffen, um alle Verbindungen mit der Insel Mauritius abzuschneiden; allein ungeachtet dieser Maßregeln wurde doch eine heimliche Verbindung un-

terhalten, und die Ansteckung wurde eingeführt. Von 257 von der Cholera befallenen Menschen starben 178. Während der sechs letzten Monate von 1819 zog sich die Cholera nach Süden und Osten bis zur Hindu-Chinesischen Halbinsel. In Siam besonders wurde sie höchst verheerend, und es starben in Bancock 40,000 Menschen. Hierauf zog sich die Ansteckung nach Malacca und Singapore; zu Ende Aprils zeigte sie sich auf der nördlichen Küste von Java, und im Mai drang sie heftig in das Innere dieser Insel ein. Cochin-China und Tonkin wurden 1820 von ihr überzogen. Im December dieses Jahres drang die Cholera in China ein, und begann ihre Verheerungen in Canton.[1])

---

1) Als die Cholera in Canton ausbrach, nahmen die Chinesen zu ihrem alterthümlichen Gebrauch Zuflucht, ihre Götzen in den Straßen herumzuführen, und groſsen Lärm mit Trommeln und Schüſſen zu machen, um die böse Influenza zu vertreiben. Die Aerzte wendeten den Pout-chouck (costus arabicus) an. Es wurden auch in den Straßen viele Recepte vertheilt, in welchen besonders Zinnober, Moschus und Kampher vorwalteten. Diese Medicamente, mit sieben andern Substanzen vermischt (wie es in China Gebrauch ist), wurden gewöhnlich als kleine Pillen gegeben, von denen sechs oder neun täglich genommen werden mußten.

Ungeachtet der kleinlichen Maßregeln der Obrigkeit in Peking brach diese Krankheit schon in den ersten Monaten des Jahres 1821 daselbst aus, und während dieses ganzen und des folgenden Jahres war die Sterblichkeit dort so groß, daß der öffentliche Schatz genöthigt war, die Beerdigungskosten der niedern Volksclassen zu bestreiten. Man sah häufig Menschen, während sie bei ihrer Arbeit beschäftigt waren, in den Straßen hinfallen, plötzlich von der Cholera ergriffen, und einige Stunden nachher unter schrecklichen Krämpfen sterben.

Wir wollen nun nach Bombay zurückkehren, um den Lauf zu beschreiben, den die Epidemie nach Norden und Westen nahm, und sich so den Grenzen Europas näherte. Dann wollen wir den Weg bezeichnen, den sie in den letzten Zeiten einschlug, um über Rußland zu den Völkern des Occidents zu gelangen. Im Jahre 1821 brachten die Schiffe, welche den Handel zwischen Bombay und Mascate (Arabien) betreiben, das Contagium nach dieser letztern Stadt, und es starben daran 60,000 Menschen; mehrere unterlagen in zehn Minuten, nachdem sie angegriffen

---

Alle flüssige Substanzen, besonders Grütze und Reißwasser, wurden streng verboten, so lange irgend eine Gefahr obwaltete. Auch wurde am Arme und unter den Nägeln zur Ader gelassen.

wurden. Von dort zog sich die Cholera nach allen Theilen des Persischen Meerbusens, nach Barhem, nach Bushir und Bassora. In der letztern Stadt starben 18,000, und von diesen 14,000 in vierzehn Tagen.

Vom Persischen Meerbusen breitete sich die Cholera im Innern nach zwei Richtungen hin aus, den Handelsverbindungen in ihrem Laufe folgend. Einerseits stieg sie den Euphrat hinauf, zog durch Mesopotamien nach Syrien und längs des Tigris von Bassora nach Bagdad; andererseits drang sie in Persien ein. Die Stadt Schiras, welche 40,000 Einwohner zählte, verlor schon in den ersten Tagen 16,000; unter ihren Schlachtopfern befand sich der Resident der Englischen Compagnie, Rich. Er hatte sich Abends mit einer leichten Unpäßlichkeit zu Bette gelegt, und am andern Morgen fand man ihn todt.

Aus der letztern Stadt verbreitete sich die Ansteckung nach mehreren Gegenden im Norden und im Süden Persiens. Die Stadt Ispahan blieb jedoch verschont, weil man noch zu rechter Zeit den Karavanen von Schiras den Einzug verbot. Die Straße, welche man sie einschlagen ließ, ging über die Stadt Yezd, die diesen erzwungenen Besuch theuer bezahlen mußte, denn es starben dort 7000 Menschen an der Cholera. Während des darauffolgenden Winters wurde

sie in Persien und Syrien gehemmt. Im Frühling 1822 gelangten die Strömungen des Contagiums, welche in Persien und Syrien hinzogen, wieder zu ihrer ganzen Energie, die den Winter über gelähmt gewesen zu seyn schien, und zogen mit ihrer frühern Gewalt weiter. Mosul, Beri, Aentah und Aleppo wurden angesteckt. Während des Septembers breitete sich die Krankheit in Persien aus, im Norden von Teheran, in ganz Curdistan und in Tauris.

Während des Frühlings und des Herbstes 1823 wurden Diarbeck und Antiochia von der Cholera befallen, und sie verheerte auch mehrere Städte an der Asiatischen Küste des Mittelländischen Meeres. Dann rückte sie in einer entgegengesetzten Richtung vor, und gelangte nach Baku am Caspischen Meere. Im September endlich erreichte sie die Russische Stadt Astrachan an der Mündung der Wolga, zuvörderst in dem Marine-Spital daselbst. Vom 24. September bis zum 9. October starben dort 144 Kranke, d. h., ungefähr zwei Drittel der davon Befallenen. Die Behörden ergriffen energische Maßregeln, um der Ansteckung Einhalt zu thun. Sie herrschte jedoch fort, bis der Frost sie aufhielt, und erschien im folgenden Sommer nicht wieder. Derselbe Winter vernichtete auch den Zweig, der durch Syrien zog, und seine Richtung nach Aegypten nahm.

Obgleich Europa auf diese Weise die Gefahr, welche sie bedrohete, durch die vollständige Vernichtung oder Erschöpfung der Zweige der Strömung des Contagiums, welche bis nach Astrachan und an die Grenzen von Aegypten vorgedrungen war, sich entfernen sah, so erschien die Cholera doch jeden Sommer wieder in mehreren früher angesteckten Ländern. Diese Wiedererscheinung belehrt uns, daß, wenn die Kälte des Winters im Allgemeinen ihren Einfluß auf den menschlichen Körper vermindert, er die Miasmen doch nicht gänzlich ersticken kann.

Im Jahre 1822 erschien die Cholera wieder in Java, und raffte dort 100,000 Einwohner hin. Nachdem sie Ternat, Celebes und Banda im Jahre 1823 heimgesucht hatte, erreichte sie zum ersten Mal Amboina. Die Einwohner erinnerten sich nicht, daß diese Krankheit je auf den Gewürzinseln geherrscht hätte. Dann richtete sie große Verheerungen in Timor an, und auch noch mehrere Jahre in China. Nachdem sie mehrere Städte der Mongolei geplagt hatte, erreichte sie zu Ende 1826 die Grenzen von Siberien. Zum Glück wurde sie jedoch im Februar 1827 durch einen heftigen Nordwind, der mehrere Monate herrschte, gehemmt.

Nach der ersten Invasion wurde Persien noch mehrere Male von der Cholera heimgesucht. Im

October 1829 brach sie in Teheran, der königlichen Residenz, aus; allein der Winter hemmte ihre Fortschritte auf einige Zeit. Im Juni 1830 erschien sie wieder in den Provinzen Mazanderan und Schirvan auf der südlichen Küste des Caspischen Meeres. Von dort kam sie nach der Stadt Tauris, wo 5000 Einwohner starben, überschritt die Russische Grenze, und drang rasch in das Innere dieses Reichs. In zwei Provinzen wurden 4557 Menschen von der Ansteckung erfaßt, und es starb davon mehr als der dritte Theil. Am 8. August kam sie nach Tiflis, deren Bevölkerung bald von 30,000 Einwohnern auf 8000 reducirt wurde, theils durch den Tod, theils durch Auswanderung. Die Einwohner, welche die so schnell zunehmende Sterblichkeit abwenden wollten, nahmen ihre Zuflucht zu Processionen und kirchlichen Ceremonieen, wodurch die Krankheit nur noch mehr verbreitet wurde.

Zu gleicher Zeit, am 1. Juli, gelangte die Cholera nach Astrachan. Nach zehn Tagen waren schon 1229 Individuen davon angegriffen, von denen ungefähr der dritte Theil starb. Unter den Todten waren der Civil-Gouverneur und beinah alle Polizei-Beamten. In einem Zeitraume von sieben Jahren war also Astrachan von dieser fürchterlichen Plage zwei Mal heimgesucht worden; das letztere Mal wich sie

aber nicht so leicht, als früher. Die schnellen Fortschritte, welche die Krankheit von hier aus über einen großen Theil des Russischen Reichs machte, haben die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen in allen Gegenden Europas auf sich gezogen, und gerechte Besorgnisse in dem Gemüth aller aufgeklärten Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft erregt.

Die Ansteckung folgte nun dem Lauf der Wolga, welche Zuflüsse aus den bevölkertesten Provinzen des Russischen Reichs aufnimmt. Unter den Donischen Kosaken richtete die Cholera große Verheerungen an, und die Hauptstädte der verschiedenen Gouvernements auf ihrem Zuge nach Moskau wurden nach und nach verheert. Am 28. September 1830 zeigte sie sich zuerst in Moskau, nachdem sie den Raum zwischen Astrachan bis dorthin, 300 Wegstunden, in weniger als drei Monaten zurückgelegt hatte.

In Moskau wurden sogleich kräftige Maßregeln ergriffen, um den Kranken Hülfe jeder Art zu verschaffen, und die Fortschritte der Krankheit zu hemmen. Am 11. October, zwölf Tage nach dem Einbruch der Cholera, hatte man schon 216 Fälle beobachtet, von denen 76 ein trauriges Ende nahmen. Am 10. November waren schon 5507 Personen von der Cholera ergriffen worden, von denen 2908, d. h., mehr als die Hälfte, unterlagen.

Später verlor sie ihre Intensität in Moskau, machte aber doch schreckliche Fortschritte, die wegen der Verhältnisse im Russischen Reiche noch sehr vermehrt wurden. Während nämlich einerseits die Regierung die vernünftigsten und nützlichsten Maßregeln ergriff, um die Verheerung in einer ihrer Hauptstädte zu hemmen, schickte sie andererseits aus den angesteckten Provinzen nach verschiedenen Puncten des Reichs, und hauptsächlich an die Grenzen des Königreichs Polen, Regimenter ab, die den Keim der Ansteckung mit sich führten. So theilte sich die Cholera verschiedenen Corps der Russischen Armee mit, und als das heldenmüthige Polen durch große Anstrengung und Tapferkeit diesen bewaffneten Massen sich entgegenstemmte, hatte es zugleich einen neuen Feind zu bekämpfen.

Der Verfasser beschreibt nun den fernern Verlauf der Cholera im östlichen Europa, so weit er ihm bekannt war, und fährt dann folgendermaßen fort. Bevor wir das, was die Fortschritte der Cholera betrifft, schließen, und um den Leser in den Stand zu setzen, mit einem Blick die große Strecke ins Auge zu fassen, die sie in Zeit von dreizehn Jahren überzog, wollen wir summarisch die geographischen Grenzen der Laufbahn, die sie in ihren verschiedenen Richtungen zurücklegte, andeuten. Von

Bengalen, der Provinz, wo sie entstand, nahm sie ihre Richtung nach Süden zu der Insel Mauritius und Timor in der Nähe von Neu-Holland, in Osten bis nach Kuku-Choton, einer Chinesischen Stadt, östlich von Peking; in Norden bis an die Grenze Siberiens und bis Archangel; in Westen bis an das Königreich Preußen, eine Strecke des Erdbodens von ungefähr 80 Grad Breite und 115 Grad Länge. Unter den Hauptandeutungen der Krankheit ist Nichts merkwürdiger, als das große Verhältniß und die Schnelligkeit, mit der überall die Angegriffenen unterlagen; allein den Localitäten nach findet man einen bedeutenden Unterschied in der Zahl der Kranken zu der der Einwohner. In Moskau war sie ungefähr 3 von 100, während sie in den Städten Asiens weit beträchtlicher gewesen zu seyn scheint, obgleich uns positive Nachrichten über diesen Punct fehlen. Es haben auch noch einige andere Verschiedenheiten in dem von uns beschriebenen Zug obgewaltet. Als die Cholera nach der Küste von Coromandel gelangte, war allerdings ihre Form noch die von Bengalen; allein sie complicirte sich außerdem noch mit einer gelblichen Farbe der ganzen Haut. Dieß erklärt uns den Irrthum einiger Aerzte, welche in dieser Form der Cholera das gelbe Fieber zu erkennen glaubten. Später, als die Krankheit nach der

Insel Mauritius gelangte, wo sie hauptsächlich die in ihren niedrigen, schlecht gelüfteten Hütten zusammengedrängte Bevölkerung, zeigte sie wieder eine andere Veränderung. Sie begann mit einem plötzlichen Verlust der Kräfte, gänzlichem Mangel an Wärme und Puls; man bemerkte auch schwarze, brandige Puncte an verschiedenen Theilen des Leibes. Uebrigens scheint die Cholera bei ihrer Verbreitung nach Osten und Norden hin keine Veränderung in ihrer primitiven Form erlitten zu haben. Die neuern Berichte Französischer Aerzte, die sie in Warschau und in den Polnischen Lagern beobachtet haben, erscheinen wie eine Abschrift der Berichte der Hindusschen Aerzte selbst. Ueberall bemerkte man bei den von der Cholera befallenen Europäern, daß der Puls hart und gespannt, die Contraction der Glieder heftig, das Delirium bis zur Raserei gestiegen, die Erbrechungen seltner wie bei den Hindus waren.

Man darf erstaunen, daß eine Krankheit, welche einen so großen Theil des Erdbodens durchzog, so wenig Veränderungen in so verschiedenen Climaten und Temperaturen gezeigt habe. Diese Gleichförmigkeit allein macht es begreiflich, wie dieselbe Behandlung für Völker unter der Linie und wieder jenseits des 60. Breitegrades habe dienlich seyn können. Daher denn auch, bis auf einige geringe Unterschiede,

die von dem Zustande der Kräfte des Individuums, von den Gewohnheiten und der Lebensweise des Landes abhängt, die Behandlung zu befolgen wäre, die bis jetzt den mehrsten Erfolg hatte, den Englischen und Französischen Aerzten in Indien, sowie den Polnischen und Russischen in ihrem Vaterlande am Besten gelungen ist. Hauptsächlich muß man in einer so schweren und so schnell tödtenden Krankheit vermeiden, zu neuen, von der Philanthropie oder dem Charlatanismus aufgestellten Mitteln zu greifen, welche die Erfahrung nicht bestätigt hat.

Der Verfasser fügt noch Mancherlei über die Behandlungsweise der Cholera hinzu, welches aber gegenwärtig für Deutsche Leser kein Interesse mehr haben dürfte.

Erinnerungen von den Freundschafts-Inseln im Jahre 1827.

Aus dem Französischen des Herrn Sainson, Zeichner auf dem Astrolabe.

Am 20. April bei Anbruch des Tages entdeckten wir Tonga Tabu; wir hatten es schon zwölf Tage vorher gesehen, nämlich Abends, und hegten schon die Hoffnung, den andern Morgen in die

friedlichen Bais dieſes kleinen Archipels einzufahren; aber das Schickſal hatte es anders entſchieden. Ein anfänglich leichter Gegenwind veränderte ſich in der Nacht in einen wüthenden Sturm. Man mußte ſeiner Gewalt weichen, und abermals zwölf lange Tage hindurch im Meere herumtreiben. Solche Widerwärtigkeiten ſind in dem Leben eines Seefahrers nichts Ungewöhnliches. Tonga Tabu erſchien uns alſo bei Sonnenaufgang, und mit Entzücken betrachteten wir dieſen ſo lange erſehnten Strand. Der Vordertheil des Schiffes wurde nach dem Lande gewendet; bevor es aber nahe daran war, wurde die Corvette abermals von einem heftigen Wind befallen, gleichſam um unſere Freude zu mäßigen und uns anzudeuten, daß eine höhere Kraft, als die unſerige, uns abermals ins Weite treiben könnte. Um 10 Uhr war es wieder heiter geworden, eine ſchöne Sonne vergoldete unſere Segel, und der Aſtrolabe ſegelte raſch auf die Inſel zu, die grün und friſch aus dem Meere hervorzuſteigen ſchien. Dieſer Anblick entzückte uns, nicht als ob die Lage von Tonga Tabu an ſich ſelbſt etwas Merkwürdiges darböte; allein ſie verſchönerte ſich in unſern Augen durch die Hoffnung einiger Ruhe nach dreißig ſo peinlich auf dem Meere verlebten Tagen. Uebrigens kann ein Künſtler in den Inſeln des ſüdlichen Oceans nicht maleriſchere

Inspirationen hoffen. Dort bieten die auf unermeßliche Corallenbänke gelagerten Länder dem Auge keine abwechselnde Linien dar. Die reiche Vegetation steigt von einem flachen Boden zu einer beinah gleichförmigen Höhe, ründet sich in dicken Massen, welche von unzählbaren im Hauch der Winde sich schaukelnden Cocuspalmen beherrscht werden. Eine aus der Ferne beobachtete Insel des Südmeers ist Nichts als ein schmaler, grüner Streif von dem schönen Himmel der Tropen gekrönt, und das Meer zerschellt am Fuße der Bäume auf einem glänzendweißen Sande.

Auf einer krummen Fahrt durch Klippen kamen wir in den Canal, der zu dem Ankerplatz von Pangai-Modu führt, den ehemals auch Cook und d'Entrecasteaux besuchten. Und bald fanden wir uns in diesen Paß geschlungen, zwischen dem Strande, an welchem sich das Meer mit großem Geräusch brach, und einen langen Streif Klippen, der sich rechts vor uns hinzog. Wir fühlten den unaussprechlichen Reiz einer schnellen Fahrt auf glatten Wellen, während ein hübscher Wind mit unsern höchsten Segeln spielte. Nach und nach verminderte sich jedoch unsere Geschwindigkeit; die Segel schlugen an die Masten, und völlige Windstille gab unser Schiff einer Strömung preis, die uns den Klippen näher brachte. Es gab kein Mittel, ein Anker auszuwerfen. Die ungeheuern

Corallen, die aus dem Schooß dieser Meere emporsteigen, verlaufen sich selten in einen schrägen Abhang. Ihre Mauern erheben sich perpendiculär aus der Tiefe des Wassers, und zeigen den Schiffen Nichts, als scharfe Klingen, um ihre Fahrzeuge zu zerschmettern, und einen bodenlosen Abgrund, um sie zu verschlingen. Die Strömung riß uns immer weiter; von den Masten herab sahen die Wächter die Corallenbank mit ihren tausend Farben, die unter dem Wasser glänzten. Langsam rückten wir mit unwiderstehlicher Kraft vor. Plötzlich berührte das Schiff eine Klippe, und ein heftiger Stoß erschütterte ihre ganze Masse. Das Vordertheil wurde von den Corallen emporgehoben, während der Hintertheil auf tiefem Wasser noch flott war. Keine Haverei, kein Wasser im Fahrzeuge; sein Vordertheil, an die Corallen stoßend, hatte die Oberfläche derselben zerschmettert, und seine vortreffliche Verkleidung hatte glücklich dem ersten Stoß widerstanden. Einige Stunden nachher schien der Untergang des Schiffes unvermeidlich. Der Wind aus der offnen See wehete mit Kraft; das Meer war hohl geworden, und die über die Felsen sich hinneigende Corvette schien jeden Augenblick den vereinigten Anstrengungen der Elemente weichen zu müssen. Ich will hier nicht anführen, wie achtzig lange Stunden in diesen beständigen Aengsten ver-

gingen. Es gewährte dieses Schiff, welches wir so sehr liebten, welches für uns das Vaterland war, uns schon durch so viele unbekannte Klippen hindurchgebracht hatte, jetzt aber gegen seinen Untergang ankämpfte, wie ein edles Thier, welches bei dem Anblick der Gefahr zurückschaudert, ein trauriges Schauspiel. Und wenn die Tage lang und lästig waren, so waren es die Nächte doch noch mehr. Wie schmerzlich vergingen sie unter der Unordnung, die immer auf einem dem Untergang nahen Schiffe herrscht! Mit welcher Ungeduld erwarteten wir den Tag, am Hintermast stehend, mit besorgtem Auge dem raschen Zug der schwarzen Wolken folgend, die über unseren Köpfen hinzogen, während jeder neue Prallwind auf ewig den zertrümmerten Astrolabe unter die Wellen begraben zu müssen schien. Glücklicher Weise sollte dem nicht so seyn. Am 24. April beruhigte sich das Meer, und gestattete uns, etwas für die gemeinsame Rettung zu versuchen. Oft, im Augenblick des Gelingens, stürzten uns getäuschte Hoffnungen von Neuem in Muthlosigkeit. Endlich konnten wir, einen günstigen Hauch benutzend, unter Segel gehen. Wir ließen mehrere unserer Anker im Meer zurück, und ließen den einzigen, der uns noch verblieb, in die ruhige Bai von Pangai-Motu fallen, sechs Tage nach unserer unglücklichen Strandung. Nunmehr uns

unsern traurigen Gedanken entschlagend, dachten wir an Nichts, als an die Köstlichkeiten, die uns das herrliche Clima versprach, welches wir eine Weile bewohnen sollten.

Ich habe bereits gesagt, das Land ist nicht sehr malerisch. Indeß gewährt doch das Bild dieser vielen, durch Zufall über ein weites Meer zerstreueten Inseln einen höchst angenehmen Anblick. Tonga-Tabu, die bedeutendeste Insel dieses Archipels, erstreckt sich auf einen Raum von ungefähr 12 Lieues in der Länge; die Breite aber ist wegen eines Laguns im Mittelpunct seiner Oberfläche sehr beschränkt. An der Einfahrt dieses Laguns liegen eine Menge kleiner Inselchen weithin zerstreut, unter einander durch ungleiche Tiefen getrennt, oder durch Bänke der treulosen Corallen, welche die Fahrt auf dem Südmeere so gefährlich machen.

In der Nähe einer dieser kleinen Inseln hatte der Astrolabe seine Anker ausgeworfen. Die Einwohner nennen sie Pangai-Modu. Man bemerkte kaum einige Hütten auf einem Raum von mehreren Ackern Landes, die mit einer üppigen Vegetation bedeckt waren. Das im Schutz dieses Landes immer ruhige Meer gestattete uns häufige Verbindungen mit dem Ufer, und wir strebten begierig nach Gelegenheiten, Bekanntschaften mit den Eingebornen zu machen.

Schon während der Tage unseres Unglücks waren wohlwollende Verbindungen zwischen uns und den Insulanern entstanden. Ich muß aber wieder weit zurückkehren, um den Ursprung und die Fortschritte unseres Verkehrs mit diesen Wilden zu erzählen.

Sobald wir in dem Paß der Einfahrt erschienen, brachte uns ein einzelner Eingeborner auf einer sehr kleinen Pirogge Obst, welches er leicht für einige Kleinigkeiten verkaufte. Dieser Mann folgte uns nun, bis wir festgeriethen. In demselben Augenblick, wo wir auf den Felsen unter dem Wasser stießen, kam eine andere Pirogge an die Seite des Schiffes. Sie führte einen Eingebornen von hohem Wuchs, der mit sehr freien Manieren auf das Verdeck stieß, nach dem Befehlshaber fragte, und sich als ein Häuptling präsentirte. Der obere Theil seines Körpers war nackt und sehr gut gestaltet; seine Lenden waren mit einem weiten, röthlichen und glänzenden Stück Zeug umgürtet; schwarzes, dichtes Haar fiel auf seinen Hals, und wahrscheinlich als Putz hatte er eine sehr feine Haarmatte quer über die Stirn von einer Schläfe bis zur andern. Bei jeder andern Gelegenheit würde die Erscheinung dieses Musters einer für uns neuen Menschenrace unsere Neugierde erregt haben; aber bei der obwaltenden Unruhe und Verwirrung wurde er ziemlich schlecht empfangen.

Wie dem auch sei, er zeigte sich fest, und wiederholte mit einer gewissen Würde, er sei ein großer Häuptling; er setzte sich auf das obere Stockwerk am Hintertheile des Schiffes, und kam auch bis zu Ende unseres Unglücks nicht davon weg. Während dieser Prüfungszeit benahm er sich höchst sonderbar. Wenn unser Untergang unvermeidlich schien, sah Tubo-Dodai (so hieß dieser Mann) höchst vergnügt aus. Seine Freude, die er durchaus nicht verhehlte, brachte unsere Ungeduld zuweilen aufs Aeußerste. Wäre der Moment poetischen Gedanken günstiger gewesen, so hätten wir recht gut in ihm den bösen Geist des Astrolabe auf dem Hintertheil des Schiffes sitzend und durch sein hölliſches Lächeln dem Meere Beifall zuwinkend, erblicken können.

An demselben Abend sahen wir mit Verwunderung drei Engländer zu uns kommen. Der erste war ein sehr schöner junger Mann, der an Farbe den Eingebornen des Landes, deren Kleidung er auch trug, ganz ähnlich war; man nannte ihn John. Seine Gefährten trugen Europäische Kleidung, und hießen Singleton und Ritchett. Diese drei Männer hielten unsere Lage für verzweifelt. Sie lebten in der Insel unter dem Schutz einer der vornehmsten Häuptlinge, Namens Palu, und waren gekommen, uns die geneigten Gesinnungen dieses wichtigen Mannes zu

verkünden. Palu selbst erschien am andern Morgen, und von diesem Augenblick an wurde der Schauplatz um uns her viel belebter, als wir es gewünscht hätten. Mehrere hunderte Eingeborne umringten unaufhörlich das Schiff; bei niedrigem Wasser schoben sie ihre Piroggen auf die Corallenbank. Die Hoffnung, welche sie hier zusammentrieb, war für uns leicht zu erkennen, und es war uns von nun an deutlich, daß in dem Moment der Crisis, der über uns entscheiden sollte, das Meer nicht unser furchtbarster Feind seyn würde.

Der Häuptling war in einem Englischen Wallfischboot gekommen, welches ihm gehörte, und er war ohne Zweifel stolz auf ein solches Besitzthum; denn kaum hatte er Bekanntschaft mit uns gemacht, so zog er uns an die Leiter, damit wir es sähen, wobei er immerfort wiederholte: See my boat, very fine, er sprach nämlich etwas Englisch. Palu, obgleich ungeheuer dick, war dabei doch flink und wohlgestaltet; er mochte ungefähr vierzig Jahre alt seyn. Ein weiter Weiberrock von Stoff umschlang seinen Leib. Keine Verzierung deutete seinen Rang an, und er hatte völlig steifes Haar. Ein anderer Häuptling von gleichem Range begleitete ihn; er hieß Lavaka. Er hatte einen hohen Wuchs, sah aber dabei dumm und schwerfällig aus. Ein nicht

sehr zahlreiches Gefolge von geringern Leuten kam mit den zwei Häuptlingen an Bord. Beim Anblick dieses Trupps schien unser erster Gast Tubo-Dodai, seine Ansprüche auf die obere Gewalt aufzugeben, und rangirte sich ohne Weiteres in die letzten Reihen von Palus Gefolge, der nicht sehr auf ihn zu achten schien.

Das Glück hatte uns vortreffliche Geißel überliefert. Wir sparten Nichts, um ihnen den Aufenthalt auf dem Schiffe nützlich für sie und beruhigend für uns zu machen. Es hatten wohl noch nie Wilde so viele Reichthümer als Geschenk erhalten. Auch waren unsere Gäste sehr gnädig gegen uns. Und wenn das Schiff wirklich gescheitert wäre, so wäre Palus Schutz wenigstens einem Theile der Besatzung von großem Nutzen gewesen.

Wenn die Chefs nicht mit unsern Commandanten in Conferenz waren, so saßen sie ganz ruhig auf dem hintern Stockwerk des Schiffes. Von diesem hohen Posten herab hielt Palu mehrere Male des Tages Reden an den gemeinen Haufen seiner Unterthanen, die mit Ungeduld auf den Moment warteten, wo das Meer ihnen uns als Beute zuschleudern würde. Oft war die Stimme des guten Insulaners zitternd und bewegt; und obgleich die drei Engländer uns versicherten, Palus Macht sei unbegrenzt,

so fühlten wir doch, daß dieser Häuptling selbst einen Umstand ahnete, wo alle seine Gewalt von der Plünderungssucht der Menge überflügelt werden würde. Zum Glück hatten wir, wie bereits erwähnt eine solche grausame Prüfung nicht zu erleiden. Als der Astrolabe, von einem mildern Wetter begünstigt, sich endlich von diesen traurigen Klippen entfernte, fanden sich die Eingebornen recht vergnügt in ihr Schicksal, und beschlossen von nun an, sich durch Tauschhandel die so sehr erwünschten Reichthümer zu verschaffen, die sie wohlfeiler zu erstehen gehofft hatten. Dieß kam denn auch bald zur Ausführung. Kaum war der Anker von Pangai-Modu ausgeworfen, so kamen eine Menge Piroggen an die Corvette, die nunmehr das Ansehen eines großen Marktplatzes bekam. Bevor der Tag zu Ende war, vertauschten die Eingebornen eine Menge vortrefflicher Lebensmittel gegen glänzende Kleinigkeiten oder nützlichere Dinge aus. Es entstand nun zwischen diesen Insulanern und uns eine innige Freundschaft, die für beide Theile gleich nützlich war. Auch unter den Einwohnern von Tonga herrscht der bereits von den frühesten Seefahrern beobachtete Gebrauch, mit irgend einem Freunde ihrer Wahl den Namen zu vertauschen. Es geschah dieß schon bei ihrer ersten Erscheinung am Bord. Die zwei Oberhäupter, Palu

und Lavaka, die vom Anfang an unsere treuen Tischgenossen waren, hatten unter unsern Officieren Freunde adoptirt, und ihr Gefolge ebenso unter der übrigen Mannschaft. Was mich betrifft, der ich beinah den ganzen Tag beschäftigt war, die sich mir in Menge darbietenden Gegenstände zu zeichnen, so hatte ich nicht viel Beziehungen mit den Eingebornen. Zwei Tage, nachdem wir vor Anker waren, kam der Engländer Ritchett, den ich mir dadurch gefällig gemacht hatte, daß ich ihn mit einigen Europäischen Kleidungsstücken ausstattete, zu mir auf das Verdeck, zeigte mir einen seitwärts an der Schanzbekleidung sitzenden Mann, und sagte mir, dieser wolle mein Freund seyn. Ich fragte ihn, wer dieser Mensch sei, den ich unter den andern Insulanern noch nicht bemerkt hatte. „Oh, Sire, sagte er, er ist ein vornehmes Oberhaupt und ein großer Krieger. Dieser Mann ist der Napoleon von Tonga Tabu.“ Bei dieser hohen Benennung zauderte ich nun nicht mehr. Ich trat auf den Häuptling zu, der mir lächelnd die Hand reichte, und lehnte meine Nase an die seinige. Ich sagte ihm meinen Namen, er mir den seinigen, und von diesem Augenblick an wurde ich für die ganze Bevölkerung der Insel sein Ebenbild. Mein neuer Freund hieß Tahofa.

Der Engländer hatte mich nicht betrogen. Ta-

hofa ſtand wirklich in hohem Anſehen, und hatte viele Autorität. Später erhielten wir Beweiſe davon, die uns unglücklicher Weiſe theuer zu ſtehen kamen. Er hatte einen unheilsvollen Einfluß auf unſern Aufenthalt in Tonga. Er mochte ungefähr fünfundvierzig Jahre alt ſeyn, war aber nicht größer, als 5 Fuß 3 Zoll. Seine ſchönen Formen deuteten eine große Muskelkraft an. Alles an ihm war höchſt reinlich. Wie alle Inſulaner, trug er um die Lenden einem weiten Weiberrock von geflochtner Baumrinde ohne irgend eine Verzierung, die ſeinen hohen Rang andeutete. Er hatte eine hohe Stirn, die ſich gegen die Schläfen ausdehnte, und dünnes, krauſes, braunes Haar. Sein Blick war milde und zugleich lebhaft. Seine dünnen, rothen Lippen verzogen ſich oft in ein Lächeln, welches eben nicht ſehr freundlich war. Seine ganze Geſtalt endlich, ſeine inſinuante Stimme, ſeine ſchmeichelhaften Manieren deuteten einen Mann an, der viel weiter, als ſeine Landsleute, in der Civiliſation vorgerückt war, vielleicht aber auch treuloſe Neigungen. Tahofa war allerdings durch ſeine Tapferkeit der Napoleon oder der Achilles dieſer Gegenden. Wir fanden aber auch an ihm mehr als eine Aehnlichkeit mit dem klugen Ulyſſes.

In dem politiſchen Zuſtand der Inſel Tonga

fand sich damals die oberste Gewalt, die dem Anscheine nach unter den drei Chefs vertheilt war, eigentlich ganz in den Händen Tahofas. Als die Einwohner der Insel das alte Geschlecht ihrer Könige vertrieben hatten, wurden Palu, Lavaka und Tahofa in gleichem Maße mit der souveränen Macht bekleidet. Tahofa, der viele kriegerische Eigenschaften hatte, leistete große Dienste in dem obwaltenden Kampfe, und erhob sich daher sogleich in der öffentlichen Meinung der Insulaner über seine zwei Collegen, die mit friedlichen Gesinnungen Indolenz und Unfähigkeit paarten. Tahofa wurde Vater eines Knaben, und brachte Tamaha, die Mutter des vertriebenen Königs, dahin, ihn zu adoptiren. Wir hatten Gelegenheit, wahrzunehmen, daß das Volk von Tonga und Tahofa selbst diesem Kinde huldigten. Für einen Wilden hatte also Tahofa die Zukunft seiner Familie sehr verständig vorbereitet. War es nicht wunderbar, am Ende der Welt in einer auf der Weltcharte beinah unbemerkbaren Insel eine solche Parodie der großen Ereignisse wiederzufinden, die, als wir noch Kinder waren, ganz Europa beunruhigten? Das Südmeer hatte also auch seinen Napoleon. Es fehlte vielleicht dem wilden Krieger nur ein größerer Schauplatz, um eine halbe Welt mit seinem Namen und seinem Ruhme zu füllen.

Das Incognito meines berühmten Freundes wurde am Bord nicht lange beobachtet. Palu stellte ihn dem Commandanten als einen der Häupter der Insel vor, der besonders in dem District Bea, einem großen befestigten Dorfe im Innern des Landes, regierte. Tahofa erhielt, wie seine Collegen, bedeutende Geschenke, die, wie es auch in andern Ländern geschieht, an den Herrn verschwendet werden, das Volk aber mit erwerben muß. Die Zahl und das persönliche Verdienst der Höflinge ziehen dem Oberhaupt mehr oder minder Achtung zu. Sie sind zugleich die Rathgeber und die Leibwache des Patrons, dem sie dienen. Man nennt sie Matabulaien, dergestalt, daß wir eine große Menge Gäste hatten, die wir so gut, als möglich, tractirten, um der Höflichkeit der Häupter zu entsprechen. Sobald unsere Tische abgedeckt waren, fingen die Köche wieder an, für ihre Gäste und unser Gefolge zu kochen, und es gewährte ein seltsames Schauspiel, wenn diese Herren ernsthaft bei Tische saßen, so gut sie es vermochten, unsere Gebräuche nachahmten und sich von unsern Bedienten aufwarten ließen; diese hatten Befehl, es ihnen an Nichts fehlen zu lassen. Besonders fiel uns der dicke Palu auf, der, da er zwei Engländer in Dienst hatte, manierlich seyn wollte, und um dieß zu beweisen, jeden Augenblick sein Glas hinhielt,

Rum verlangte und auf die Gesundheit aller Gäste trank, und dabei Grimassen machte.

Während wir am Bord dieses ruhige und lustige Leben führten, hatten auf der Corvette vom Morgen bis zum Abend die abwechselndsten Auftritte Statt. Sobald die Sonne sich am Horizonte zeigte, umgaben uns eine Menge Piroggen von allen Seiten. Die Eingebornen auf denselben kletterten sogleich an das Schiff hinan, und ungeachtet des Schutzes, den die beständig aufgezogenen Netze uns gewähren sollten, konnten die Schildwachen nur mit Mühe die Unternehmendsten abhalten, auf das Verdeck zu kommen. Eine dreifache Reihe von Männern und Weibern betäubten uns mit ihrem Geschrei, und waren uns oft sehr lästig. Der Tauschhandel zwischen den Eingebornen und unserer Besatzung wurde durch die Maschen des Netzes bewerkstelligt. Ohne die Menge der von uns eingekauften Lebensmittel zu erwähnen, wurde das Schiff in wenigen Tagen mit Curiositäten aller Art, Muscheln und andern Naturalien angefüllt, welche die Besatzung sich verschaffte. Die Matrosen, welche den unermüdlichen Eifer unserer Naturforscher sahen, konnten sich nicht überzeugen, daß ihre Sammlungen nur einen rein wissenschaftlichen Werth haben sollten. In der Meinung, es sei mit diesen so sorgfältig aufgesuchten Gegenständen noch

ein reellerer Nutzen verbunden, bemühten sich die Matrosen, deren so viel, als möglich, anzuschaffen. Diese klugen Sammler gingen der Art zu Werke, daß in Folge der Reise diese wissenschaftliche Wuth von den Officieren gehemmt werden mußte, und eine Menge von dem, was sie sich angeschafft hatten, wurde, weil es den Raum beengte, späterhin ins Wasser geworfen. Die Einwohner von Tonga-Tabu strebten, wie alle Insulaner dieser Meere, sich Eisen zu verschaffen; allein eine Waare, von deren Wichtigkeit wir keine Ahnung hatten, erlangte plötzlich einen unglaublichen Werth bei diesen Menschen, nämlich blaue Glasperlen. Man kann sich keinen Begriff davon machen, mit welcher Begierde man in Tonga solche zu erlangen sich bemühte. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich versichere, daß, wenn bei uns Jemand Diamanten für Stecknadeln gäbe, sich mehr Menschen an ihn drängen würden. Die Halsbänder von blauem Glase erweckten den Neid aller Einwohner, von den Häuptern an bis zu den Niedrigsten im Volke. Sobald sie sich diesen Schatz verschafft hatten, verbargen sie ihn mit der größten Sorgfalt, und sie kamen dann wieder, um ihre Reichthümer zu vermehren, und boten uns dann Alles an, wovon sie glaubten, es könne einigen Reiz für uns haben. Diese Wuth veranlaßte oft sehr sonderbare An-

erbietungen; ein Insulaner opfert aber Alles auf für diese schönen blauen Halsbänder. Mancher gab uns für eine einzige solcher Perlen, was er für das nützlichste Werkzeug von Eisen gegeben hätte.

Gewöhnlich verließ ich um die Mitte des Tages den geräuschvollen Bazar des Astrolabe, und suchte im Gehölze Schatten unter einem Cocusbaum, Ruhe und Gegenstände zum Zeichnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die rothe Rose.

Eine Geschichte aus dem Vendeekrieg.

Aus dem Französischen des Herrn Alexander Dumas.

Wer am Abend des 15. Dec. 1793 aus der kleinen Stadt Clisson abgereist wäre, um sich nach dem Dorfe St. Crepin zu begeben, und auf dem Kamme des Berges stehen geblieben wäre, an dessen Fuß der Fluß Moine hinfließt, hätte auf der andern Seite des Thales ein sonderbares Schauspiel wahrgenommen. Zuvörderst hätte er an der Stelle, wo sein Auge bei dem bereits von der Abendröthe verdunkelten Horizont das unter den Bäumen versteckte Dorf gesucht, drei bis vier an ihrer Basis iso-

lirte Rauchsäulen bemerkt, die, wie sie weiter emporstiegen, sich weiter ausdehnten, einen Augenblick wie ein dunkler Dom schaukelten und allmählig, einem feuchten Westwinde nachgebend, fortrückten, mit dem Gewölke eines niedrigen, nebligen Himmels vermischt; er hätte diese Basis langsam röther werden sehen, dann allen Rauch aufhören und von den Dächern der Häuser spitze Feuerzungen an ihrer Stelle emporsteigen, mit dumpfem Gerassel bald spiralförmig sich krümmend, bald niederschlagend und dann wieder wie der Mast eines Schiffs emporsteigen; es hätte ihm geschienen, daß nun alle Fenster sich öffneten, um Feuer zu speien; von Zeit zu Zeit, wenn ein Dach einsank, hätte er ein dumpfes Geräusch gehört, hätte eine lebhaftere Flamme gesehen, mit Tausenden von Funken vermischt, und beim blutigen Schein des immer steigenden Brandes Gewehre blitzen, einen Kreis Soldaten weithin sich ausdehnen, er hätte Geschrei und Lachen gehört und mit Schrecken gesagt: Gott verzeihe mir! es ist eine Armee, die sich an einem Dorfe wärmt. Eine Brigade Republicaner von zwölf bis funfzehn Mann hatte wirklich das Dorf St. Crepin verlassen gefunden und es in Brand gesteckt. Es war das keine Grausamkeit, sondern ein Kriegsmittel wie jedes andere. Die Erfahrung bewies, daß es das einzige gute war. Indeß brannte ein iso-

lirtes Bauernhaus nicht; man schien sogar alle nothwendige Maßregeln getroffen zu haben, damit das Feuer solches nicht erreichen könne. Es standen zwei Schildwachen an der Thür, und jeden Augenblick gingen Ordonanzofficiere und Adjutanten hinein und kamen wieder heraus, um Befehle zu überbringen. Der, welcher diese Befehle ertheilte, war ein junger Mann, der zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt schien. Lange, auf der Stirn gescheitelte blonde Haare fielen gelockt auf jeder Seite an seinen bleichen, magern Wangen herab. Sein Gesicht trug die Spur jener verhängnißvollen Traurigkeit, welche sich der Stirn derjenigen anhängt, die jung sterben sollen. Der blaue Mantel, in den er gehüllt war, verbarg ihn nicht so ganz, daß man nicht die Zeichen seines Ranges, zwei Generalsepaulette, gesehen hätte; nur waren es wollene Epaulette, weil die republicanischen Officiere alles Gold an ihren Kleidern dem Convent als patriotisches Opfer dargeboten hatten. Er neigte sich über einen Tisch hin, eine Landcharte war vor ihm ausgebreitet, und er strich mit einem Bleistift beim Schein einer Lampe, die von dem Schein eines Brandes verdunkelt wurde, den Weg, den seine Soldaten einschlagen sollten, darauf an. Es war der General Marceau, der drei Jahre später bei Altenkirchen das Leben einbüßen sollte.

„Alexander, sagte er, sich etwas emporrichtend, Alexander, du ewiger Schläfer, träumst du von St. Domingo, daß du so lange schläfst? — Was giebts, sagte, rasch aufspringend, der, zu dem er sprach, und dessen Kopf beinah die Decke der Hütte berührte; was giebts? Kommt etwa der Feind heran? und diese Worte wurden mit einer leichten Creolischen Aussprache gesagt, die ihnen sogar beim Drohen eine gewisse Milde beimischte. — Nein, aber es ist ein Befehl vom General-en-Chef, Westermann, angelangt." Und während sein College diesen Befehl las, denn der, zu dem er gesprochen, war sein College, betrachtete Marceau mit kindlicher Neugierde die musculösen Formen des Mulatten-Hercules, den er vor Augen hatte.

Es war ein Mann von achtundzwanzig Jahren, mit kurzen, krausen Haaren, braunem Teint, unbedeckter Stirn und weißen Zähnen, dessen beinah übernatürliche Kraft in der ganzen Armee bekannt war, die ihn in einer Schlacht ein Casket bis an den Panzer spalten, und an einem Paradetag zwischen seinen Füßen ein wildes Pferd, welches mit ihm ausriß, ersticken gesehen hatte. Dieser hatte auch nicht lange mehr zu leben, aber weniger glücklich als Marceau, sollte er weit vom Schlachtfelde sterben,

vergiftet auf den Befehl eines Königs. Es war der General Alexander Dumas, es war mein Vater.

„Wer hat dir diesen Befehl gebracht? sagte er. — Der Volksrepräsentant Delmar. — Es ist gut. Und wo werden die armen Teufel sich versammeln? — In einem Gehölz, anderthalb Wegstunden von hier; sieh her auf die Charte, hier. — Ja, aber auf der Charte sieht man nicht die Hohlen, die Berge, die Verhaue, die tausend Wege, welche die rechte Straße verbergen, wo man sich kaum finden kann, selbst am Tage nicht.... Hölliſches Land... Und dabei ist es immer gräßlich kalt. — Hier, sagte Marceau, die Thür mit dem Fuße aufstoßend und ihm das brennende Dorf zeigend, geh hinaus, so kannst du dich wärmen... He, was ist das, Bürger?“ Diese Worte waren an eine Gruppe Soldaten gerichtet, die beim Aufspüren von Lebensmitteln in einer Art Hundestall, der an die Hütte stieß, in welchem die zwei Generale sich befanden, einen Vendeer Bauer gefunden hatten, der so besoffen war, daß er wahrscheinlich den Einwohnern des Dorfes nicht folgen konnte, als sie es verließen.

Der Leser stelle sich einen Landmann mit dummem Gesichte, großem Hut, langen Haaren, grauer Jacke vor, zwar in menschlicher Form, aber doch eine Stufe unter dem Vieh; denn es fiel in die Augen,

daß dieser Masse der Instinct fehle. Marceau that einige Fragen an ihn; die Landessprache und der Wein machten seine Antworten unverständlich. Er wollte ihn schon den Soldaten als ein Spielwerk preisgeben, General Dumas aber gab Befehl, die Hütte zu räumen und den Gefangenen darin einzusperren. Er stand noch an der Thür, ein Soldat stieß ihn hinein, er taumelte, sich an die Mauer stützend, schwankte einen Augenblick auf seinen geknickten Beinen hin und her, fiel wie ein Sack nieder und blieb ohne Bewegung. Eine Schildwache blieb vor der Thür, und man nahm sich nicht einmal die Mühe, das Fenster zuzumachen.

„In einer Stunde können wir aufbrechen, sagte General Dumas zu Marceau; wir haben einen Führer. — Wen? — Diesen Menschen. — Ja, wenn wir uns morgen in Marsch setzen wollen, in dem, was dieser Mensch getrunken hat, ist Schlaf für vierundzwanzig Stunden vorhanden."

Dumas lächelte, komm, sagte er zu ihm, und führte ihn unter den Schuppen, wo der Bauer entdeckt worden war; dieser war nur mittels einer Bretterwand von dem Innern der Hütte getrennt, dabei noch voller Spalten, daß man Alles sehen konnte, was darin vorging. Auch mußte man das kleinste Wort, was die zwei Generale darin gesprochen hat-

ten, haben hören können. — „Und nun, fügte er mit leiser Stimme hinzu, gieb wohl Acht.“

Marceau gehorchte der Gewalt weichend, die sein Freund, selbst in den gewöhnlichen Dingen des Lebens, auf ihn ausübte. Er hatte Mühe, den Gefangenen ins Auge zu fassen, weil dieser zufällig in den dunkelsten Winkel der Hütte gefallen war. Er lag noch unbeweglich auf derselben Stelle. Marceau wendete sich nach seinem Collegen um, dieser war aber verschwunden. Als er seine Blicke wieder in die Hütte wendete, schien es ihm, der Bauer habe sich etwas bewegt; sein Kopf lag nun in einer Richtung, die ihm gestatte, mit einem Blick Alles zu überschauen. Bald öffnete er die Augen, und gähnte wie ein Mann, der eben aufwacht, und sah, daß er allein war. Ein sonderbarer Ausdruck, der Freude und Verstand andeutete, flog über sein Gesicht. Für Marceau war es nun evident, dieser Mann hätte ihn angeführt, wenn ein hellsehender Blick nicht Alles errathen hätte. Er sah nun mit größerer Aufmerksamkeit auf ihn hin; sein Gesicht hatte wieder den ersten Ausdruck angenommen, seine Augen waren wieder verschlossen, seine Bewegungen waren die eines Mannes, der wieder einschläft. Bei einer derselben kam er mit dem Fuß an den leichten Tisch, auf welchem die Charte und der Befehl des General

Westermanns, den Marceau wieder auf diesen Tisch geworfen hatte, lagen; Alles fiel untereinander hin; die Schildwache öffnete die Thür, steckte bei diesem Geräusch den Kopf hinein, sah, wer es verursacht hatte, und sagte lachend zu seinen Cameraden: „Der Citoyen dort träumt.“ Dieser hatte jedoch die Worte gehört, seine Augen hatten sich wieder geöffnet, ein drohender Blick folgte einen Augenblick dem Soldaten; dann erfaßte er schnell das Papier, auf welches der Befehl geschrieben war, und verbarg es in seine Brust. Marceau hielt den Athem an; seine rechte Hand schien an den Griff seines Säbels geleimt; seine linke Hand unterstützte nebst seiner Stirn das ganze Gewicht seines an die Wand gelehnten Körpers. Der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit lag nunmehr auf der Seite; bald rückte er, sich mit dem Ellbogen und dem Knie helfend, immer liegend, langsam gegen den Eingang der Hütte. Eine Spalte zwischen der Schwelle und der Thür gestattete ihm, die Beine einer Gruppe Soldaten wahrzunehmen, die davor standen. Nun fing er an, mit Geduld und Langsamkeit gegen das offen stehende Fenster zu kriechen. Als er drei Fuß weit von demselben gelangt war, holte er eine in seinem Busen verborgene Waffe hervor, hob sich in die Höhe, und mit einem einzigen Tigersprung schwang er sich aus der Hütte.

Marceau schrie auf; er hatte nicht Zeit gehabt, weder diese Flucht zu ahnen, noch sie zu verhindern. Ein anderer Schrei antwortete auf den seinigen. Es war ein Fluch; der Vendeer, als er aus dem Fenster fiel, befand sich dem General Dumas gegenüber. Er wollte auf diesen mit seinem Messer vorfahren; wurde aber bei der Faust erfaßt, diese gegen seine eigene Brust gewendet, und General Dumas brauchte nur zuzustoßen, so hätte der Vendeer sich selbst erdolcht. „Ich hatte dir einen Führer versprochen, Marceau, hier hast du einen, und wie ich hoffe, einen recht verständigen. Ich könnte dich erschießen lassen, Schelm, sagte er zu dem Bauer, es ist mir aber vortheilhafter, dich leben zu lassen. Du hast unser Gespräch gehört, sollst es aber denen, die dich abgeschickt haben, nicht wieder erzählen. Bürger, er wendete sich an die Soldaten, die dieser seltsame Auftritt herbeigeführt hatte, zwei von euch nehmen jeder eine Hand von diesem Manne, und stellen sich mit ihm an die Colonnenspitze, er wird unser Wegweiser seyn; wenn ihr bemerkt, daß er euch betrügt, wenn er eine Bewegung macht, davon zu laufen, so schießt ihn nieder, und werft ihn über die Hecke.“ Nun setzten einige mit leiser Stimme ertheilte Befehle die gebrochene Linie der Soldaten in Bewegung, und sie dehnte sich um die Aschenhaufen her,

die ehedem ein Dorf gewesen waren. Die Gruppen dehnten sich aus, jedes Peloton schien sich an das andere zu löthen. Es bildete sich eine schwarze Linie, sie zog sich den Hohlweg hinab, welcher St. Crepin von Monfaucon trennt, vertiefte sich darin wie ein Rad in eine Gleise, und als einige Minuten nachher der Mond zwischen zwei Wolken durchging, und sich einen Augenblick in dem Bajonettenband spiegelte, der sich geräuschlos hinschlängelte, hätte man glauben können, man sehe eine ungeheuere schwarze Schlange mit Stahlschuppen im Schatten fortkriechen.

Es giebt nichts Traurigeres für eine Armee, als einen Nachtmarsch. Der Krieg ist schön an einem schönen Tage, wenn der Himmel das Getümmel ansieht, wenn die Menschen, sich um das Schlachtfeld, wie auf den Stufen eines Circus hinstellen, und den Siegern mit den Händen Beifall zurufen; wenn der Schall der kupfernen Instrumente die muthigen Fibern des Herzens erschüttern, wenn der Rauch aus tausend Kanonen, wie ein Leichentuch sich ausbreitet, wenn Freunde und Feinde da sind, um zu schauen, wie du so schön stirbst; das ist sublim. Aber Nachts, Nachts!.... Nicht wissen, wie man dich angreift und wie du dich vertheidigst, fallen, ohne zu sehen, was dich trifft, oder von wo der Streich ausgeht,

fühlen, wie die, so noch stehen, dich mit dem Fuße stoßen, ohne zu wissen, wer du bist, und über dich herschreiten!... O, dann stellt man sich nicht hin wie ein Gladiator. Man rollt, man krümmt sich, man beißt in die Erde, man zerreißt sie mit den Nägeln, das ist fürchterlich. Darum auch zog dieses Heer traurig und schweigend hin. Es wußte recht gut, daß auf jeder Seite seiner Straße hohe Hecken standen, ganze Felder von Geniste und Rohr, und daß am Ende dieses Weges ein Nachtkampf es erwarte.

Seit einer Stunde marschirte es schon. Von Zeit zu Zeit stahl sich ein Mondstrahl durch die Wolken, und ließ an der Spitze dieser Colonnen den Bauer wahrnehmen, der als Wegweiser diente, mit aufmerksamen Ohr auf jedes Geräusch und immer von den zwei Soldaten bewacht, die ihm zur Seite gingen. Zuweilen hörte man auf den Flanken ein Rauschen in den Blättern, die Spitze der Colonne blieb plötzlich stehen. Mehrere Stimme riefen: Wer da! Es wurde nicht geantwortet, und der Bauer sagte lächelnd: Es springt ein Hase auf. Zuweilen glaubten die zwei Soldaten, es bewege sich vor ihnen etwas, was sie nicht zu unterscheiden vermochten, und sagten zu einander: Was ist das? Und der Vendeer antwortete: Es ist euer Schatten; immer vor-

wärts! Plötzlich, als der Weg sich wendete, sahen sie zwei Männer vor sich. Sie wollten schreien. Einer der Soldaten fiel, ohne Zeit gehabt zu haben, ein Wort zu sprechen; der andere wankte eine Secunde, und hatte nur noch Zeit zu sagen: Zu Hülfe! Zwanzig Gewehre gingen sogleich los. Beim Schein dieses Blitzes konnte man drei Männer unterscheiden, die davon liefen. Einer von ihnen wankte, schleppte sich einen Augenblick an der Böschung hin, um die andere Seite der Hecke zu erreichen. Man lief auf ihn zu, es war nicht der Wegweiser. Man befragte ihn, er antwortete nicht. Ein Soldat durchstach ihm den Arm mit seinem Bajonett, um zu sehen, ob er vielleicht todt wäre. — Er war es.

Nun wurde Marceau der Wegweiser. Er kannte die Gegend sehr genau, und durfte hoffen, nicht irre zu gehen. Nach einer Viertelstunde wurde man wirklich die dunkle Masse des Waldes gewahr. Dort sollten, nach eingegangenen Nachrichten, die Einwohner einiger Dörfer die Trümmer mehrerer Armeen, ungefähr 1800 Menschen, sich versammeln, um eine Messe zu hören.

Die zwei Generale trennten ihre kleine Truppe in mehrere Colonnen, mit dem Befehl, das Gehölz zu umzingeln, und alle Wege einzuschlagen, die nach dem Mittelpunct führten. Man berechnete, daß

man in einer halben Stunde die nothwendigen Positionen würde nehmen können. Ein Peloton blieb an dem Wege stehen, der sich gerade vor ihm befand. Die andern dehnten sich cirkelförmig auf den Flügel aus; man hörte noch einen Augenblick ihre abgemessenen Schritte, die aber immer schwächer wurden. Endlich verschollen auch diese, und es wurde völlig still. Die halbe Stunde, die einem Gefechte vorangeht, verfliegt schnell. Kaum hat der Soldat Zeit, nachzusehen, ob das Zündpulver auf seinem Gewehr in gutem Stande ist, und zu seinem Cameraden zu sagen: „Ich habe zwanzig bis dreißig Franken in meinem Tornister; wenn ich sterbe, so schickst du sie meiner Mutter.“ Das Wort vorwärts erschallt, und jeder fährt zusammen, als hätte er es nicht erwartet.

Nach Maßgabe, wie sie vorrückten, schien es ihnen, der freie Platz im Mittelpunct des Gehölzes sei erleuchtet. Als sie näher kamen, sahen sie flakkernde Feuerbrände; bald wurden die Gegenstände deutlicher, und ein Schauspiel, von welchem keiner von ihnen eine Idee hatte, zeigte sich ihren Augen.

An einem Altar, bloß von einigen unbehauenen Steinen zusammengesetzt, las der Pfarrer von St. Marie de Rhé eine Messe; Greise standen um den Altar mit einem Feuerbrand in der Hand, und rund

umher beteten Weiber und Kinder auf den Knieen. Zwischen den Republicanern und dieser Gruppe stand eine Mauer von Männern, und auf einer engern Fronte, eine Schlachtordnung zur Vertheidigung und zum Angriff. Es wäre evident gewesen, daß sie gewarnt waren, selbst wenn man nicht in der ersten Reihe den entflohnen Führer erkannt hätte. Nunmehr war er ein Vendeer Soldat, in vollständigem Costüm, an der linken Seite der Brust mit dem Herzen von rothem Zeuge bezeichnet, welches als Erkennungszeichen diente, und am Hut das weiße Tuch statt des Federbusches. Die Vendeer warteten nicht, bis man sie angriff; sie hatten Tirailleurs in dem Gehölze verbreitet, und begannen das Flintenfeuer. Die Republicaner rückten vor, das Gewehr im Arm, ohne einen Schuß zu thun, ohne das wiederholte Feuer ihrer Feinde zu beantworten, ohne ein anderes Wort zu sprechen, als nach jeder Salve: Schließt euch an einander.

Der Priester hatte seine Messe noch nicht vollendet, und fuhr darin fort; seine Zuhörer schienen auf das, was vorging nicht zu achten, und blieben auf den Knieen liegen. Die Republicaner rückten immer weiter vor. Als sie dreißig Schritte von ihren Feinden waren, fiel das erste Glied auf das Knie. Drei Reihen Gewehre beugten sich nun nieder wie

Aehren vom Winde. Das Gewehrfeuer brach aus; die Reihen der Vendeer wurden lichter, und da einige Kugeln bis an den Fuß des Altars durchfuhren, so fielen Frauen und Kinder. Einen Augenblick entstand in diesem Haufen Geschrei und Tumult. Der Priester hob das Christusbild in die Höhe, die Köpfe beugten sich bis zur Erde, und Alles wurde wieder still.

Die Republicaner schossen zum zweiten Mal in einer Entfernung von zehn Schritten mit eben der Ruhe als auf einer Revue, mit eben der Präcision wie vor einer Scheibe. Die Vendeer antworteten; dann aber hatten weder die Einen, noch die Andern Zeit, ihre Gewehre wieder zu laden. Es kam nun das Bajonett an die Reihe, und hier war der Vortheil auf Seiten der regelmäßig bewaffneten Republicaner. — Der Priester las immerfort seine Messe.

Die Vendeer fuhren zurück; ganze Reihen fielen ohne andern Laut, als Flüche. Der Priester sah es, gab ein Zeichen, die Feuerbrände erloschen, der Kampf trat ins Dunkele zurück. Nun herrschte nur noch Unordnung und Gemetzel, in welchem Jeder zuschlug, ohne zu sehen, mit Wuth, und starb, ohne Gnade zu verlangen, Gnade, — die man selten in einer und derselben Sprache gewährt, wenn man sie auch verlangt. Und doch wurden die Worte: Gnade! Gnade!

zu den Knieen Marceaus, der eben zuschlagen wollte, mit ächzender Stimme ausgesprochen. Es war ein junger Vendeer, ein Kind ohne Waffen, welches aus diesem schrecklichen Getümmel herauszukommen suchte. Der General zog es einige Schritte vom Schlachtfelde fort, um es den Blicken seiner Soldaten zu entziehen, mußte aber bald stehen bleiben, denn der junge Mensch war ohnmächtig geworden. Diese übermäßige Furcht von Seiten eines Soldaten nahm ihn Wunder; er war aber doch bemüht, ihm beizustehen, und knöpfte ihm den Rock auf, um ihm Luft zu verschaffen; es war ein Frauenzimmer.

Es war kein Augenblick zu verlieren; die Befehle des Convents waren bestimmt, jeder Vendeer, der mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, oder zu einem versammelten Haufen gehörte, von welchem Geschlecht oder welchem Alter er auch war, mußte auf dem Schaffot sterben. Er setzte das junge Mädchen an den Fuß eines Baumes hin, und eilte wieder zum Schlachtfelde. Unter den Todten bemerkte er einen jungen republicanischen Officier, dessen Wuchs ihm ungefähr dem der Unbekannten gleich schien; er nahm geschwind seine Uniform und seinen Hut, und ging wieder zu ihr. Die Kühle der Nacht zog sie bald aus ihrer Ohnmacht. Vater, Vater, waren ihre ersten Worte; dann stand sie auf, legte ihre Hand

an ihre Stirn, als wollte sie sich erst recht besinnen. „O, das ist schrecklich, ich war bei ihm; ich habe ihn verlassen; Vater, Vater! er wird todt seyn!"

„Meine junge Gebieterin, Fräulein Blanche, sagte ein plötzlich hinter einem Baum hervorragender Kopf, der Marquis von Beaulieu ist gerettet. Es lebe der König und die gute Sache!" Der, welcher diese Worte gesprochen hatte, verschwand wie ein Schatten, doch nicht so geschwind, daß Marceau nicht Zeit gehabt hätte, den Bauer von St. Crepin zu erkennen. „Tinguy, Tinguy! schrie das junge Mädchen, ihre Arme nach dem Bauer hin ausstreckend. — Stille, ein Wort verräth Sie; ich könnte Sie nicht retten, und ich will Sie retten! Ziehen Sie diesen Rock an, und setzen Sie diesen Hut auf, und erwarten Sie mich hier."

Er kehrte zum Schlachtfelde zurück, gab den Soldaten Befehl, sich nach Chollet zurückzuziehen, überließ seinem Collegen das Commando der Truppen, und kehrte zur jungen Vendeerin zurück. Er fand sie bereit, ihm zu folgen. Beide gingen nun zu einer Art Landstraße, welche über die Romagne führt, wo Marceaus Bedienten sie mit den Handpferden erwarteten, die nicht in das Innere des Landes kommen konnten, wo die Straßen Nichts, als Hohlwege und Löcher waren. Dort

gerieth er in noch größere Verlegenheit; er fürchtete, seine junge Gefährtin könne nicht reiten, und hätte nicht Kraft genug, zu Fuße zu gehen; allein sie beruhigte ihn bald, indem sie ihr Pferd zwar mit weniger Kraft, aber mit ebenso viel Anmuth als der beste Reiter zu lenken wußte. Sie sah, daß Marceau sich darüber wunderte, und lächelte. „Sie werden sich weniger wundern, sagte sie zu ihm, wenn Sie mich erst kennen werden; Sie werden sehen, durch welche Verhältnisse ich mit den Uebungen der Männer bekannt geworden bin. Sie sehen so gut aus, daß ich Ihnen alle Ereignisse meines jungen und schon so unruhigen Lebens erzählen werde. — Ja, ja, sagte Marceau, aber später; wir werden Zeit genug dazu haben, denn Sie sind meine Gefangene, und Ihrer selbst wegen will ich Sie nicht freilassen. Jetzt haben wir nichts Anderes zu thun, als so geschwind als möglich Chollet zu erreichen. Darum im Galopp, wir wollen auf und davon. — Im Galopp, erwiederte die Vendeerin," und drei Viertelstunden nachher waren sie in Chollet. Der General-en-Chef war auf der Mairie, Marceau stieg hinauf, seinen Bedienten und seine Gefangene an der Thür lassend. In wenigen Worten erstattete er Bericht von seiner Mission, und suchte dann mit seiner kleinen Escorte ein Unterkommen im Hotel des Sans-Culottes, wel-

ches ehemals das Schild des groſsen Saint Nicolaus führte.

Marceau nahm zwei Zimmer, führte das junge Mädchen in eins derselben, sagte, sie möchte sich angekleidet auf ihr Bett werfen, um einige Augenblicke Ruhe zu genieſsen, die ihr nach der fürchterlichen Nacht wohl nöthig seyn dürfte, und ging dann, sich in das seinige einzusperren, denn er hatte nunmehr die Verantwortlichkeit für ein Dasein, und mußte auf Mittel denken, es zu erhalten. Blanche ihrerseits hatte auch was zu denken, zuvörderst an ihren Vater, dann an den jungen, republicanischen General mit mildem Gesicht und milder Stimme. Das schien nun Alles ein Traum zu seyn. Sie trat auf, um sich zu überzeugen, daß sie es wirklich sei, dann weinte sie, weil sie sich so verlassen glaubte. Der Gedanke an den Tod, an den Tod auf dem Schaffot fiel ihr nicht einmal ein. Marceau hatte ja mit seiner milden Stimme gesagt: ich werde Sie retten. Aber warum sollte man sie, erst gestern geboren, ums Leben bringen wollen? Schön und unschädlich, warum hätten die Menschen ihren Kopf und ihr Blut wohl fordern sollen? Kaum, daß sie sich vorstellen konnte, sie sei irgend einer Gefahr ausgesetzt. Ihr Vater dagegen, ein Vendee-Chef, er tödtete und konnte getödtet werden; aber sie, sie armes, junges Mädchen, der Kind-

heit noch die Hand reichend .... o, weit entfernt, ſolche traurige Ahnungen zu hegen, das Leben war ja ſchön und voller Freude, die Zukunft ſo ungeheuer lang, dieſer Krieg würde nicht ewig dauern, das leere Schloß ſeine Gäſte wiederſehen. Einſt würde dann ein junger, ermüdeter Mann dort um das Gaſtrecht bitten, er würde vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt ſeyn, eine milde Stimme, blonde Haare haben, Generalsuniform tragen und lange bleiben. Träume, träume nur, arme Blanche!

Es giebt ein Alter der Jugend, wo das Unglück der Exiſtenz ſo fremd iſt, daß es ſcheint, es könne ſich nie darin acclimatiſiren. So traurig ein Gedanke auch ſeyn mag, er endigt immer mit einem Lächeln. Das kommt daher, weil man das Leben immer nur von einer Seite des Horizonts ſieht, weil die Vergangenheit noch nicht Zeit gehabt hat, an der Zukunft zu zweifeln.

Marceau träumte auch; er aber blickte ſchon ins Leben; er kannte den politiſchen Haß des Augenblicks, kannte die Forderungen einer Revolution. Er dachte auf ein Mittel, die ſchlafende Blanche zu retten. Es fiel ihm nur ein einziges ein, nämlich ſie nach Nantes zu bringen, wo ſeine Familie wohnte. Seit drei Jahren hatte er weder ſeine Mutter, noch ſeine Schweſter geſehen, und da er bloß einige Wegſtunden

von dieſer Stadt war, ſo ſchien es ganz natürlich, daß er den General=en=Chef um Urlaub bäte. Bei dieſem Gedanken blieb er ſtehen. Es fing an, Tag zu werden; er ging zum General Weſtermann. Was er verlangte, wurde ihm ohne Schwierigkeit bewilligt. Er wollte, man möchte ſie ihm gleich ertheilen, da er glaubte, Blanche könne nicht zu früh abreiſen. Allein dieſe Erlaubniß erforderte noch eine zweite Unterſchrift, die des Volksrepräſentanten Delmar. Er war erſt ſeit einer Stunde mit der Expeditionstruppe angelangt, ruhete in dem benachbarten Zimmer einige Augenblicke, und ſowie er erwachte, verſprach der General=en=Chef, ſie ihm zu ſchicken. Als er wieder in den Gaſthof trat, begegnete ihm General Dumas, der ihn ſuchte. Die zwei Freunde hatten kein Geheimniß für einander, und bald erfuhr dieſer nun das Abenteuer der Nacht. Während er das Frühſtück bereiten ließ, ging Marceau zu ſeiner Gefangenen hinauf, die ſchon nach ihm hatte fragen laſſen. Er meldete ihr den Beſuch ſeines Collegen, der dann auch bald erſchien. Seine erſten Worte beruhigten Blanche, und nachdem ſie eine kurze Weile miteinander geſprochen, hatte ſie nur noch das ängſtliche Gefühl eines jungen Mädchens, welches ſich zwiſchen zwei Männern befindet, die es kaum kennen gelernt hatten. Sie wollten ſich eben zu Tiſche ſetzen, als die Thür

aufging. Der Volksrepräsentant Delmar erschien auf der Schwelle.

Wir haben zu Anfang dieser Geschichte kaum Zeit gehabt, ein Wort von dieser neuen Erscheinung zu sagen. Er war einer der Männer, die Robespierre wie ein Arm dem seinigen anhing, um eine Provinz zu erreichen, die sein Regenerationssystem begriffen zu haben glaubten, weil er ihnen sagte, man muß regeneriren, und in deren Händen die Guillotine mehr thätig, als verständig war. Diese Unglück weissagende Erscheinung erschütterte Blanche, bevor sie noch wußte, wer er war. „Ho, ho! sagte er zu Marceau, du willst uns schon verlassen, Bürger-General; aber du hast dich diese Nacht so gut benommen, daß ich dir Nichts abschlagen kann; ich bin jedoch böse, daß du den Marquis von Beaulieu hast entwischen lassen; ich hatte dem Convent versprochen, ihm seinen Kopf zu schicken." Blanche stand blaß und kalt wie eine Statue vor Schrecken. Marceau stellte sich ohne Affectation vor sie hin. „Verschoben ist aber nicht aufgehoben, fuhr jener fort, die republicanischen Spürhunde haben eine gute Nase und gute Zähne, und wir folgen seiner Spur. Hier ist die Erlaubniß, fügte er hinzu, sie ist ordnungsgemäß, du kannst abreisen, wann du willst; vorher aber bitte ich dich um ein Frühstück, ich habe einen

Tapfern wie du nicht verlaſſen wollen, ohne auf das Heil der Republik und auf die Ausrottung der Räuber zu trinken.

In der Lage, in welcher ſich die zwei Generale befanden, war ihnen dieſe Achtungsbezeugung nichts weniger als angenehm. Blanche hatte ſich geſetzt, und wieder etwas Muth gefaßt. Man ging zu Tiſche, und das junge Mädchen, um nicht Delmar gegenüber zu ſitzen, war genöthigt, ſich neben ihn zu ſetzen. Sie ſetzte ſich jedoch ſo weit von ihm, um ihn nicht zu berühren, und wurde nach und nach ruhiger, als ſie bemerkte, daß der Volksrepräſentant ſich mehr mit der Mahlzeit beſchäftigte, als mit den Gäſten, die mit ihm Theil daran nahmen. Von Zeit zu Zeit jedoch entfielen ihm einige blutige Worte, und goſſen Schauder in die Adern des jungen Mädchens; ſonſt aber ſchien keine wirkliche Gefahr für ſie obzuwalten; die Generale hofften, er würde ſie verlaſſen, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu ſprechen. Der Wunſch abzureiſen war für Marceau ein Vorwand, die Mahlzeit abzukürzen; ſie war beinah zu Ende, Jeder athmete freier, da hörte man plötzlich auf dem Markt vor dem Gaſthof Schüſſe; die Generale ſprangen auf ihre Säbel, die neben ihnen lagen. Delmar hielt ſie auf: „Schön meine Tapfern, ſagte er, ich ſehe gern, daß ihr auf eurer Hut ſeid; ſetzt

euch aber nur wieder zu Tiſche, ihr habt dort Nichts wieder zu ſchaffen. — Was bedeutet denn das Schieſſen? ſagte Marceau. — Nichts, erwiederte Delmar; die Gefangenen dieſer Nacht werden erſchoſſen. —" Blanche ſchrie vor Schrecken auf: „O, die Unglücklichen!" Delmar ſetzte ſein Glas nieder, kehrte ſich langſam zu ihr, und ſagte: „Das iſt hübſch; wenn jetzt die Soldaten wie Weiber zittern, ſo muß man die Weiber in Soldaten verkleiden. Freilich biſt du noch ſehr jung, fügte er hinzu, ihre beiden Hände faſſend und ihr ins Geſicht ſehend; du wirſt dich aber ſchon daran gewöhnen. — O nie, nie! ſchrie Blanche, ohne daran zu denken, wie gefährlich es für ſie war, ihre Gefühle vor einem ſolchen Zeugen anzudeuten. Nie werde ich mich an ſolche Gräßlichkeiten gewöhnen. — Kind, erwiederte Delmar, ihre Hände loslaſſend, glaubſt du, man könne eine Nation regeneriren, ohne ihr Blut abzuziehen, die Factionen in Zaum halten, ohne Schaffote aufzuſtellen? Haſt du je eine Revolution die Bleiwage der Gleichheit über ein Volk hinziehen ſehen, ohne einige Köpfe abzuſchlagen? Wehe, wehe dann den Großen, der Tarquinsſtab hat ſie bezeichnet!" Er ſchwieg einen Augenblick, und fuhr dann fort: „Was iſt aber auch der Tod? Ein Schlaf ohne Traum, ohne Erwachen. Was iſt Blut? Eine rothe Flüſſigkeit, der in die-

ser Flasche ungefähr gleich, und die nur durch die Idee, die man damit verknüpft, Wirkung auf unser Gemüth hat. Sombreuil hat davon getrunken. Du schweigst; hast du nicht irgend ein philanthropisches Argument im Munde? An deiner Stelle würde ein Girondist nicht schweigen." Blanche war also gezwungen, das Gespräch fortzusetzen. „O, sagte sie zitternd, sind Sie auch sicher, daß Gott euch das Recht gegeben hat, so zuzuschlagen? — Schlägt Gott nicht auch? — Ja, aber er sieht über das Leben hinaus, während der Mensch, den er tödtet, nicht weiß, was er giebt oder was er nimmt. — Richtig! Die Seele ist unsterblich oder sie ist es nicht; wenn der Leib nur Materie ist, ist es da ein Verbrechen, etwas früher oder etwas später der Materie das wiederzugeben, was Gott von ihr geborgt hat? Wenn eine Seele sie bewohnt, und diese Seele unsterblich ist, so kann ich sie nicht tödten; der Körper ist nur ein Gewand, von der ich sie entkleide, oder vielmehr ein Gefängniß, aus dem ich sie befreie. Nun will ich dir aber einen Rath geben, denn es gefällt mir, dir einen zu geben: bewahre deine philosophischen Betrachtungen und deine Schulschlüsse, um dein eignes Leben zu vertheidigen, wenn du je in die Hände Charettes oder Bernards von Marigny fällst; denn sie würden dir eben-

so wenig Gnade widerfahren lassen, als ich ihren Soldaten widerfahren ließ. Was mich betrifft, so würdest du vielleicht es bereuen, sie ein zweites Mal in meiner Gegenwart auszusprechen; erinnere dich daran." Er ging fort.

Es herrschte einen Augenblick Stille. Marceau legte seine Pistolen, die er während des Gespräch aufgezogen hatte, nieder. „O, sagte er, ihm mit dem Finger folgend, gewiß hat Niemand den Tod so nahe berührt, als du es eben gethan hast. Weißt du, Blanche, daß, wenn eine Bewegung, ein Wort ihm entschlüpft wäre, welche bewiesen, daß er dich kennt, ich ihn niedergeschossen hätte?"

Sie hörte Nichts. Ein einziger Gedanke hatte sie erfaßt, nämlich, daß dieser Mann beauftragt war, die Trümmer des Heeres zu verfolgen, die der Marquis von Beaulieu commandirte. „O, mein Gott, sagte sie, ihren Kopf in ihren Händen verbergend, o, mein Gott! wenn ich daran denke, daß mein Vater in die Hände dieses Tigers fallen kann, daß, wenn er diese Nacht gefangen worden wäre, es möglich wäre, daß er da war. . . . . Es ist abscheulich, es ist grausam. Giebt es denn kein Mitleiden mehr in der Welt? O, Verzeihung, Verzeihung! sagte sie zu Marceau, wer mehr als ich

muß daß Gegentheil wissen? Mein Gott, mein Gott! . . . . . "

In diesem Augenblick kam der Bediente herein, und meldete, daß die Pferde bereit wären. „Fort, fort, um Himmels Willen! sagte sie, es ist Blut in der Luft, die man hier athmet. — Fort!" erwiederte Marceau, und alle drei stiegen sogleich hinab.

An der Thür fand Marceau ein Detaschement von dreißig Mann, die der General-en-Chef hatte aussetzen lassen, um ihn bis Nantes zu escortiren. Dumas begleitete sie einige Zeit, aber eine Wegstunde von Chollet drang sein Freund in ihn, er solle zurückkehren. Weiterhin wäre es gefährlich gewesen, allein zu reiten. Er nahm also Abschied von ihnen, setzte sein Pferd in Galopp und verschwand bald, als der Weg sich wendete.

Marceau wünschte, allein mit der jungen Vendeerin zu seyn; sie hatte ihm noch ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und es schien ihm, dieses Leben müßte voller Interesse seyn. Er ritt also näher an sie heran. „Jetzt, da wir ruhig sind, sagte er zu ihr, und einen weiten Weg zu machen haben, wollen wir sprechen, von Ihnen sprechen. Ich weiß, wer Sie sind, daß ist aber auch Alles. Wie kommen Sie zu dem bewaffneten Haufen? Woher sind

Sie gewöhnt, Männerkleider zu tragen? Sprechen Sie, wir Soldaten sind gewöhnt, kurze und harte Worte zu hören. Sprechen Sie lange von sich, von Ihrer Kindheit, ich bitte Sie darum."

Marceau konnte, ohne zu wissen warum, sich nicht gewöhnen, mit Blanche die republicanische Sprache jener Zeit zu sprechen.

Blanche erzählte ihm nun ihr Leben, wie ihre Mutter gestorben sei, als sie noch jung war, und sie als Kind in den Händen des Marquis von Beaulieu gelassen hätte; wie ihre von einem Manne ertheilte Erziehung sie an körperliche Uebungen gewöhnt hätte, die, als die Insurrection der Vendee ausbrach, sehr nützlich geworden wären, und ihr gestattet hätten, ihrem Vater zu folgen. Sie erzählte ihm die Ereignisse dieses Krieges von dem Tumulte von St. Florent an, bis zu dem Gefecht, in welchem Marceau ihr das Leben rettete. Sie sprach lange, wie er es von ihr verlangt hatte, denn sie sah, daß er sich glücklich fühlte, ihr zuzuhören. Als ihre Erzählung zu Ende war, erblickte man Nantes am Horizont, und die Lichter in der Stadt zitterten im Nebel. Der kleine Trupp fuhr über die Loire, und einige Augenblicke nachher war Marceau in den Armen seiner Mutter.

Nach den ersten Umarmungen stellte er seiner

Familie seine junge Reisegefährtin vor. Einige Worte waren hinreichend, die Theilnahme seiner Mutter und seiner Schwestern in Anspruch zu nehmen. Kaum hatte Blanche den Wunsch geäußert, weibliche Kleider anzulegen, so zogen sie die zwei jungen Mädchen fort, und machten sich das Vergnügen streitig, ihr als Kammerfrauen zu dienen. Dieß Benehmen, so einfach es auch im ersten Augenblick scheinen mag, erlangte doch einen großen Werth in den obwaltenden Verhältnissen. Nantes zappelte unter dem Proconsulat Carriers.

Für den Geist und für die Augen ist eine von den Bissen eines einzigen Mannes sich verblutende Stadt ein sonderbares Schauspiel. Man fragt sich, wo die Kraft herkommt, die ein Wille über achtzigtausend von ihm beherrschte Individuen ausübt, und wie, wenn ein Einziger sagt, ich will, sich nicht Alle erheben, um zu sagen, es ist gut, aber wir, wir wollen nicht! Es kommt daher, weil knechtische Gewohnheit in der Seele der Massen vorwaltet; weil Individuen allein zuweilen feurige Wünsche hegen, frei zu seyn; weil, wie Shakespeare sagt, das Volk kein anderes Mittel kennt, Cäsars Mörder zu belohnen, als ihn zum Cäsar zu machen. Darum giebt es Freiheits-Tyrannen, wie es Monarchie-Tyrannen giebt. Blut floß also durch die Straßen in

Nantes, und Carrier, der zu Robespierre ſtand, wie die Hyäne zum Tiger und das Schakal zum Löwen, ſättigte ſich immer mehr mit dieſem reinen Blut, bis er es einſt mit dem ſeinigen vermiſcht wieder ausſpeien mußte.

Es wurden ganz neue Mittel zum Gemetzel angewendet, die Guillotine wird ſo geſchwind ſchartig; er erfand die Najaden, deren Name unzertrennlich von dem ſeinigen geworden iſt. Im Hafen wurden ausdrücklich dazu geeignete Schiffe gebauet, man wußte, zu welchem Zweck, man hatte ſie auf dem Werft geſehen. Die zwanzig Fuß weiten Klappen die aufſprangen, um die zum Tode beſtimmten Unglücklichen in die Tiefe des Waſſers zu ſchleudern, waren etwas Neues und Seltſames, und an dem Tage, als der erſte Verſuch gemacht wurde, war beinah ebenſo viel Volk am Ufer, als wenn ein Schiff mit einem Strauße an ſeinem groſen Maſt und Wimpeln an allen Stängen ins Waſſer gelaſſen wird. O, drei Mal wehe den Männern, die, wie Carrier, ihre Einbildungskraft anſtrengten, um Varianten zum Tode zu erfüllen, denn jedes Mittel, den Menſchen zu vernichten, iſt dem Menſchen leicht! wehe denen, die ohne Theorie nutzloſen Mord begangen haben! Sie ſind Schuld, daß unſere Mütter zittern, wenn ſie die Worte Revolution und Republik aus-

ſprechen, die für ſie von den Worten Gemetzel und Vernichtung unzertrennlich ſind; und unſere Mütter machen uns zu Männern; und wer von uns, als er im funfzehnten Jahre aus den Händen ſeiner Mutter hervortrat, erzitterte nicht ebenfalls bei den Worten Revolution und Republik? wer von uns mußte nicht ſeine ganze politiſche Erziehung wieder beginnen, bevor er mit kaltem Blut die Zahl anblicken durfte, die er ſo lange als unheilsvoll betrachtet hatte — 93? Wir haben uns aber endlich an ihren Anblick gewöhnt; wir haben das Terrain ſtudirt, auf dem ſie gingen, den Grundſatz, nach dem ſie handelten, und unfreiwillig haben wir uns der fürchterlichen Worte einer andern Epoche erinnert: jeder von ihnen iſt nur gefallen, weil er die Karren einhemmen wollte, die noch zu thun hatten. Sie ſind nicht über die Revolutionen hinausgeſchritten, ſondern die Revolution iſt über ſie hinausgeſchritten. Beklagen wir uns jedoch nicht. Die neuern Rehabilitationen erfolgen raſch, denn das Volk ſchreibt jetzt die Geſchichte des Volks. So war es nicht zu den Zeiten der Hiſtoriographen der Krone; hatte ich nicht als Kind ſagen hören, daß Ludwig XI. ein ſchlechter König war, und Ludwig XIV. ein großer Monarch?

Wir wollen nun zu Marceau und einer ganzen

Familie zurückkehren, die ihr Name gegen Carrier selbst schützte. Der republicanische Ruf des jungen Generals war so rein, daß ein Argwohn seine Mutter und seine Schwestern nicht hätte erreichen können. Darum liebte auch eine von ihnen, ein junges sechzehnjähriges Mädchen, als gehörte sie nicht zu dem, was um sie vorging, und wurde wieder geliebt, und Marceaus Mutter, furchtsam wie eine Mutter, die in einem Gatten einen zweiten Beschützer sah, beeilte, soviel sie es vermochte, eine Trauung, die eben vor sich gehen sollte, als Marceau und die junge Vendeerin nach Nantes kamen. Diese Ankunft war in diesem Augenblick eine doppelte Freude.

Blanche wurde den zwei jungen Mädchen übergeben, die, sowie sie sie umarmte, ihre Freundinnen wurden, denn es giebt ein Alter, wo jedes junge Mädchen eine ewige Freundin in der zu finden glaubt, die sie seit einer Stunde kennt. Sie gingen zusammen hinaus; sie hatten sich mit einer ebenso wichtigen Sache zu beschäftigen, wie eine Hochzeit: eine Toilette. Blanche sollte nicht länger Männerkleidung tragen. Bald führten sie sie geputzt mit ihrer doppelten Toilette wieder zurück, sie mußte das Kleid der einen und den Shawls der andern anlegen. Närrische junge Mädchen! Freilich hatten sie

drei zusammen nur das Alter von Marceaus Mutter, die noch schön war.

Als Blanche wieder hereinkam, ging ihr der junge General entgegen und blieb erstaunt stehen. In ihrer ersten Kleidung hatte er kaum ihre himmlische Schönheit und die Anmuth, die ihr Weiberkleider mittheilten, bemerkt. Sie hatte freilich Alles gethan, um hübsch zu erscheinen, vor einem Spiegel hatte sie einen Augenblick Krieg, Vendee und Gemetzel vergessen. Das kommt daher, weil die unbefangene Seele ihre Coketterie hat, wenn sie zu lieben anfängt, und dem, den sie liebt, gefallen will. Marceau wollte sprechen, und konnte kein Wort hervorbringen. Blanche lächelte und reichte ihm ganz vergnügt die Hand, denn sie sah, sie sei ihm so schön erschienen, wie sie zu erscheinen wünschte. Abends kam der junge Bräutigam von Marceaus Schwester, und da jede Liebe egoistisch ist, von der Eigenliebe an bis zur Mutterliebe, so gab es ein Haus in der Stadt Nantes, ein einziges vielleicht, wo Alles Glück und Freude athmete, als Alles um dasselbe her Thränen und Schmerzen war. O, welch ein neues Leben lebten nun Blanche und Marceau, und wie weit lag das Andere hinter ihnen! Es war beinah ein Traum. Nur von Zeit zu Zeit wurde Blanches Herz beengt, und Thränen flossen

aus ihren Augen, denn sie dachte plötzlich an ihren Vater. Marceau beruhigte sie; dann, um sie zu zerstreuen, erzählte er ihr seine ersten Feldzüge, wie der Schüler zu funfzehn Jahren Soldat wurde, Officier zu siebzehn, Obrist zu neunzehn, General zu einundzwanzig Jahren. Er mußte es Blanche oft wiederholen, denn in Allem, was er sagte, war nicht ein Wort von einer andern Liebe. Und doch hatte Marceau geliebt, geliebt mit allen Kräften seiner Seele, er glaubte es wenigstens. Bald war er dann betrogen, verrathen worden; mit großer Mühe hatte sich Verachtung in ein so junges Herz, wo nur Leidenschaften herrschten, eingeschlichen. Das Blut, was in seinen Adern brannte, erkaltete langsam, ein melancholischer Ernst hatte die Schwärmerei verdrängt. Marceau war, bevor er Blanche kannte, Nichts mehr, als ein Kranker, der, weil ihn das Fieber plötzlich verlassen hatte, der Energie und der Kraft beraubt war, die dieses allein ihm noch gab. Alle diese glücklichen Träume, alle diese Elemente eines neues Lebens, alle die Blendwerke der Jugend, die Marceau für sich auf immer verloren zu seyn glaubte, schimmerten ihm wieder in einer schwankenden Ferne vor, die er aber doch wohl einst zu erreichen vermöchte. Er selbst wunderte sich, daß zuweilen wieder ein Lächeln über seine Lippen schwebe;

er athmete wieder aus voller Brust, und fühlte nichts mehr von der Schwierigkeit, zu leben, die Tags vorher noch seine Kräfte lähmte, und in ihm den Wunsch eines nahen Todes erregte, als die einzige Schranke, über die der Schmerz nicht hinauskommt. Blanche ihrerseits, anfänglich zu Marceau hingezogen durch ein natürliches Gefühl der Dankbarkeit, maß die verschiedenen Bewegungen, die in ihrem Innern vorgingen, diesem Gefühle bei. War es nicht ganz einfach, daß sie die Gegenwart des Mannes, der ihr das Leben gerettet hatte, beständig wünschen sollte? Konnten die Worte, die seinem Munde entschlüpften, ihr gleichgültig seyn; sollte sein Gesicht, welches das Gepräge einer so tiefen Melancholie trug, nicht Mitleiden erwecken, und wenn sie ihn, sie betrachtend, seufzen sah, war sie nicht bereit, zu sagen: was kann ich für dich thun, Freund, für dich, der du so viel für mich gethan hast?

Von diesen verschiedenartigen Gefühlen bewegt, die jeden Tag neue Kraft erlangten, verbrachten Blanche und Marceau die ersten Tage ihres Aufenthalts in Nantes. Endlich trat die für die Verheirathung der Schwester des jungen Generals bestimmte Epoche ein.

Unter dem Schmuck, welchen er für sie hatte kommen lassen, wählte Marceau einen glänzenden

und prächtigen Putz, und bot ihn Blanche dar. Diese betrachtete ihn anfänglich mit der Coketterie eines jungen Mädchens, machte aber bald die Schachtel wieder zu. „Paßt Schmuck für meine Lage? sagte sie traurig, ich Schmuck, während mein Vater vielleicht von einem Bauernhaus zum andern flieht, ein Stück Brod für sein Leben, eine Scheune für seine Zuflucht bettelt, während ich selbst proscribirt. . . . Nein, meine Einfachheit verbirgt mich Aller Augen; bedenken Sie, daß ich erkannt werden kann.“ Marceau drang vergeblich in sie, sie wollte Nichts annehmen, als eine rothe, künstliche Rose, die sich unter den Putzsachen befand.

Die Kirchen waren zugesperrt, die Ehe wurde also auf dem Stadthause geschlossen. Die Ceremonie war kurz und traurig. Die jungen Mädchen sehnten sich nach dem mit Kerzen und Blumen verzierten Chor, dem über den Kopf des jungen Ehepaars hängenden Baldachin, unter welchem sonst so oft gescherzt und gelacht wurde, und dem Segen des Priesters: geht Kinder und seid glücklich.

An der Thür des Stadthauses erwartete eine Deputation von Matrosen die Neuvermählten. Marceaus Rang verdankte seine Schwester diese Huldigung. Einer dieser Männer, dessen Gesicht ihm nicht unbekannt schien, hatte zwei Sträuße, einen gab er

der Braut; dann gegen Blanche vortretend, die ihn ſtarr anſah, gab er ihr den andern. „Tinguy, wo iſt mein Vater? ſagte Blanche erblaſſend. — In St. Florent, ſagte der Matroſe. Nehmt dieſen Strauß, es iſt ein Billet darin. Es lebe der König und die gute Sache, Mademoiſelle Blanche!“ Blanche wollte ihn anhalten, mit ihm ſprechen, ihn fragen; er war verſchwunden. Marceau erkannte den Wegweiſer, und wider ſeinen Willen bewunderte er den Eifer, die Geſchicklichkeit und die Kühnheit dieſes Bauers. Mit Angſt las Blanche den Brief. Die Vendeer erlitten Niederlage auf Niederlage; ein ganzes Volk wanderte aus, dem Brande und der Hungersnoth weichend. Der übrige Theil des Briefes enthielt Dankſagungen für Marceau. Der Marquis hatte durch Tinguys Wachſamkeit Alles erfahren.

Blanche war traurig. Dieſer Brief hatte ſie wieder in das Grauen des Krieges zurückgeworfen. Sie ſtützte ſich mehr, als gewöhnlich, auf Marceaus Arm, ſprach mit ihm mehr in der Nähe und mit ſanfterer Stimme. Marceau hätte ſie noch trauriger gewünſcht, denn je tiefer die Trauer iſt, deſto zutraulicher iſt ſie auch; und ich habe es bereits geſagt, in der Liebe liegt gar viel Egoismus.

Während der Ceremonie war ein Fremder in den Saal geführt worden, der, wie er ſagte, Dinge

von der größten Wichtigkeit an Marceau mitzutheilen hatte. Als Marceau zurückkam, den Kopf nach Blanche hingeneigt, die ihm den Arm gab, sah er ihn nicht sogleich; aber plötzlich fühlte er diesen Arm zittern, er sah auf, Blanche und er standen Delmar gegenüber. Der Volksrepräsentant näherte sich langsam, sah Blanche scharf an und lächelte. Marceau, mit Schweiß auf der Stirn, sah ihn auf sich herankommen, wie Don Juan die Bildsäule des Commandeurs herankommen sieht.

„Bürgerin, du hast einen Bruder?“ Blanche stammelte, und wäre beinah Marceau in die Arme gefallen. Delmar fuhr fort: „Wenn mein Gedächtniß und deine Aehnlichkeit mich nicht irreführen, so haben wir in Chollet zusammen gefrühstückt. Wie kommt es, daß ich ihn seit der Zeit nicht wieder in den Reihen des republicanischen Heeres gesehen habe?“

Blanche fühlte, daß sie ohnmächtig wurde. Das durchdringende Auge Delmars folgte den Fortschritten ihrer Verwirrung, und sie wäre unter diesem Blick zu Boden gesunken, als er sich von ihr wendete und nach Marceau hinsah. Nun war die Reihe an Marceau, zu zittern. Der junge General hatte die Hand an dem Gefäß des Degens, welches er krampfhaft drückte. Das Gesicht des Volksrepräsentanten nahm

wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an. Er schien, das, was er eben gesagt, völlig vergessen zu haben, faßte Marceau beim Arm, zog ihn ans Fenster, unterhielt ihn einige Augenblicke von der gegenwärtigen Lage der Vendee, und sagte ihm, er sei nach Nantes gekommen, um mit Carrier die neuen Maßregeln der Strenge, die nothwendig gegen die Empörer ergriffen werden müßten, zu verabreden. Er zeigte ihm an, General Dumas sei nach Paris berufen. Bald darauf verließ er ihn, ging mit einem Gruß und einem Lächeln an dem Sessel vorüber, auf welchen Blanche hingefallen war, als sie Marceaus Arm verließ, und wo sie noch kalt und blaß saß.

Zwei Stunden nachher erhielt Marceau Befehl, unverzüglich abzureisen, um zur Westarmee zu stoßen, und dort das Commando seiner Brigade wieder zu übernehmen. Dieser plötzliche, unvermuthete Befehl nahm ihn Wunder; er glaubte, darin einige Beziehungen mit dem einen Augenblick vorher stattgehabten Auftritt wahrzunehmen. Sein Urlaub ging erst in vierzehn Tagen zu Ende. Er lief zu Delmar, um einige Erklärungen zu erlangen; dieser war gleich nach seiner Zusammenkunft mit Carrier abgereist. Er mußte gehorchen; zaudern hieß, sich zu Grunde richten. Zu dieser Zeit waren die Generale den vom Convent abgeschickten Volksrepräsentanten unterworfen.

Und wenn Unfälle durch ihre Unerfahrenheit entstanden, so war auch mancher Sieg die Folge der beständigen Alternative, in der sich die Anführer befanden, zu siegen oder ihren Kopf auf das Schaffot zu tragen.

Marceau war bei Blanche, als er diesen Befehl erhielt. Ganz betäubt von einem so unerwarteten Schlag, hatte er nicht den Muth, ihr eine Abreise anzuzeigen, die sie allein und ohne Vertheidigung in einer Stadt ließ, die jeden Tag mit dem Blut ihrer Landsleute getränkt wurde. Sie bemerkte seine Unruhe, und ihre Furchtsamkeit wurde von ihrer Sorge besiegt. Sie trat zu ihm mit dem sorgenden Blick eines liebenden Mädchens, die es weiß, daß sie das Recht zu fragen habe und auch frägt. Marceau zeigte ihr den eben erhaltenen Befehl. Blanche hatte ihn kaum angesehen, so begriff sie, welcher Gefahr ein Mangel an Gehorsam ihren Beschützer aussetze. Ihr Herz brach, und doch fand sie die Kraft, ihm zuzureden, unverzüglich abzureisen. Die Weiber besitzen mehr als die Männer diese Art Muth, weil er bei ihnen gewissermaßen zur Züchtigkeit gehört. Marceau sah sie traurig an. „Und auch Sie, Blanche, sagte er, befehlen mir, mich zu entfernen. Eigentlich, fügte er hinzu, aufstehend und als spräche er mit sich selbst, was könnte mich auch vermögen, das Gegentheil zu glauben?

Unsinniger, der ich war! Als ich an diese Abreise dachte, hatte ich zuweilen den Gedanken, sie würde Bedauern und Thränen veranlassen." Er ging mit großen Schritten umher. „Unsinniger, Bedauern, Thränen! Als wäre ich ihr nicht gleichgültig." Als er sich umwendete, stand er gerade vor Blanche. Zwei Thränen flossen auf den Wangen des jungen, stummen Mädchens herab, und ihre abgebrochenen Seufzer hoben die Brust. Nun fühlte auch Marceau Thränen in seinen Augen. „O, verzeihen Sie mir, Blanche, verzeihen Sie mir; aber ich bin unglücklich, und das Unglück macht mißtrauisch. Bei Ihnen schien mir das Leben immer sich mit dem Ihrigen zu vermischen. Wie kann ich meine Stunden von Ihren Stunden, meine Tage von Ihren Tagen trennen? Ich hatte Alles vergessen, glaubte so an die Ewigkeit. O Unglück! Unglück! Ich träumte und ich erwachte. Blanche, fügte er mit mehr Ruhe, aber mit noch traurigerer Stimme hinzu, der Krieg, den wir führen, ist grausam und mörderisch; es ist möglich, daß wir uns nie wiedersehen." Er faßte ihre Hand, sie schluchzte. „O, versprechen Sie mir, daß, wenn ich weit von Ihnen falle.... Blanche, ich habe immer die Ahnung eines kurzen Lebens gehabt; versprechen Sie mir, daß die Erinnerung an mich zuweilen in Ihre Gedanken, mein Name in Ihren Mund falle, wäre

es auch nur im Traum; und ich, Blanche, ich verspreche Ihnen, daß, wenn zwischen meinem Leben und meinem Tode so viel Zeit ist, einen Namen auszusprechen, einen einzigen, so wird es der Ihrige seyn." Blanche konnte vor Thränen nicht sprechen, aber in ihren Augen lagen tausend zärtlichere Versprechungen, als Marceau verlangte. Mit einer Hand drückte sie Marceaus Hand, der zu ihren Füßen lag, und mit der andern zeigte sie ihm die rothe Rose, mit der ihr Kopf verziert war. „Immer, stammelte sie, und fiel ohnmächtig hin." Marceaus Geschrei zog seine Mutter und seine Schwestern herbei. Er glaubte, Blanche sei todt, und ausgestreckt lag er zu ihren Füßen. Alles in der Liebe wird übertrieben, Furcht und Hoffnung. Der Soldat war hier nur ein Kind. Blanche öffnete die Augen wieder, und erröthete, als sie Marceau zu ihren Füßen und seine Familie um ihn her sah. „Er reist, sagte sie, um sich vielleicht gegen meinen Vater zu schlagen. O, schone meinen Vater! wenn mein Vater von deinen Händen fällt, denke daran, daß sein Tod mich tödten wird. Was wollen Sie mehr, fügte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, erst, nachdem ich an Sie gedacht, dachte ich an meinen Vater." Dann wieder Muth fassend, bat sie Marceau, abzureisen. Er selbst begriff, wie nothwendig dieß sei; auch widerstand er ihren Bitten

und seiner Mutter Bitten nicht mehr. Die nothwendigen Befehle zu seiner Abreise wurden ertheilt, und eine Stunde nachher hatte er Abschied von Blanche und von seiner Familie genommen.

Marceau ritt denselben Weg, den er mit ihr gekommen war. Ohne den Schritt seines Pferdes anzutreiben oder anzuhalten, kam er immer weiter, und jede Oertlichkeit erinnerte ihn an einige Worte der Erzählung der jungen Vendeerin. Er ging gewissermaßen die Geschichte, die er von ihr gehört, wieder durch, und die Gefahr, in der sie sich befand, an die er nicht gedacht, so lange sie bei ihm war, schien ihm nunmehr, da er sie verlassen hatte, weit größer. Jedes Wort von Delmar brauste in seinen Ohren; jeden Augenblick war er im Begriff, sein Pferd anzuhalten, um nach Nantes umzukehren, und es bedurfte seiner ganzen Vernunft, um dem Bedürfniß, sie zu sehen, zu widerstehen.

Wenn Marceau sich mit etwas Anderm, als mit dem, was in seinem Innern vorging, hätte beschäftigen können, so hätte er am Ende des Wegs und auf ihn zukommend, einen Reiter bemerkt, der, nachdem er einen Augenblick angehalten, um sich Gewißheit zu verschaffen, sein Pferd in Galopp gesetzt hatte, um zu ihm zu kommen, und er hätte den General Dumas ebenso geschwind erkannt, als er von ihm

erkannt wurde. Die zwei Freunde ſprangen von ihren Pferden herab und umarmten ſich. In demſelben Augenblick ſprang ein Mann mit von Schweiß triefenden Haaren, blutigem Geſicht, zerriſſenen Kleidern über eine Hecke, ſprang die Böſchung herab und fiel kraftlos und beinah ohne Stimme zu den Füßen der zwei Freunde hin, und konnte Nichts, als das einzige Wort: verhaftet! hervorbringen.... Es war Tinguy. „Verhaftet! Wer? Blanche?“ ſchrie Marceau. Der Bauer winkte bejahend; der Unglückliche konnte Nichts mehr hervorbringen. Er hatte fünf Wegſtunden zurückgelegt, immer über Felder und Hecken, Geniſte und Schilf laufend. Er hätte vielleicht noch eine, zwei Wegſtunden laufen können, um Marceau zu erreichen; als er ihn aber erreicht hatte, war er niedergefallen. Marceau betrachtete ihn mit offnem Munde und dummem Blick. Verhaftet! Blanche verhaftet! wiederholte er beſtändig, während ſein Freund ſeinen Weinſchlauch an die zuſammengekniffnen Zähne des Bauers hielt. „Blanche verhaftet! Darum alſo hat man mich entfernt. Alexander, rief er, die Hand ſeines Freundes faſſend und ihn aufzuſtehen zwingend, Alexander, ich kehre nach Nantes zurück, du mußt mir folgen, denn mein Leben, meine Zukunft, mein Glück, Alles iſt dort.“ Seine Zähne klapperten heftig zuſammen, ſein ganzer Kör-

per wurde krampfhaft geschüttelt. „Wer es gewagt hat, seine Hand an Blanche zu legen, mag zittern. Weißt du, daß ich sie aus aller Kraft meiner Seele liebte, daß für mich ohne sie eine Existenz nicht mehr möglich ist, daß ich sterben oder sie retten will? O Thor, o Unsinniger, der ich bin, daß ich abreiste. Blanche verhaftet! Und wo hat man sie hingebracht?" Diese Frage war an Tinguy gerichtet, der anfing, sich wieder zu erholen. Man sah die Adern seiner Stirn angeschwollen, als wollten sie platzen; seine Augen waren voller Blut, und kaum konnte er, so sehr war seine Brust beklommen, und pfeifend, das zweite Mal auf diese Frage antworten: „In das Gefängniß von Bouffays."

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, so schlugen die zwei Freunde in Galopp wieder den Weg nach Nantes ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politiſcher Zuſtand der Indianer in Nord-America.

Ein Streit von höchſtem Intereſſe beſteht ſeit mehrern Jahren zwiſchen den beiden Nationen, die dieſen Theil der neuen Welt inne haben. Auf der einen Seite ſtehen die jungen, thätigen Völkerſchaften, die, zuſammengerufen von allen Puncten der Erdkugel, vor Verlangen brennen, die Grenzen der Civiliſation immer weiter zu ziehen, und die ihre fruchtbaren Verzweigungen über die ganze Oberfläche dieſes ungeheuern Continents erſtrecken. Auf der andern Seite ſind die Trümmer einer Bevölkerung, die eben ſo alt iſt, wie der Boden, auf dem ſie geboren ſind, die ihren Traditionen getreu, dieſen Fluthen der Einwanderer Hinderniſſe in den Weg legen, und die ihr Vergnügen nur in dem müſſigen Vagabundenleben finden und in der Jagd, indem ſie das Beiſpiel ihrer Voreltern nachahmen. Es iſt bekannt, daß das Territorium des größten Theils der Ureinwohner von Nordamerica in den verſchiedenen Grenzen der Vereinigten-Staaten eingeſchloſſen iſt, welches Territorium als ihr Eigenthum anerkannt worden. Aber jetzt, wo ſich die Bevölkerung der Vereinigten-Staaten ſo beträchtlich vermehrt durch die zahlreichen Aus-

wanderungen aus dem alten Europa, jetzt entsteht schon Mangel an gehörigem Terrain, und die so neuen, nach Thätigkeit verlangenden Ankömmlinge sehen sich nur mit Verdruß ausgeschlossen von den großen Ländereien, in deren Besitz sich die Ureinwohner befinden. Ja schon scheint die Verwaltung der Vereinigten-Staaten, sei es, um jene glühenden Seelen zu befriedigen, sei es, um das große Werk der Civilisation zu befördern, bei mehrern Gelegenheiten das Princip angenommen zu haben, die Indianischen Nationen, ob sie gleich noch immer in getrennten und geschiedenen Gemeinden existiren, und die Erde bewohnen, welche schon ihre Voreltern inne hatten und welche nie veräußert worden ist, ich sage, sie scheint es sich zum Princip gesetzt zu haben, diese Indianer aller Rechte in dem Territorium zu berauben, das sie bewohnen, und sie ganz der Gnade der Staaten anheim zu stellen, in deren Grenzen der Zufall sie versetzt hat. Ich muß aber bemerken, nur mit Unwillen sieht die Masse der Bevölkerung auf diese ungerechten Versuche, und als Georgien den Vorschlag machte, die Cherokis im Westen des Missisippi zu verjagen, erregte dieß allgemeine Indignation. Wir zweifeln nicht, daß dieser Vorschlag von den beiden Kammern nur so aufgenommen werden wird, wie es die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und

die Ehre der Vereinigten-Staaten erfordern. Indem wir das Resultat der Entscheidung erwarten, wollen wir die Rechte prüfen, die die Verwaltung der Vereinigten-Staaten aufstellen kann, um ein solches System zu rechtfertigen; zuvor aber, und um die Streitfrage mehr aufzuklären, wollen wir unsern Lesern eine Tabelle der Bevölkerung der Eingebornen liefern, mit Anführung der Orte, in die sie vertheilt ist.

Bezeichnung der Staaten.	Bevölkerung der Eingebornen.
Neu-England und Virginien	2573
Neu-York	4820
Pensylvanien	300
Nord-Carolina	3100
Süd-Carolina	300
Georgien	5000
Tennessée	1000
Alabama	19,200
Mississippi	23,400
Louisiana	939
Ohio	1877
Indiana	4050
Illinois	5631
Missouri	5900
Michigonische Halbinsel	9340
	87,430.

Bezeichnung der Staaten.	Bevölkerung der Eingebornen.
Arkansas	7200
Florida	4000
Huron	20,200
Zwischen dem Missisippi und dem Rocheusengebirge	94,300
In diesen Gebirgen selbst	20,000
Zwischen dem 44. und 49. Grad der Breite im Westen des Rocheusengebirges	80,000
Totalsumme der Indianischen Bevölkerung im Innern der Vereinigten-Staaten, nach den vom Kriegsdepartement öffentlich bekannt gemachten Documenten	313,130.

Die vier Indianischen Tribus in Südwest heißen Cherokis, Chickassaws, Chocktaws und Criks, und bilden eine Bevölkerung von 75,000 Köpfen. Sie haben ihre Grenzen innerhalb der Vereinigten-Staaten, welche Grenzen auch auf der Charte bezeichnet sind. [1])

1) Seit den letzten zwanzig Jahren haben die Cherokis große Fortschritte in der Civilisation gemacht; ihre Bevölkerung wächst täglich, und es bilden sich kleine Dörfer mit gut gebauten Häusern. Die Männer bebauen das Land, oder treiben einige durchaus nothwendige mechanische Künste; die meisten

Nach der Doctrin des Präsidenten der Vereinigten-Staaten scheint es, als ob die Legislaturen dieser

---

ihrer Frauen können spinnen und weben. Sie verkaufen Thiere, Butter und Käse. Ihre Verwaltung haben sie einem Rathe anvertraut, dessen Mitglieder alle zwei Jahr erwählt werden; in Newtown ist ihr Hauptsitz. Mehr als 500 ihrer Kinder besuchen die öffentlichen Schulen.

Im Jahre 1829 haben die Chickassaws ungefähr 1000 Ballots Baumwolle ausgeführt, und viele Ochsen und Schweine. Jede Familie betreibt Ackerbau. Sie haben viele Schulen, und ein groser Theil der Jugend bekennt sich zur christlichen Religion. Es ist eine muthige und tapfere Nation; ihre Frauen sind schön und keusch. Seit einigen Jahren machen die Sitten der civilisirten Nationen unter ihnen bedeutende Fortschritte.

Die Chocktaws haben eine regelmäßige Regierung eingesetzt. Sie haben geschriebene und sehr bestimmte Gesetze. Sie beziehen sich sowohl auf civile, als auch auf criminelle Fälle, wie sie bei einem Volke ihrer Art vorkommen. Die Criks haben in der Civilisation keine Fortschritte gemacht. Die Indianer des Missouri leben noch in ihrer alten Unwissenheit versunken. Ein Theil der Miamis und Pottawatamis bauen Mais und haben Hausthiere. Unter ihnen aber findet man keine Künstler, und sie befinden sich im Uebrigen noch auf der untersten Stufe der Civilisation.

Staaten das Recht hätten, diese Tribus der Jurisdiction ihrer Gesetze zu unterwerfen, ihr Land zu confisciren und es unter die Weißen zu vertheilen, mit einem einzigen Schlag unabhängige Geschlechter zu Vasallen zu machen, und sie zu unterwerfen, ohne ihre Zustimmung und trotz aller ihrer Protestationen, ihnen ein System der Legislation aufzuzwingen, unter dem zu leben ihnen unmöglich wäre; und dieß Alles würde man thun, um sie zu nöthigen, sich selbst zu verbannen, oder sich so schnell, wie möglich, mit den Völkerschaften Europäischen Ursprungs zu vermischen, eine Vermischung, die wir für unmöglich halten, wenn sie nicht erst durch Sympathie erzeugt ist, die nur durch eine lange Reihe von Jahren entstehen kann.

Eine solche Machtanmaßung, die der Starke ausübt gegen den Schwachen, eine solche Vertheilung des Eigenthums, das denen entrissen wird, die es auf eine gesetzmäßige Weise besaßen, sind Handlungen der schreiendsten Ungerechtigkeit, und verletzen alle Principien des Völkerrechts.

Es wäre gewiß unnütz, an alle die verschiedenen Vergleiche zu erinnern, die mit den Indianischen Nationen geschlossen worden sind, seit der ersten Niederlassung der Colonieen in den südlichen Staaten bis zum Jahre 1829, in welchem der letzte Vertrag mit den

Eriks geschlossen ward. In allen diesen Verträgen hat man es immer anerkannt, daß die Indianer eine Nation bilden und ein Eigenthumsrecht haben auf alle die Ländereien, die in ihren territorialen Grenzen liegen. Was ihre nationelle Individualität anbetrifft, so geht diese deutlich aus dem Antheil hervor, welchen die Indianer an den Unterhandlungen und Vergleichen gehabt haben, die mit ihnen geschlossen wurden, einem Character, den die Gegenpartei ihnen nun nicht wieder entziehen kann. Wenn die Regierung der Vereinigten-Staaten ihre vorgeblichen Rechte auf den absurden Vorwand stützt, daß die Indianer keinen Titel des Erwerbes auf das Land hätten, in dem sie geboren und in dessen Besitz sie immer gewesen seien, so häuft sie dadurch den doppelten Vorwurf auf sich, eines Theils die Grenzen der Gerechtigkeit in einer Sache zu überschreiten, die so klar sind, daß man sie unmöglich verkennen kann, und andern Theils die feierlichsten Verträge zu verachten; denn Niemand wird leugnen, daß die Ureinwohner zu der Zeit, wo die Europäer dieß Continent entdeckten, das Land in Wirklichkeit und gegenwärtig besaßen, in fast allen Theilen von Nordamerica. Dieß ist ein unbestreitbares Factum. Nicht weniger nothwendig wird es aber seyn, genau festzusetzen, wie man von einem gegenwärtigen Besitz des Territoriums von Seiten der Indianer re-

den kann. Dazu reicht hin, wenn man sagt, die Indianischen Nationen waren resp. im gegenwärtigen Besitze aller der Länder, in denen sie ihren beständigen Wohnsitz hatten, und aller der Länder, von denen sie die andern Indianischen Nationen ausschlossen, sei dieß durch Anwendung von Gewalt, sei es, weil sie sich häufig dahin begäben. Es ist ganz evident, daß ein solcher Besitz in der alten Welt immer als gut und tauglich gehalten worden ist. Wenn die Geschichtschreiber von den anerkannten Grenzen von Gaule sprachen, von Belgien oder Scythien, so hat man niemals gehört, daß jede in diesen Grenzen eingeschlossene Quadratmeile das Domicilium einer gewissen Anzahl von Ureinwohnern wäre. Die Scythen waren im gegenwärtigen Besitze des ganzen Territoriums, wo sie entweder wohnten, oder von dem sie beständig die andern Nationen durch die Gewalt der Waffen ausschlossen. Ohne Zweifel giebt es in Rußland viele Tausende von Quadratmeilen, wo kein menschliches Wesen seinen Wohnsitz hat, und demohnerachtet wird wohl Niemand sagen, daß diese Länder nicht im Besitze jenes Reichs seien.

Bei Erschaffung der Welt gab der Schöpfer aller Dinge dem Menschen den Besitz der Erde. Als das Menschengeschlecht an Zahl zunahm, nahmen besondere Gemeinden Besitz von gewissen Theilen des

Landes, und schlossen andere Gemeinden davon aus. Diese Occupation war das ursprüngliche Recht auf den Boden, und es wird gewiß Niemand leugnen, daß unvordenkliche Verjährung der beste Titel ist.

Einen Besitz durch unvordenkliche Verjährung haben nun für sich die Cherokis, die Criks, die Chickassaws und die Chocktaws. Ueber das ganze Territorium, in dessen Besitz sie sind, haben sie das Recht der Souveränetät ausgeübt, und üben es noch aus, und nie befanden sie sich, auch nicht einen Augenblick, unter fremder Herrschaft.

Zur Zeit der ersten Niederlassung der Anglo-Americanischen Colonieen gaben alle Emigranten zu, daß die Eingebornen einen Erwerbtitel auf das Land hätten, das sie bewohnten, oder in das sie häufig kämen. Noch mehr, den Emigranten wurden nicht bloß von den Indianern Länder concessionirt, sondern sie nahmen diese Concessionen sogar für eine Gunst auf, und unterstützten ihre Wünsche mit gegenseitigen Vortheilen, die für beide Nationen aus dem Zugeständniß entstehen würden, und hauptsächlich durch die Vortheile, die den Indianern aus dem Ackerbau, der Civilisation und dem Christenthum erwachsen würden. Unter diesen Bedingungen und zufolge dieser Principien ward die ganze Strecke an den Küsten des Atlantischen Meers, vom Golf Saint-Laurent an bis

an den Meerbusen von Mexico, colonisirt, und alle Doctrinen in Bezug auf die ursprünglichen Rechte der Indianer einverstanden. Einerlei Grundsätze befolgten in dieser Hinsicht die Emigranten von Massachussetts, die Holländer von New-York, die Schweden von Delaware, der große Gründer von Pensylvanien, die Katholiken von Maryland, die Churchmens von Jamestown und die liebenswürdige Corporation, deren Agent Ogletharp zu Savannah war. Alle führten dieselbe Sprache, Alle erkannten es an, daß die Indianer den Boden auf eine gesetzmäßige Weise occupirten, und daß sie, um mich der Worte des großen Richters Marshall zu bedienen, „ein begründetes Recht auf Gerechtigkeit und Billigkeit hätten, um sich im Besitzstand zu erhalten, und ihn zu benutzen, wie sie es für gut hielten." Alle unterhandelten mit den Häuptern, als ob sie diesen ein Recht zuerkennten, im Namen der verschiedenen Gemeinden der Eingebornen zu handeln, und erkannten also den Nationalcharacter dieser Gemeinden an. Alle gaben irgend eine Entschädigung für die Länder, die ihnen durch Abtretung zu Theil wurden, eine Entschädigung, die nichts weniger seyn konnte, als eine Erkenntlichkeit für den Titel der ursprünglichen Besitzer. Alle trafen auf den Grenzlinien gewisse Einrichtungen, und gaben folglich zu, daß die Indianer ein Recht hätten

auf die Länder außerhalb dieser Grenzen. Alle Colonisten verpflichteten sich feierlich, keine Eingriffe in die Grenzen der Indianer zu machen, ihrer freien Entschließung jeden Vorschlag zu überlassen, der die zukünftige Erwerbung von Ländereien beträfe, und von denselben nicht anders Besitz zu nehmen, als bis sie zuvor die Zustimmung der legitimen Besitzer erlangt hätten. Auf diese Grundlagen, ohne irgend eine Ausnahme, waren die ersten Niederlassungen gegründet. Keiner konnte unter den wenigen Vereinen der ersten Colonisten darüber eine abweichende Meinung haben, und ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren hätte die neuen Niederlassungen einem gänzlichen Untergange ausgesetzt, wenn man den Indianern frei herausgesagt hätte, sie hätten kein Recht auf die Länder, die sie besäßen, und die Weißen könnten sich gesetzmäßiger Weise aller der Länder bemächtigen, sobald sie nur die Kraft dazu hätten.

Aber, wird man sagen, wenn man es zugiebt, daß den Indianern ein Recht auf die Länder zustehe, die sie inne haben, so würde man ja dadurch ungeheure Strecken einer ewigen Barbarei überliefern, und sie darin lassen, die gewissermaßen von Bewohnern entblößt seien. Darauf antworten wir, vor allen Dingen muß Gerechtigkeit ausgeübt werden, und die Vereinigten-Staaten dürfen die Folgen von einer

Art zu handeln nicht fürchten, die den Regeln der Billigkeit angemessen ist, während eine ungerechte Handlungsweise in offenbarem Widerspruch stände mit dem Nationalcharacter, mit der Erinnerung an ihre Voreltern, die in diesem westlichen Continent einen Ort der Ruhe suchten gegen die Unterdrückungen der ungerechten und willkürlichen Regierungen. Endlich aber auch würde ein solches Betragen den makellosen Ruhm Washingtons beflecken, des Vaters dieses Landes, der mit seinen erlauchten Verbündeten den rothen Männern des Waldes die bestimmteste Versicherung gab, daß die allgemeine Regierung auch auf sie ihre väterliche Sorgfalt ausdehnen würde, und daß die mit den Indianern eingegangenen Verpflichtungen ehrenvoll erfüllt werden sollten. Uebrigens haben sich die Indianer auch nicht geweigert, einen Theil ihrer Länder gegen eine vernünftige Compensation abzulassen [1]), und durch Nichts würde jetzt die An-

---

1) Die Winebagos und die Pottawatamis haben kürzlich an die Regierung der Vereinigten-Staaten alle die Länder verkauft, die sie im Süden von Ouiscousin inne hatten, zwischen dem Missisippi und dem See Michigan, indem sie nur einige Lots für sich behalten haben. Die Winebagos erhalten dreißig Jahre lang alle Jahre die Summe von 18,000 Dollars, und die Pottawatamis jährlich eine Summe

wendung von Gewalt gerechtfertigt werden, um vertheidigungslose Völker aus ihrem Besitze zu verjagen, denen man weiter nichts vorwerfen kann, als daß sie den Sitten ihrer Väter treu geblieben sind. Nur von der Zeit muß man Vermischung erwarten, die Gesetzgeber der Vereinigten-Staaten werden weise handeln und den langsamen Gang nur progressiv befördern. Wollten sie in der Vollendung ihres Werks zu sehr eilen, so würden sie einen schweren Fehler begehen und den Verlust einer großen Anzahl von Individuen herbeiziehen, die einem Lande, was zu seinem Gedeihen Friede und Arbeit bedarf, höchst kostbar sind.

---

von 15,000 Dollars, so lange sie als corporirte Nationen existiren.

Ueber den Militäretat in Frankreich vor und nach der Revolution von 1830.

Aus dem Französischen des Herrn Grafen von Locmarin, verabschiedeten Obristlieutenants und Ex-Unterdirectors des Personals der Armee. [1])

I.

Seit der Revolution von 1830 ist der frühere Militäretat ein Gegenstand der lebhaftesten Angriffe geworden. Wenn man die Minister und die Redner der neuen Regierung hört, so besaß Frankreich vor ihnen weder Festungen, Vorräthe, militärischen Geist, noch eine Armee. Der Augenblick ist vielleicht gekommen, solche ungerechte Behauptungen zurückzuweisen; die Sprache der Vernunft und der Thatsachen muß jetzt minder befangene Gemüther finden. Wir wollen versuchen, ihnen die Wahrheit zu sagen, mit ihnen erforschen, ob die Männer, welche die Vergangenheit anklagen, durch ihre Werke das Recht dazu erlangt haben.

Es läßt sich begreifen, daß die Minister der Revolution es bedauerten, nicht 400,000 Bajonette gefunden zu haben, bereit, ihre Gelangung zum Amte

1) De l'état militaire en France etc. Paris 1831.

zu begrüßen, eine Menge vollständig gerüsteter und verproviantirter Festungen und Gewehre für zwei Millionen Nationalgarden. Dieß Bedauern ist ganz natürlich; allein daraus einen Gegenstand zur Anklage und zum Tadel gegen die Monarchie zu machen, darin liegt die Ungerechtigkeit.

Der Militäretat eines Reichs ist seiner Lage auf dem Erdboden und dem Wesen seiner auswärtigen Verhältnisse untergeordnet. Ueberschreitet er die Bedürfnisse des Landes, so waltet Mißbrauch ob; ist er geringer, als er seyn sollte, so waltet Gefahr ob. Wenn man nur die geographischen Nothwendigkeiten, so gebieterisch diese gegenwärtig auch sind, in Betracht zieht, so hätte Frankreich einen ungeheuern Militäretat haben müssen; allein die Solidität seiner politischen Allianzen unter der Restauration beschränkten zu seinem Glücke solche verderbliche Nothwendigkeit.

Spanien hielt, ungeachtet der begangenen Fehler, durch gemeinsame Interessen und eine neuere Allianz sich zu uns. Ueberzeugt, daß unsere Ehrsucht künftig am Fuße der Alpen stehen bleiben würde, unterhielt Sardinien aufrichtige Beziehungen mit uns; die Schweizer schöpften gewissermaßen einzeln unter unsern Fahnen brüderliche Gefühle, die uns die Freundschaft der Cantone verbürgten; Oesterreich, auf

eine nützliche Weise seiner Flandrischen Staaten enthoben, hatte aufgehört, mit uns in Berührung zu seyn; Rußland war unser natürlicher Alliirter; seine Seemacht knüpfte es an unsere Interessen; ein Theil des Deutschen Bundes, durch den Rhein von uns getrennt, war eben dadurch außer Berührung mit uns. Es blieben nun noch Preußen, die Niederlande und Baiern. Auf dieser Seite war ein Bruch möglich, zumal in dem Fall einer Englischen Coalition gegen Frankreich oder in der Hypothese einer Wiederholung unsrer alten Eroberungen. In der ersten Voraussetzung hätte Rußland, unser Alliirter gegen Großbritannien, auf Preußen gelastet, und es auf seinem Grund und Boden gehalten. Der zweite Fall konnte nur in Folge von Europäischen Ereignissen eintreten, an denen Frankreich nothgedrungen Theil genommen hätte. Es hätte dann Belgien und das Großherzogthum wieder erobert, wie ehemals Lothringen, durch Mitwirkung seiner Alliirten.

In diesen zwei Hypothesen hätten seine Streitkräfte für seine Bedürfnisse ausgereicht. Am 1. Juli 1830 war seine Armee folgendermaßen zusammengesetzt:

Eliten von der Garde und den königlichen Haustruppen	20,000

Generalstab, Corps außer der Linie, Corps jeder Waffenart	222,000
Disponible Reserve	108,000
	350,000.

Die Cadres waren für diese Zahlen organisirt.

Nach einigen Monaten konnten die Classen von 1829 und 1830 die Armee um 100,000 Mann vermehren.

Wenn man die Qualität der Truppen und die Stellung der zwei Drittel unserer Garnisonen in Betracht zieht, so wird man sich überzeugen, daß Frankreich in weniger Zeit, als seine Feinde, eine überwiegende Macht aufstellen konnte, wodurch es die ersten Ereignisse des Feldzugs in seiner Gewalt gehabt hätte.

Das Material und die Vorräthe waren beträchtlich; im Jahre 1829 waren sie folgender Art:

Feuergewehre	1,200,000
Säbel	400,000
Positionsgeschütz	7000
Feldstücke	4500
Belagerungs- und Feldlavetten . .	10,580
Wagen zum Dienst der Artillerie und des Gepäcks	10,000
Pulver . . . . . Pf.	18,000,000
Blei . . . . . =	4,600,000

Patronen 41,000,000
Vorrath an Getreide . . . Rat. 32,400,000.

Im Jahre 1830 gab der Africanische Feldzug Anlaß zu einer Vermehrung der Vorräthe. Abgesehen von den Regimentsreserven besaß die Verwaltung 80,000 Montirungen; sie waren die Frucht langer Ersparungen.

Die königliche Regierung hat die nützlichen Festungen unterhalten; sie hat die von Verdun und Soissons, deren militärische Wichtigkeit bekannt ist, neu geschaffen. Wenn man nur 15 Millionen verlangt, um das Vertheidigungs-System zu vervollständigen, welches gegenwärtig zwei Festungen von ungeheuerem Umfang [1]) mehr in sich faßt, stellt man da nicht, ohne es zu wollen, ein entscheidendes Argument auf, zu Gunsten der Regierung, die man auf eine so unvorsichtige Weise angegriffen hat.

Fehlt es der Armee an militärischem Geist? Man frage die Bevölkerungen, die sie durch Frankreich ziehen sahen, nach Spanien, nach Griechenland, nach Africa, nach der Einigung der Mitglieder eines und desselben Corps oder der Corps untereinander; man vernehme die Meinung der Generäle Teste, Excelmans, Ornano und mehrerer anderer; alle sind gegen-

1) Paris und Lyon.

wärtig angestellt, ihr Zeugniß ist nicht verdächtig. Man frage nach ihrer Disciplin die Maires der Städte und das Büreau der Militärjustiz und die durch unsere tapfere Armee eroberten oder befreieten Völker.

Wäre von ihrem Unterricht die Rede; sie war in den Details zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt, und es konnte auch nicht anders seyn.

Drei Divisionen Infanterie und zwei Divisionen Cavallerie wurden jedes Jahr in Manövrierlager vereinigt. Die Artillerie und das Geniecorps wirkten zu diesem Dienste mit. Nach acht Jahren also würden 56 Generallieutenants, 80 Marechals de Camps (Generalmajors), 300 Officiere vom Stabe und $^6/_7$ der Cadres und der Soldaten diesen Uebungen beigewohnt haben; ein nützliches Resultat, dabei mit geringen Kosten bewerkstelligt.

Eine neue Generalstabsschule zog geschickte Officiere für die Armee heran. Die Anstalt in Seaumür hatte gute Lehrer und eine gleichförmige Methode in Bezug auf die Cavallerie verbreitet. Die Regimentsschulen wurden mit Eifer und Nutzen geleitet. Vollständige Exercierreglements waren der Cavallerie gegeben, und für die Infanterie gebilligt.

Das Genieweſen und die Artillerie hatten ihre Proben vor Algier abgelegt.

Würde die Critik auf die Verwaltung geführt, ſo würde ſich zeigen, daß ein Irrthum von zehn Centimen in dem Rechnungsweſen der Corps hervorgehoben wurde; die der Bekleidung hatte die kleinlichſten Vorſichtsmaßregeln zu erdulden, und gerade in dem Moment der Revolution ſicherten allgemeine Contracte dem Schatz neue Erſparungen. Uebrigens ſteht eine große Prüfung bevor, das Publicum wird bald das Verfahren der Verwaltungen von 1828 und von 1831 vergleichen können. Beide waren in dem Fall, obgleich auf eine ungleiche Weiſe, die Verſorgung und das Effective der Armee zu vermehren. Wenn man die Ziffer der Ausgaben mit der der Reſultate vergleicht, wird es leicht ſeyn, eine Proportion zu machen, und ſie wird für Frankreich von Bedeutung ſeyn.

Wäre die Rede von unſern militäriſchen Inſtitutionen? Wir waren im Beſitz guter Disciplin-Reglements; eines Recrutirungsgeſetzes, welches der Armee einen durch längeres Verharren unter der Fahne erworbnen Geiſt zuſicherte; eines treubeobachteten Avancementsgeſetzes, einer Garantie des Rangbeſitzes und der damit verbundenen Vortheile, und endlich eines wegen des Zuſtandes der Finanzen

zu lange ajournirtes Reglement, welches aber auf eine würdige Weise die letzte Belohnung der guten Dienste sicherte. Es waren auch zwei Ordonnanzen vorbereitet und gebilligt worden. Die eine bezweckte die Erhöhung des Effectives, den Unterricht der Reserven und das Interesse des Avancements; die andere sicherte jedem Rang Civilanstellung nach einer gewissen Dienstzeit. Ein doppeltes Recrutirungssystem für die Cavallerie gestattete, im Jahr 1828, das Effective dieser Waffe höher zu stellen, ohne zu ausländischen Pferden oder zu denen der Gendarmerie Zuflucht zu nehmen. Seit langer Zeit beschäftigte man sich mit der Errichtung von Stutereien; allein das Budjet des Innern war dagegen. Die neuerlich der Spionerei gewidmeten 1,500,000 Franken wären hinreichend gewesen, uns das uns fehlende nützliche Institut zu verschaffen.

Die Gendarmerie war in gutem Stande und gut zusammengesetzt. Durch Veränderungen hat man sie dergestalt gemartert, daß endlich die Ausführer und die Leitenden ermüdet wurden. Unter der frühern Regierung hat man das Effective derselben reducirt; sie zeigte mehr Eifer, und der Dienst litt nicht darunter. Die Oeconomisten von früher her haben sie bedeutend vermehrt. Dem muß so seyn; warum muß dem so seyn?

Wollte man etwa die Sorgfalt und die Gerechtigkeit der Regierung, die nicht mehr vorhanden iſt, anklagen? Die ſchöne Haltung unſerer Truppen hat man ihren ſtandhaften Bemühungen zu verdanken.

Ludwig XVIII. verbeſſerte den Sold der Officiere vom niedern Rang, Carl X. den der Unterofficiere und Soldaten. Die Menſchen werden nie vollkommen gerecht ſeyn; man kann bloß von ihnen verlangen, den Willen, es zu ſeyn, und verſtändige Maßregeln, um dahin zu gelangen. Nun hat aber der König dadurch, daß er Inſpectoren beauftragte, die Wahlen vorzubereiten, und ſeinem Sohn das Geſchäft anvertrauete, ſie zu beſtimmen, ſeinen Wunſch, gerecht zu ſeyn, bewieſen; und man kann ſagen, er wurde erfüllt, denn an dem Herrn Dauphin ſcheiterten beſtändig, ſowohl der Hofeinfluß, als die parlamentariſchen Empfehlungen. Während zwei und eines halben Jahres mögen etwa zwei Ernennungen außer der Reihe Statt gehabt haben. Die eine hatte in Morea Statt, zu Gunſten eines guten Officiers, Neffen des Herzogs von Dalmatien. Der König befahl ſie, er wollte dadurch eine Anerkennung des Eifers des Marſchalls für ſeinen Dienſt an den Tag legen; allein die Billigkeit erheiſchte ein anderes Beiſpiel: der Sohn des Miniſters, des Generals-en-Chef

der Armee von Africa, Lieutenant seit vier Jahren, vom Generalinspector präsentirt, vom Obristen eines Regiments der Expedition begehrt, konnte nicht den Rang eines Capitäns erlangen; eine Ordonnanz war dieser Ernennung entgegen. Er reiste darum nicht weniger ab, und starb als Lieutenant. So verstand die Regierung des Privilegiums die Gerechtigkeit.

Wan hat das Eliten-Corps critisirt. Allerdings sind die aus Officieren zusammengesetzten Corps ein Mißbrauch, oft sogar eine Lästigkeit. Allein die Existenz der Gardes-du-Corps verschafften jährlich, und mit wenig Kosten, hundert Unterofficieren die Epauletts. Alle haben neuerlich bewiesen, wie sehr sie derselben würdig waren.

Die Schweizer genössen gewisser Vortheile, die unvorsichtiger Weise durch einen Vertrag garantirt waren. Unterhandlungen, deren Spuren vorhanden sind, sollten diesen ein Ziel setzen, hier aber wenigstens wurde der Mißbrauch durch eine verständige Politik wieder gutgemacht. Welcher Art Verbündeter werden gegenwärtig die Regimenter von Deserteurs, welche die Schweizertruppen ersetzt haben, uns gewähren? Was die Garde betrifft, so erinnere man sich an Marengo, Eylau, Eßlingen; man erinnere sich an den Rückzug von Moskau, und betrachte die fremden Armeen. Von den privilegirten Corps ging

man zu den Individuen über, denen man denselben Namen beigelegt hat; war man dieses Mal gerecht?

Napoleon schuf einen erblichen Adel. Er verletzte die damaligen Ideen nicht, weil die erlangte, persönliche Würde der adeligen Hierarchie als Regel diente; allein die Zeit hätte, unter dem Kaiserreiche, wie unter der Monarchie, die Wirkung der Erblichkeit herbeigeführt. Heutzutage ist der Adel keine currente Münze mehr, wohl aber noch eine Ehrenmedaille. Sich was darauf zu gute zu thun, vermag nur ein Dummkopf; sie verleugnen, vermag nur ein Feiger oder ein Geck. Das Uebel liegt nicht darin, daß ein junger Mann der Laufbahn seines Vaters folge, und sich mit seinen Erinnerungen und seinem Degen zum Nutzen des Vaterlandes waffne; es wäre nur dann ein Uebel gewesen, wenn ein Titel die Aufnahme oder das Avancement in der Armee erleichtert hätte. Nun ist es aber Jedermann bekannt, daß die Allen offenstehenden Militärschulen nur die Nummer des Examens kannten, und daß die Nummer des Verdienstes allein den Zöglingen der Schule das Recht gewährten, in der Waffe ihrer Wahl zu dienen. Von zwei Franzosen, die den Degen tragen, ist der der edelste, welcher sich am Würdigsten desselben bedient. Die Generalinspectoren kannten keinen andern Grundsatz; Talent und Ehre sind Dinstinctionen, die man eingestehen kann.

Es ist gesagt worden, daß die Restauration die militärischen Capacitäten des Kaiserreichs zurückgestoßen, und Frankreich unter das bon plaisir Europas gesetzt habe. Das ist ein ernsthafter Angriff, den wir untersuchen müssen; denn eine Französische Armee wird sich unter einer Regierung ohne Würde immer ungemächlich fühlen.

Als Ludwig XVIII. den Boden des Vaterlandes betrat, stellte er sich zuvörderst mitten unter die Marschälle. Man kennt den Empfang, den er ihnen angedeihen ließ. Später errichtete er eine Pairskammer; er berief sie dazu, sie, fünfundzwanzig Generallieutenants und die Kinder des Fürsten von Wagram, der Herzoge von Montebello und von Istrien. Einige Jahre nachher organisirte er sein Haus; die Generale Roussel, d'Horbal, Curial, Reille, Mermet, Domont, Defrance, Girardin, Dulong, de Rosnay, Vincent, Paultre de la Motte, Lacroix, Dujon, Dudinot und mehrere Andere erhielten Anstellung in denselben, und wurden von der Civilliste bezahlt.

Ist von Anstellungen in der Armee die Rede, so kann erwiedert werden: im Jahre 1814 blieb Jeder in seiner Lage. Die Anciennetät allein diente als Regel bei Beförderungen, die die Verhältnisse des Schatzes nöthig machten. Das Portefeuille des Krieges wurde demselben Marschall anvertraut, der es gegenwärtig

besitzt. Im Jahre 1815 erlag die Pflicht, im Streit mit dem Enthusiasmus, in dem Kampf. Das Unglück der Zeiten flößte die Categorieen ein; eine traurige Empfindung, das gestehe ich selbst, aber schon weit von uns ....

Im Jahre 1814 machten Ersparungen eine Verminderung des Generalstabs nothwendig. Die Maßregel traf Officiere, die noch dienstfähig waren, und verschonte andere, die keinen andern Anspruch hatten, der Verabschiedung auszuweichen, als die Unzulänglichkeit ihrer Dienste selbst; auch das gestehe ich ein. Aber damals brach die Revolution aus; es geschah das erst gestern, und die politischen Beschwerden waren schon lange verschwunden. Will man Thatsachen? Hier sind welche. Wahrlich, wenn die Ausschließung sich an gewisse Namen hätte hängen können, so müßte es an die gewesen seyn, die ein prononcirterer Eifer für Napoleon seiner Person näher gebracht hatte; es sind jedoch die Generale Lion, Lanusse, Rothembourg, Berthezène, Curial, Ornano, Lenoir, Poré de Morvan, Cambronne, lauter Männer von der kaiserlichen Garde, unter der Restauration angestellt worden. Die vier erstern commandirten Divisionen im Moment der Revolution. General Ornano hatte eben das große Band des Ludwigordens erhalten; und General Cambronne, der 1815 die Avantgarde Na-

poleons gegen Ludwig XVIII. anführte, wurde von diesem Monarchen mit dem Commando in der zweiten Festung des Königreichs beauftragt. Wen hat man also zurückgewiesen?

Mehrere Officiere von Verdienst waren disponibel, obgleich ohne Anstellung. Beinah alle hatten enChef commandirt, und konnten also keine geringere Stelle bekleiden. Einer derselben hat mir das erklärt. Ihre Unthätigkeit entstand also bloß aus Schicklichkeit oder Eigenliebe; denn man kann nicht Krieg führen, um Officiere anzustellen, so geschickt sie auch sonst seyn mögen. Der Spanische Feldzug war der einzige, der eine große Armee in Bewegung setzte, in zwei unabhängige Corps getrennt, die aber von Marschällen commandirt wurden. Der eine von ihnen[1]) führte ehemals die republicanischen Phalangen über eben die Pyrenäen, die er dreißig Jahre nachher, einen Marschallsstab mit Lilien in der Hand, wieder überstieg. Unter seinem Befehle stand ein General der kaiserlichen Garde.[2]) Etwas weiterhin befand sich ein Vendeer General.[3]) Seit langer Zeit schon waren die verdrießlichen Erinnerungen verschwunden; von der Vergangenheit blieb nur der Ruhm zurück. Ich

1) Marschall Moncey.
2) General Curial.
3) General de'Autichamp.

will mit einem Beispiele schließen. Als General Gerard das Portefeuille des Krieges übernahm, vertraute er, und that darin Recht, die Direction des Personals seines Departements demselben Officier, der wenige Tage vorher Secretär des Kriegsconseils war. Den vorigen Tag besaß er das Vertrauen des Dauphins, am andern Morgen das eurige. Die Restauration wählte euere Leute; und ihr klagt sie an.

War die Würde der Armee der Monarchie weniger theuer? Napoleon hatte den Staatsräthen den Vortritt vor den Generallieutenants ertheilt; Carl X. stellte diese Unpaßlichkeit ein. Unter seiner Regierung wurde das kaiserliche Decret widerrufen.

Standen die weiten Säle des Palastes unseres Königs nicht Allen offen? Ich habe Männer gesehen, die gegenwärtig allmächtig sind, und als das erhabene Kind geboren wurde, dessen erstes Spielwerk ein Französisches Bajonett war, umringte da nicht gleich Anfangs die Armee seine Wiege, wurde nicht einer ihrer würdigsten Häupter gewählt, um die königliche Geburt zu bezeugen? Spricht man von der Ehre endlich, von jener alten Französischen Ehre, die der Armee so theuer ist? Man hat die Revolution herausgefordert, um eine Begebenheit anzuführen, die nicht das Gepräge derselben trüge. Cadix, Navarino, Athen, Algier haben unsere Fahnen begrüßt; sie wur-

den daſelbſt aufgepflanzt, trotz Englands Noten, die noch vorhanden ſind. Die Regierung beſitzt alle Geheimniſſe der Vergangenheit; ſie rede doch! aber ſie wird ſchweigen.

Man hat der Reſtauration die Verträge von 1814 und 1815 angerechnet! In welcher Lage befand ſich Napoleon vor der Zurückrufung der Bourbons? Seiner Hauptſtadt beraubt, von ſeinen Untergebenen ſchlecht bedient, konnte er noch ruhmvoll untergehen mit den Trümmern ſeiner tapfern Armee; aber es iſt ungereimt, wenn man glaubt, daß er zu Fontainebleau noch die Eroberungen hätte erhalten können, die man ihm zu Chatillon verweigerte. Was konnte der von Neuem Beſiegte, nachdem er ſeine Verbannung gebrochen hatte, von Europa im Jahre 1815 erwarten? Hat es ſich nicht noch ſtrenger gezeigt? Wenn man dem Siege ein rieſenhaftes Reich verdankte, ſo mußte man immer ſiegen; indem Napoleon aufhörte, dieſe Bedingung zu erfüllen, verlor er das Recht, den Frieden vorzuſchreiben. Leipzig bereitete ſchon den Vertrag von 1814 vor; bei Waterloo wurde der von 1815 unterzeichnet. Wenn der erſte entehrend war, ſo kommt die Unehre dem Manne zu, welcher ſich erbot, nachdem er ihn nothwendig gemacht hatte, ihn ein Jahr nachher an der Spitze von 300,000 Streitern zu ratificiren. Wenn der

zweite erniedrigend war, so ist er es für die, welche ihn mit 400,000 Bajonetten aufrecht erhalten wollten, und nicht für den erhabenen Greis, welcher allein, ohne eine andere Stütze zu haben, als die seines Rechts, die Uebel noch zu versüßen wußte, die er nicht verursacht hatte.

Doch Menschen anzuklagen, würde zu wenig gewesen seyn, man hat es sich auch angelegen seyn lassen, Zeichen zu schänden. Es standen einige Lilien auf dem Schilde Duquesclins; die Minister eines Nachkommens Karls V. vernichteten sie! Eine einzige hat sich auf den Commandostab des großen Condé geflüchtet; ich weise die Kämpfer für Französische Ehre darauf hin, zum Andenken an die Linien von Freiburg. Nichts ist unschuldiger, als drei Farben einer vorzuziehen; unsern Ruhm zur See, die Befreiung der Hälfte der neuen Welt, — die Geschichte zu vergessen, wenn man sie nie gekannt hat, mag hingehen; aber die weiße Fahne in dem Augenblicke, in welchem sie ein Königreich erobert und die Sclaverei zerstört, als ein Sinnbild der Erniedrigung und der Schande den Soldaten darzustellen, die keine andere kannten, ist sehr seltsam; und dennoch haben wir es gesehen; ja, noch mehr! — ein Nationallied hatte aus uns Pygmäen gemacht, und wenige Tage nachher verwandelt eine Proclamation uns in Riesen.

Und wessen bedurfte es, diese Verwandlung zu vollenden? Nichts, als einige Schatten heraufzurufen und eine Fahne zu verändern! In der That, es ist gut für uns daß wir eine Nation von 32,000,000 Menschen sind, denn wir werden Lachen erregen, wenn wir nicht Zittern erregt haben. Gewiß kann es meine Absicht nicht seyn, der ich ehemals Officier in der Garde Napoleons, Soldat in den Armeen von Wien, Madrit und Moscau war, den Ruhm der drei Farben zu schmälern; aber man lasse jedem seine Thaten; wir können der neuen Mode opfern, ohne die alte zu schänden. Laßt uns es besser machen, oder schweigen!

II.

Im Jahre 1815 ging die Revolution von der Armee aus; im Jahre 1830 duldete sie dieselbe; aus eben dem Grunde, wie sich Frankreich derselben nur unterwarf, hat auch sie sich nur unterworfen. Eine geheime Ahnung konnte ihr damals sagen, daß diese Bahn von Versuchen, welche man so ohne alle Voraussicht vor uns eröffnete, ehestens unsere und ihre Interessen aufs Spiel setzen würde, und diese Ahnung wird sie nicht getäuscht haben.

In Frankreich verlangen die Sitte und die Interessen eine Monarchie; nur die Leidenschaft will eine

Republik; und doch wäre es möglich, daß eine Republik uns bevorstände; ja es ist sogar wahrscheinlich, wenn nicht ein großes Ereigniß sie abwendet; denn in Zukunft wird mit demselben Stützpuncte derselbe Hebel auf ein geringeres Gewicht zu wirken haben. In jedem Fall aber, wenn es uns einfiele, zu der Republik oder zu dem jungen Oesterreichischen Oberstlieutenant, dessen Namen einige Thoren laut im Munde führen, überzugehen, würde dieß neue Experiment auch jetzt noch nichts als eine Episode in unsern lange anhaltenden Thorheiten seyn. Denn was können wir in der That noch versuchen, was wir nicht schon versucht hätten? Das Kaiserreich? es rettete sich vor der Freiheit nur durch den Krieg; aber der Krieg hat ein Ende, das auch das Ende des Kaiserthums ist. Die Republik; wir haben sie abwechselnd schrecklich, gemäßigt und anarchisch gekannt; nach ihrem Falle hat sie nur Haß, Verachtung und Abscheu eingeflößt. „Helft uns nur irgend jemand zum Könige zu erhalten," sagten die der Republik überdrüssigen, republicanischen Blätter zu Benjamin Constant; aber in einer Gesellschaft, wie die unserige, ist ein solcher König nur ein leeres Bild, das, nach dem Character seiner Wahl, entweder zum legitimen Königthum, oder zur Republik führt. Ein octroirtes Königthum hängt von denen ab, die es gemacht haben. Da, wo Ba-

jonette auf die Wahl wirken, entsteht Gefahr für die Freiheit, aber Vortheil für die Armee; da, wo Volksführer und Massen Gewicht haben, ist die Armee nur die Dienerin des mächtigen Ehrgeizes; mit dem Uebrigen beschäftigt man sich nur im Augenblicke der Gefahr. Eine entfernbare Regierung ist unruhig und eifersüchtig auf militärische Talente; eine Volksregierung ist undankbar. Rom und Athen verbannten ihre besten Feldherren; Paris schickte die seinigen auf das Blutgerüst. In einer Republik darf man weder siegen, noch besiegt werden. Ludwig XIV. sagte zu dem großen Condé, der ihn hatte warten lassen: „Vetter, man geht nicht schnell, wenn man mit Lorbeeren beladen ist.“ Dem besiegten Villeroi hatte er gesagt: „In unserm Alter ist man nicht mehr glücklich.“ Der Convent hingegen beschimpfte und ächtete Dümouriez; er hatte zu Houchard, der fünfundfunfzig Wunden für ihn empfangen hatte, gesagt: Du hast mich verrathen! stirb! und der Henker fiel über ihn her. Weder die Republik, noch die Wahlmonarchie sind im Interesse der Armee; ihr ist ein Haupt nöthig, das, umringt mit Glanz und Ehren, gleichsam die dauerende Stimme des Vaterlandes sei, das zu hoch, um zu sehen, gestellt, um den Neid zu kennen oder den Ehrgeiz zu fürchten, gegen Alle gerecht seyn

kann, ohne gegen irgend Jemand undankbar zu seyn; dieß Haupt kann nur der König seyn; aber nur der König, den seine Abstammung oder seine Thaten dazu machen.

Jedenfalls ist die Unabhängigkeit, die sich auf den gekrönten Sieg stützt, nur für die Gegenwart gesichert, und die Zukunft bleibt ungewiß; denn der Einfluß des siegenden Kriegers ist nur persönlich. Napoleon war die große Gestalt der neuern Zeiten; er hatte sich Königen verbunden; er hatte sie geächtet und begnadigt, und doch rief er aus: „daß ich nicht mein Enkel bin!" Er wußte, daß Richard Cromwell nichts Anderes gethan hatte, als daß er sich auf den Thron seines Vaters setzte. Niemals ist dem Legitimitätsprincip eine mächtigere Huldigung zu Theil geworden, als durch diesen Ausruf eines Mannes, der es am ersten entbehren konnte. Heute haben wir aber weder das Recht, das die Länge der Zeit giebt, noch das Recht der Siege. Unser Thron ist von gestern, und wir vernichten auf unsern Monumenten die Lorbeeren unserer jungen Armee! wir verwerfen den Ruhm und die Zeit! Im Kriege denkt man wenig an den kommenden Tag; aber im Frieden überlegt man, und der Mensch, welcher heute säet, um in dreißig Jahren zu ernten, empfindet vor allen das Bedürfniß, auf die Zukunft zu rechnen;

die Armee muß deßhalb die Stabilität wünschen. Wo aber iſt ſie? Man würde ſie vergeblich ſuchen! Wir beſaßen ein Geſetz für das Avancement, das ſeit zwölf Jahren getreulich beobachtet wurde; die Revolution hatte es als eine Wahrheit proclamirt, und wenige Tage nachher macht ſie eine Lüge daraus; ſie ſchlägt vor, die vorzüglichſten Beſtimmungen deſſelben zu ändern; und warum ſollte es überhaupt noch beibehalten werden? Warum ſollten nicht alle gute Einrichtungen geändert werden, da der König und die Charte verändert wurden!

Weg mit den Privilegien! rief man, und durch die Aufhebung einer geſetzmäßig beſtimmten Zeit des Bleibens in jedem Grade in Friedenszeiten läßt man jedem privilegirten Ehrgeize freien Spielraum. Die Zahl der Concurrenten vervielfältigen, ohne die Vacanzen zu vermehren, heißt das nicht einen Mißbrauch ſchaffen, von dem das beſcheidene Verdienſt ſelten Nutzen ziehen wird! [1])

Man ſprach von der Achtung vor dem Geſetze,

---

1) Dieſe Beſtimmungen ſind bis jetzt nur ein Geſetzentwurf; aber nur die Zeit hat zu ihrer Sanction gefehlt. Von einem Miniſter vorbereitet und von ſeinem Nachfolger vorgelegt, kann man ſie als einen Gedanken der Regierung betrachten.

und den folgenden Tag veränderte eine zerstörende Entscheidung der Schulen ganz positiv einen Artikel des Avancementgesetzes, und zahlreiche Beförderungen verletzen seit eilf Monaten alle Bestimmungen desselben!

Was soll man von dem Gerechtigkeitsgefühl sagen, welches bei der Zurückrufung der abgedankten Officiere und der Abwägung ihrer Dienste leitete. Gewiß, man zählt viele darunter, welche unserer Armee fehlten; aber der größten Zahl kam, nachdem sie lange die Nachsicht ermüdet hatte, kein anderes Recht zu, als das, vergessen zu werden.

Man schrie: Ehre den Tapfern, und während daß die Monarchie ihrer Armee in Africa einen verdienten Triumph zugestanden hatte, läßt ein Minister der Revolution von der Tribüne einen schimpflichen Verdacht auf sie fallen; und ungestrafte Beamte, welche das unbedeutende Gepäck des verbannten Generalissimus nicht erreichen konnten, entschädigen sich damit, daß sie den Sarg seines Sohnes entweihen.

Man wollte die Armee stark, glücklich und belohnt! und was hat man gethan? Durch die Beschränkung der Dienstzeit auf fünf Jahre oder vielmehr auf vier Jahre und fünf Monat verliert die Artillerie, die Cavallerie, das Geniecorps allen innern Zusammenhalt; die Cadres sind bei allen Corps

zu dem immerwährenden und langweiligen Geschäfte der Exerciermeister verdammt, während unter den Chefs und den Soldaten, die nun vereint sind, um sich alsbald wieder zu verlassen, kein dauerhaftes Band sich knüpfen kann.

Handelt es sich aber um Disciplin, wie will man die Soldaten verhindern, sich in Volkshaufen zu mischen, und Eindrücke daraus zu empfangen? Wie will man die Achtung vor der höhern Stufe in einem Lande bewahren, in welchem der Regierende mit seinen Handlungen immer überall der Gegenstand der heftigsten Angriffe ist?

Fragt man nach dem Avancement? Die Restauration hatte, im Interesse der Armee, dieser alle erledigte Stellen bewahrt durch die Folge der Beförderungen. Heute sind alle Chancen Männern außer Activität zu Theil geworden, und wird sie auf den Friedensstand von 224,000 Mann gebracht, wird sie nothwendig 2000 Officiere verlieren müssen, welche die gewöhnlichen Cadres überschreiten. Sie werden theilweise in diese eintreten, aber zehn Jahre lang ist ihr Avancement doch gehemmt.

Wir wollen nicht von andern Belohnungen reden; außer den Reihen der Armee zählt ein Tag für ein Jahr. Das Kreuz des heiligen Ludwig blieb wenigstens übrig; aber man hebt es nur zum An-

denken und mit Verbesserungen auf. Wird die Armee nun statt der Belohnungen die Achtung erhalten, deren sie so nothwendig bedarf? Die öffentlichen Plätze, die Straßen, selbst die Dorfschenken sind mit Epauletts angefüllt, und oft wider Erwarten erheben sich von allen Seiten Capitäns, Oberofficiere, sogar Obersten.

Was ist denn das Kriegswesen unter einer Regierung, welche durch ihr Princip sowohl, als durch die Nothwendigkeit, sich auf 2,000,000 organisirter, bewaffneter durch Wahl unabhängiger Menschen stützt? Wo ist das Blendende der höheren Stufe? Was wird in einem solchen System jene hohe Laufbahn, welche bis auf diesen Tag zu den Größen Frankreichs gehört hat? Die Armee ist heutiges Tages unter der gegenwärtigen Regierung in dem bestmöglichsten Zustande; man hat sie zu einer Stärke gebracht, welche glückliche Bewegungen hervorgebracht und der Eigenliebe mit dem Commando geschmeichelt hat; aber dieser Zustand der Dinge muß sich auflösen durch den Krieg oder durch den Frieden. Wir wissen, daß der Friede ihn einschränkt; laßt uns zusehen, was er von dem nahen Kriege erwarten kann.

Im Jahre 92 machte die Nation große Anstrengungen; sie mußte eine Revolution vertheidigen, die neue Rechte und neu emporgekommene Glücksmän-

ner erzeugt hatte; sie mußte die Fahne der Eroberung verjagen, die so sinnlos auf den Mauern unserer Städte aufgepflanzt war. Unsere Heere, ermuthigt durch die Fehler der Feinde, trafen auf eine unentschlossene Coalition, die dem unklugen System der ausgedehnten Linien anhing, welche den Stoß unserer dichten Massen nicht aushielten. Hierin sind unsere Erfolge zu suchen. Aber Napoleon, der unsern Nationalcharacter kannte, begriff, wie wichtig es für ihn sei, seine Sicherheit anderswo, als in der Hoffnung einer neuen Entwickelung dieser siegreichen Thatkraft zu suchen; weniger bauend auf seine bewunderungswürdigen Fähigkeiten und auf die materiellen Hülfsmittel der großen Nation, dachte er von Anfang an darauf, sich mit interessirten und abhängigen Bundesgenossen zu umringen; überall, wo er nicht selbst herrschen konnte, setzte er einen König ein. Da wir heutiges Tages ein den Nachbaren feindliches Regierungsprincip angenommen haben, wurden wir gezwungen, eine Politik anzunehmen, die insgeheim oder offen dahin streben muß, jene in unser System hineinzuziehen. Wäre es anders, würden wir niemals ein festes Bündniß schließen können; aber nur Klugheit und Zeit sind im Stande, dieses politische System durchzuführen.

Hätten wir bald einen Krieg zu bestehn, so

würde unsere Armee gegen sechs Armeen allein in die Schranken treten müssen. Ohne Nutzen kann es also nicht sein, zu untersuchen, ob wir Krieg haben werden, und ob wir gehörig gerüstet sind, ihn zu bestehn.

Europa hat in den bestehenden Verträgen materielle Garantieen gegen eine Invasion gesucht, — moralische Garantieen gegen Principien. Die Vormauer, die Belgien seyn sollte, war vernichtet, und das Legitimitätsprincip verletzt, da, wo den Souveränen daran liegen mußte, daß es nicht so geschähe. — Die Verträge bestanden noch am 9. Aug. 1830, denn Don Miguel war noch nicht anerkannt; sie bestanden auch noch weit über unsere Revolution hinaus, denn Oesterreich setzt in Italien aus ihren Staaten verjagte Fürsten wieder ein! — Dennoch hat Europa die in Frankreich und Belgien eingebrochenen Veränderungen anerkannt, offenbar aus demselben Grunde, welcher uns hinderte, Polen anzuerkennen und Italien zu Hülfe zu kommen. Wir vermochten dieses nicht, und Europa hat jenes nicht vermocht. Denn es handelte sich hier um das Können und um den Zeitgeist. Unsere Revolution hat die Könige überrascht und die Völker in Bewegung gesetzt; aber die Könige haben sich gefaßt und die Begeisterung der Völker ist erloschen, da die Nahrung ihr fehlte.

Es liegt den Fürsten wenig daran, ob der unsrige sich Heinrich oder Philipp nennt; aber viel liegt ihnen daran, daß ein allen Thronen feindliches Princip nicht triumphire im Mittelpuncte Europas und der Civilisation, bei einem Volke, dessen Sprache alle andere reden, dessen Bewegungen alle andere empfinden. Man hat von Entwaffnung gesprochen, unser Gouvernement wünscht sie, und seine Absichten sind aufrichtig, denn sie sind den Interessen des Augenblicks gemäß; aber die Waffen, die in den Arsenälen geschmiedet werden, sind nicht die gefährlichsten, es giebt andere, welche Frankreich nicht durch seine Entwaffnung niederlegen würde.

„Die Könige werden vergehn," sagte Hr. Laine vor kurzer Zeit; gewiß, wenn sie nur so eine Nebensache wären, so bliebe ihnen nichts übrig, als ihre Scepter zu zerbrechen und sich in der Menge zu verlieren; aber nicht sie sind es für die sie regieren; wenn sie es nicht wüßten, so würde es unser Geschäft seyn, es ihnen zu sagen. Was fehlt uns heutiges Tages? — Ein Kind! und wir wissen, was uns alles mit ihm fehlt.

Unsere Minister, sagt man, werden der Unruhestifter Herr werden! sie vermögen es nicht! In dem Augenblick selbst, wo sie riefen: Friede den Thronen! fuhr der Blitz, der die Krone Frankreichs niederwarf,

über den Erdball hin, um den Souverän von Brasilien zu zerschmettern! Gegen eine Gewalt, die wissentlich Unrecht thut, giebt es eine Hülfe, denn der Wille der Menschen ist wandelbar; aber es giebt keine Hülfe dagegen, wenn sie es wider ihren Willen thut. — Hieraus entspringt die Frage, was wird nun kommen? Der Krieg! Doch man braucht einen Vorwand; o wir haben ihn an unsern Thoren, und die Diplomatie unterhält ihn mit schlauer Kunst; fehlen etwa sonst Vorwände, wenn es gilt, zur Zeit verschmähte Vortheile geltend zu machen, wenn diese vorüber ist?

Sind wir aber zum Krieg gehörig gerüstet? Bringt ihn der Zufall, welches sind unsere Hülfsquellen? Sollen wir die Völker zu den Waffen rufen? Sie haben Zeit gehabt, den Vandalismus und die Eroberungssucht, die sich hinter der Freiheit verbergen, die man ihnen bietet, wahrzunehmen; es ist zu spät oder zu früh; wir sollten uns nicht durch glänzende Lügen über unsere Stellung täuschen. Bonaparte, Moreau, Pichegrü, Kleber, Hoche, Marceau waren arm, aber von Begeisterung und Hoffnung für die Zukunft glühend, als sie die Generäle schlugen, welche von Wien ihre tägliche Instruction erwarteten. Heutiges Tages ist das Kriegssystem Europas das von Friedrich und Napoleon. Unsere jetzigen Generäle sind meistentheils über die Jahre hin-

aus, in welchen große Thaten geschehen. Ihren Ruhm verkündigt die Geschichte, aber sie sind nicht im Stande, sie mit neuen Thaten zu füllen. Es hat Grund, wenn man glaubt, daß wir wenigstens in diesem Augenblicke vier Obergenerâle, sechzehn Chefs für die Armeecorps, zweiunddreißig Divisions- und vierundsechzig Brigade-Generâle bei der Infanterie und Cavallerie für den Norden, Osten und Süden bedürften; man würde sie aber vergeblich suchen. Der Cadre der Maréchaux-de-camps bot unter der Restauration ungeheure Hülfsquellen dar; aber von ihnen haben sich viele entfernt, andere sind nur geblieben, um sich ihre Dienste zu erhalten. Wird man sie in Activität setzen? Ihre Biographieen sind schon fertig, die Presse erwartet sie, um sie dem neidischen Ehrgeize untergeordneter Menschen zu überliefern, die man so ohne alle Vorsicht ermuthigt und angeregt hat. Hätte man alle Regeln vernichten, jede Eigenliebe verwunden müssen, indem man zu den Regimentsobersten hinabstieg, um Divisionsgenerâle aus ihnen zu machen, so würde man dort noch immer Menschen finden, die zu keiner großen Hoffnung berechtigen, oder die von der Restauration gut behandelt wurden.

Die Infanterie- und die Cavalleriecorps vorzüglich sind heutiges Tages aus Officieren der Garde

gebildet, die entweder früher bei der Armee dienten, oder von der Reform aufgerufen sind, um diese mit in der Unthätigkeit bewahrtem Dienstalter zu drücken, oder die ihre Epauletts entweder der Pariser Revolution oder dem Verjagen ihrer Chefs verdanken. Die Unterofficiere und Gemeinen bieten dieselben Elemente dar. Daß sie sich verschmelzen und in einander einen können, in Folge eines gemeinschaftlichen Sieges, will ich glauben; denn das Glück macht einig; aber man muß alle Fälle im Voraus berücksichtigen; und die Tapferkeit des Individuums reicht nicht aus, wenn man siegen will. Im Jahre 1815 hatte der größte Feldherr seines Jahrhunderts unter seinem magischen Schwerte alle lebende Trümmer seiner Siege vereinigt; er fand seine Soldaten und seine Feinde wieder; mit Begeisterung führten unsere Krieger den letzten Plan des Genies aus; sie und er wurden besiegt. Heutiges Tages ist unsere Armee zahlreicher; unsere Bevölkerung ist durch einen langen Frieden ergänzt; aber Oesterreich allein besitzt eine materielle Macht, die der unsrigen nicht nachsteht; und unsere Aufstände in Masse, die in Frankreich verschieden aufgenommen sind, würden im Auslande eine gleiche Erhebung finden.

Man muß es aussprechen, ohne vor einer der Aufmerksamkeit wohl würdigen Wahrheit zurückzube-

ben: der Friede bietet der Armee keine glückliche Aussicht, und der nahe Krieg würde ihr nicht günstiger seyn. Indeß als Soldat hört man nicht auf, Franzose zu seyn; wäre Frankreich glücklich, oder könnte es glücklich seyn, handelte es sich um seine Unabhängigkeit als Nation; müßte ein besserer Zustand gegen einen schlechtern vertheidigt werden, was fragte dann die Armee nach ihrem Wohlsein und ihren Interessen. Kein Opfer ist ihr zu schwer, das sie nicht dem Vaterlande brächte! Aber wo ist die Freiheit, wo das Glück, wo die nationale Würde, die Frankreich nicht in einem viel höheren Grade besaß vor einem Jahre? Geduld und Zeit! sagt eine wohlmeinende Regierung, die aber gegen ein Princip mit Mühe kämpft, das seine Consequenzen verfolgt, wie ein Strom seine Wellen fortwälzt. Geduld? wo aber ist das Ziel? Zeit? das Elend drückt! Ludwig XVIII. stellte 1814 eine große Macht wieder her; er fand Frankreich vom Feinde besetzt, mit gefallnen Größen überfüllt; er fand Anmaßung und Elend beisammen; wenige Tage nachher war die öffentliche Wohlfahrt im erwünschten Schwunge; und auf die Stimme des Königs von Frankreich fanden Polen und Sachsen ihren Rang unter den Nationen wieder.

Das Princip, welches man ausgesprochen hat, fand Frankreich im Jahre 1830 ruhmvoll und reich,

und was sehen wir, nachdem kaum ein Jahr verflossen ist? Bankerottte und ungeheuere Auflagen.

Die Restauration, werdet ihr sagen, brachte uns den Frieden, und in diesem Puncte stehen wir ihr gleich! Ohne Zweifel ist die Legitimität den Völkern so theuer, weil sie in höherer Art einen dauerhaften Frieden und einen Krieg mit Bundesgenossen garantirt; denn ohne dieß würde sie nur eine Abstraction seyn. Aber ohne dieses Princip giebt es keine dauerhafte Ruhe bei einem heißen und unruhigen Volke; denn ihm allein genügt das öffentliche Bewusstsein (la conscience publique); bei Triumphen erwartet dieß nichts weiteres; im Elend hofft dieß immer auf eine glückliche Begebenheit, und diese Voraussetzung für die Zukunft bringt die Existenz der Einzelnen in eine schreckliche Verwirrung.

Man bedenke, daß der Friede nicht allein das Stillschweigen der Kanonen an den Grenzen ist; dieses wird durch Siege oder durch Concessionen erkauft; der Friede ist Ordnung und Vertrauen; und wie sollen wir diese wieder herstellen?

Seit zwölf Jahren spricht man, in Frankreich müsse mehr als anderswo die Logik auf der Seite der Regierung seyn. Vergebens aber würde diese versprechen, sich ihr zu unterwerfen, die Französische Vernunft erwartet es nicht. Wohin aber werden wir kommen,

wenn wir nachgeben? wohin, wenn wir Widerstand leisten? Die ungeheuere Majorität sagt man, will weder Unruhen, noch Unordnungen. Wollte sie den Tod Ludwig XVI.? Wollte sie die letzte Revolution?

Wir haben die Verletzung eines Gesetzes decretirt, das 840 Jahre gedauert hatte, als handelte es sich um die Erhebung einer localen Auflage! In England hatte eine fast ähnliche Revolution Statt gefunden, und die Gelegenheit war gut, sie nachzumachen. Nachahmen und immer in den Tag hinein nachahmen! Das Verbrechen oder die Furcht hat in unserm Lande nichts erfunden, nichts als die Verjährung der Reue. Carl II. hatte den Stolz Großbritanniens verwundet; sein Nachfolger die Staatsreligion angegriffen, und doch würde der englische Adel in dem jetzigen Zustande der Gesellschaft vor seiner Revolution zurückbeben; er hat sie vor mehr als hundert und vierzig Jahren selbst bewirkt, und sie nicht durch das Volk bewirken lassen.

Hat man aber daran gedacht, das Heinrich IV. nur einwilligte, sein Privatvermögen mit dem der Krone zu vereinen, weil das Gesetz über die Erbfolge, das seit sechshundert Jahren beständig beobachtet war, dem ältesten seiner Nachkommen, als dem Könige von Frankreich, die Güter zusicherte, welche er als König von Navarra geerbt haben würde?

Vierzehn Fürstenthümer, Herzogthümer und Herrschaften machten das Patrimonium Heinrich IV. aus; und was bleibt seinem Enkel, seinem Erben nach dem Gesetz; was hebt man Heinrich V. auf? Den Laufzettel eines Verbannten! Gerechtigkeit war dieß nicht, war es vielleicht Nothwendigkeit? In Frankreich haben die Könige kein Alter; die Zeit der stürmischen Regentschaften sind vorüber; wir haben heutiges Tages weder ehrgeizige Vasallen, noch große unruhige Herren, die Eigenthümer von Städten wären; wir haben eine repräsentative Staatsverfassung, und wenn England in einer schwierigen Zeit unter einem wahnsinnigen Könige zu dem Gipfel seines Ruhms kam, hätte Frankreich wenigstens unter einem Kindkönige den seinigen bewahren können. Man ist, ich weiß es, auf Hindernisse und auf Fragen, die Personen betrafen, gestoßen; aber das Uebel, das man vermeiden wollte, war zweifelhaft, das, was man hervorgebracht hat, ist gewiß. Heutiges Tages sind die Umstände unserer Revolution bekannt; einige Personen können noch behaupten, daß sie nothwendig war; aber die Geschichte wird dieß Wort nicht wiederholen.

Doch das Vergangene ruhe! Die möglichst beste Regierung ist die, welche auf die wenigsten Hindernisse stößt, denn das Blut und das Glück der Völ-

ker müssen doch immer die politischen Verwickelungen lösen; je weniger diese sich finden, je glücklicher sind die Völker. Aber ohne die Freiheit ist das Glück selbst ein Zufall. Sie aber ist nur unter einer unangefochtenen Regierung möglich. Diese allein ist im Stande, durch die Kraft ihres Rechts und der Interessen, die sie den Volksleidenschaften entgegensetzt, letztere in Schranken zu halten, ohne sie zu vernichten. In einem solchen System sind die Kämpfer der Freiheit, wäre ihre Zahl auch noch so gering, immer stark genug, denn hinter ihnen sind die Massen; vor ihnen nur das Gesetz.

Nehmt eine neue Regierung, die mit dem grossen Haufen übereinstimmt; oder durch diesen beherrscht wird, — und keine Freiheit ist mehr möglich; denn in diesem Systeme verfolgt die Gewalt den Andersdenkenden, den das Gesetz nicht trifft.

Ich lege diese Betrachtungen den Männern vor, die uns regieren. Ich habe einige Irrthümer, einige Ungerechtigkeiten nachgewiesen; aber ich schreibe sie nicht ihnen zu, aber wohl ihrer Stellung, die mit unübersteiglichen Schwierigkeiten umringt ist. Es ist dem Menschen nicht vergönnt, den Damm zu zerstören und die Wogen aufzuhalten. Die Ordnung der Gesellschaft scheint in Gefahr; uns drohen große Gefahren, denn bald wird das Volk Hunger haben. Auf

dem Puncte, zu dem wir gekommen sind, ist eine große moralische Reaction nöthig; sie allein wird durch ihre augenblicklichen Wirkungen dem Volke das Brod geben, das ihm fehlt, Europa den Frieden, der bedroht ist; sie allein wird den thörichten Speculationen, von welchen die Geister verwirrt werden, und den materiellen Zerrüttungen, vor welchen die Menschheit zurückbebt, zuvorkommen. Aber wessen bedarf es, um dahin zu gelangen? Die Größen und die Gewalt nach dem Guten schätzen, was sie hervorbringen, vielleicht einer Eingebung des Gewissens nachgeben, und mit Mathieu Mole wiederholen: „Werden nicht früher oder später sechs Fuß Erde den größten Mann der Welt bezwingen?“

Ende des 68sten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google